This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

181-

K 76

~~UNS. 160 G. 22~~

TAYLOR INSTITUTION

DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Vet. Ger. II A. 61

Pour
Mr. de Fontenelle
treshumbl. à [illegible]

Bernhards von Fontenelle
Geſpräche der Todten
Und
Plutons Urtheil
über dieſelben;

zum erſtenmahl ins Teutſche überſetzt,
und mit einer Vorrede, von Geſprächen überhaupt, verſehen
von
Joh. Chriſt. Gottſched.

Leipzig, 1727.
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 JUN 1960
OF OXFORD
LIBRARY

Dem
Hochwohlgebohrnen Herrn,
HERRN
Gottlob Hieronymo
von Leipziger,

auf Heyda und Knatewitz,

Ihr. Kön. Maj. in Pohlen und Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen wircklich geheimten Rathe, und des Ober-Appellation-Gerichts, Kirchen-Rathes und Ober-Conſiſtorii hochanſehnlichen Preſidenten,

Meinem gnädigen Herrn.

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr,

Unter der groſſen Anzahl von Büchern, die ein vieles verlieren würden, wenn man ihnen den hohen Nahmen Eurer Excell. dem ſie von ihren Verfaſ-

ſern

ſern gewidmet worden, entziehen möchte; wünſchen ſich auch dieſe Geſpräche eines berühmten Franzoſen das Glück, von einem ſo groſſen Staats-Maũe einigen Glantz zu entlehnen. Hatte gleich das Original davon in Franckreich nicht nöthig, den Schutz eines Gönners der Muſen zu ſuchen, weil ſein innerlicher Werth es ohnedem überall beliebt machte: So ſcheinet doch dieſe Überſetzung deſſelben, die itzo in Deutſchland ans Licht tritt, einer ſolchen Hülfe benöthiget zu ſeyn. Und da die groſſen Verdienſte und ſeltenen

 Ei-

Eigenſchafften Eurer Excellenz auch den beſten Büchern, durch die Vorſetzung dero Nahmens, neue Vortheile zuwege zu bringen pflegen: So zweifelte ich um ſo vielweniger, dieſem an ſich ſelbſt ſchon trefflichen Buche auf ſolche Weiſe zu ſtatten zu kommen.

Wer den beſondern Eifer erweget, womit Eure Excellenz unſerm Allergnädigſten Landes-Herrn die wichtigſten Dienſte leiſten; indem Sie theils, der in hieſigen Landen befindlichen, Evangeliſchen Kirchen Ruhe und

Wohl-

Wohlfahrt beſorgen, theils auch der Churſächſiſchen Academien Flor und Wachsthum befördern, und ſich alſo den Staat, die Religion und Gelehrſamkeit zugleich täglich von neuem verbinden: Der ſollte ſichs kaum einbilden, daß Dieſelben bey ſo vielfältigen Angelegenheiten noch eine Stunde übrig hätten, auch an die freyen Künſte zu gedencken, und bisweilen die Schrifften der Redner und Poeten zu durchblättern. Aber alle, die Eure Excellentz näher zu kennen die Ehre haben, müſſen Dero Einſicht, wie in andern Thei-

len der Gelehrſamkeit, alſo auch hierinn bewundern, und ein Zeugniß ablegen, daß es Denenſelben ſo wenig an einem zarten Geſchmacke von Sachen, die auf den Geiſt und Witz ankommen; als an der gnädigen Neigung fehle, die Verfaſſer derſelben auf alle Weiſe zu ſchützen und zu befördern.

Herr Fontenelle gehört, nach dem Urtheile der gelehrten Welt, unter diejenigen Scribenten, die zur Ehre der Franzöſiſchen Nation ein vieles beygetragen. Seine

he ſinnreiche Feder hat nicht nur Ausländer überführet, daß er wohl zu dencken, und ſeine Gedancken auf eine edle Art auszudrücken gewuſt: Sondern ſeine Schrifften werden auch bey der ſpäten Nachwelt noch zeigen, daß eine lautere Vernunfft und ein lebhaffter Geiſt zu ſeinen Zeiten nichts ſeltſames geweſen. Eurer Excellentz iſt es nicht unbekannt, daß die Kunſt Geſpräche zu ſchreiben zur Beredſamkeit gehöret; und daß Herr Fontenelle in dieſem Buche ſich als einen Meiſter darinnen erwieſen habe. Alle Re-

 geln

geln der Dicht- und Rede-Kunſt
ſind nach Veranlaſſung trefflicher
Exempel abgefaſſet worden: Und
da ich ein ſo vollkommenes Mu-
ſter guter Geſpräche vor Augen
hatte, als folgende; ſo konnte
mirs nicht ſchwer fallen, von die-
ſem Theile der Wohlredenheit ei-
nige Grundſätze zu entwerfen. Es
iſt auch kein Zweifel, daß die da-
her entſtandene etwas weitläufti-
ge Vorrede nicht den Beyfall al-
ler Kunſtverſtändigen erlangen
ſollte, im Falle ſie nur das Glück
hätte, von Eurer Excellenz, als ei-
nem

nem ſo ſcharfſinnigen Kenner, gut geheiſſen zu werden.

Eben dadurch, und durch die Fortſetzung von Dero unſchätzbaren Gnade gegen meine Wenigkeit, werde ich aufgemuntert werden, ferner mit Fleiß den freyen Künſten obzuliegen, und mich wie bisher, der ſtudirenden Jugend mit allem Eifer zu widmen. Unter dem Schutze Eurer Excellenz darf ich an einem erwünſchten Fortgange meiner Bemühungen nicht zweifeln; und dergeſtalt wächſt mir die Hoffnung, daß ich

der=

dereinſt, durch wichtigere Proben meines Fleißes, werde darthun können, mit wie vieler Devotion ich bin und Lebenslang ſeyn werde

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr,

Eurer Excellentz

Leipzig, 1727.
den 10. May.

unterthänigſt gehorſamſter Diener.

M. Joh. Chr. Gottſched,
Coll. B. V. Colleg.

Diſcurs

Diſcurs des Uberſetzers
an ſtatt einer Vorrede,
darinnen von
Geſprächen überhaupt
gehandelt wird.

Die KunſtGeſpräche zu ſchreiben, iſt zum wenigſten ſo alt, als das Buch Hiobs. Bloß die zwey erſten, und der gröſte Theil des leztern Capitels, ſind Hiſtoriſch abgefaſſet: Alles übrige ſtellet die Unterredungen Hiobs mit ſeinen Freunden und mit GOtt ſelber vor. Es mag nun entweder Moſes oder ſonſt iemand der Verfaſſer dieſes Lehrreichen Buches ſeyn: So iſt es doch gewiß, daß ſelbiges alle Heydniſchen Schriften, davon wir etwas wiſſen, an Alterthum übertreffe. Daran iſt mir nichts gelegen, ob die darinnen aufgeführten Perſonen alles dasjenige, was wir von ihnen leſen, mit eben ſoviel Worten und Sylben geſprochen; oder ob nicht vielmehr der heilige Scribent in Beſchreibung ihrer Unterredungen, ſich einer gröſſern Freyheit bedienet habe? Die Gottesgelehrten werden dieſen Streit ſchon entſcheiden: Mir iſt genug, daß dieſes Buch unter die Zahl der Geſpräche gehöret.

Unter den Griechiſchen Scribenten iſt

Homerus einer der allerälteſten: wiewohl man die Zeit nicht beſtimmen kan, wenn er gelebet hat. Die beyden Helden-Gedichte ſo wir von ihm haben, Ilias und Odyſſea, ſind zwar was Poetiſches, und ſcheinen mir alſo vor diesmal nichts anzugehen: Allein ſie ſind voller Unterredungen. Die Art des Helden-Gedichtes erfordert es, daß der Poet nicht allezeit ſelbſt und in ſeinem eigenen Nahmen rede; wie die Geſchicht-Schreiber thun: ſondern daß er die Helden und andre Perſonen mehr, ſelbſt redend einführe. Dieſer Kunſtgriff macht ihren Vortrag ſehr lebhafft. Der Leſer bildet ſich ein, er ſey ſelbſt den Redenden zugegen und ſieht ſie gleichſam vor Augen ſtehen. Das Feuer eines muntern Gemüthes belebet alle ſeine Ausdrückungen, und entzündet dadurch alle, die ſeine Worte hören oder leſen, mit eben den Gemüths-Bewegungen, darinnen es ſelbſt ſtehet: Dahingegen der Poet durch eine kalte Erzehlung ihrer Reden, denſelben alle Krafft und allen Nachdruck entziehen würde.

Eine von den beſten Unterredungen in der Ilias iſt diejenige, wo Agamemnons Abgeſandten den hefftigen Zorn des Achilles zu beſänfftigen ſuchen. Hierinnen hat Homerus eine Probe ſeiner groſſen Fähigkeit abgeleget. Ulyſſes, der beredteſte unter allen Griechiſchen Helden

Helden, macht den Anfang. Alle ſeine Redens-arten ſind wohl ausgeſucht: alle ſeine Gründe ſind bündig, und der gantze Vortrag ſo angenehm, daß man ihn mit Luſt anhöret. Achilles antwortet ihm mit einer großmüthigen Freyheit, und man wird ſelbſt dadurch zu einer edlen Hoheit der Seelen angeflammet. Hierauf fährt Phenix der alte Hofmeiſter des Achilles fort. Dieſer beſtraft ſeinen eigenſinnigen Helden, auf eine ſo rührende und nachdrückliche Art, daß einem das Hertz gantz rege wird. Endlich ſchließt Ajax, den der Stoltz des unerbittlichen Achilles in Harniſch bringet. Er bricht die gantze Unterredung mit einem rechtmäßigen Verdruſſe ab und läßt die Empfindung deſſelben, in dem Gemüthe des erhitzten Leſers zurücke.

Es iſt wahr, daß Homerus nicht in allen ſeinen Geſprächen ſo glücklich geweſen iſt. Er ſcheint ſich derſelben gemißbrauchet zu haben, wenn er die Helden mitten in der Hitze eines blutigen Treffens einander begegnen läſt: da ſie ſich denn einander nicht nur ihr Herkommen und ihre merckwürdige Thaten; ſondern auch die Geſchichte ihrer Vorfahren und die Geſchlecht-Regiſter ihrer Pferde erzehlen, ja die gröbſten Schelt- und Schimpf-Worte wechſeln müſſen. Es iſt leicht zu begreifen, daß dieſes wieder die

Wahrſcheinlichkeit und Natur der Menſchen lauffe. Gantz handgreiflich aber iſt es, daß Homerus ſeine Geſpräche gar zu ſehr verſchwendet habe; wenn er ſeine Helden die bereits getödteten Feinde noch anreden, und endlich ſogar mit ihren Pferden ſprechen läſt: Gerade, als ob ihnen dieſelben Red und Antwort geben könnten. Doch von dem allen mag man diejenigen zu Rathe ziehen, die entweder dieſen Poeten deswegen getadelt, oder vertheidiget haben.

Eſopus hat in ſeinen ſinnreichen Fabeln eine neue Art der Geſpräche erdacht. Die unvernünftigen Thiere müſſen mit einander ſprechen, und dadurch dem Menſchen diejenigen Lehren geben, die ſie ſonſt nicht gar zu gern hören. Ein ieder ſieht wohl, daß dieſes erdichtete Unterredungen ſind; welche aber eben deswegen keinen in Irrthum ſtürtzen werden: weil ſie ſo gar was unglaubliches zum Grunde ſetzen. Indeſſen ergetzen ſie doch den Verſtand weit mehr, als wenn ſie von Menſchen gehalten wären. An die beſten Lehren kehret man ſich darum nicht ſonderlich, weil die Lehrer unſers gleichen ſind: Die Thiere hergegen nimmt man deſto williger zu Lehrmeiſtern in der Sitten-Lehre an; je mehr man verſichert iſt, daß ſie

uns

uns im Abſehen auf den Verſtand den Vorzug laſſen werden.

Ich kan nicht umhin, die nachdrücklichen Worte hieher zu ſetzen, deren ſich der theure Lutherus in der Vorrede bedienet hat, die er vor hundert von ihm ſelbſt deutſch überſetzte Eſopiſche Fabeln geſetzet hat. Nicht allein aber die Kinder, ſchreibt er, ſondern auch die groſſen Fürſten und Herren, kan man nicht beſſer betrügen, zur Wahrheit und zu ihrem Nutz: denn daß man ihnen laſſe die Narren die Wahrheit ſagen. Dieſelbigen können ſie leiden und hören: ſonſt wollen oder können ſie von keinem Weiſen die Wahrheit leiden; ja alle Welt haſſet die Wahrheit, wenn ſie einen trifft. Darum haben ſolche weiſe hohe Leute die Fabeln erdichtet, und laſſen ein Thier mit dem andern reden, als ſollten ſie ſagen: Wohlan, es will niemand die Wahrheit hören noch leiden, und man kan doch der Wahrheit nicht entbehren; ſo wollen wir ſie ſchmücken, und unter einer luſtigen Lügen-Farbe und lieblichen Fabeln kleiden: Und weil man ſie nicht will hören durch Menſchen-Mund, daß man ſie doch höre durch Beſtien-Mund. So geſchichts denn, wenn man die Fabeln lieſet, daß ein Thier dem andern, ein Wolf dem andern

die Wahrheit ſagt, ja zuweilen der gemahlte Wolf, oder Bär, oder Lewe im Buche, dem rechten zweyfüßigen Wolfe und Leuen einen Text heimlich lieſet, den ihm ſonſt kein Prediger, Freund noch Feind leſen durffte. Alſo auch ein gemahlter Fuchs im Buche, ſo man die Fabeln lieſet, ſoll wohl einen Fuchs über Tiſche alſo anſprechen, daß ihm der Schweiß möchte ausbrechen, und ſollte wohl den Eſopum gern wollen erſtechen oder verbrennen. Wie denn der Tichter Eſopi anzeigt, daß auch Eſopus um der Wahrheit willen ertödtet ſey, und ihn nicht geholffen hat, daß er in Fabelnweiſe, als ein Narr ſolche Wahrheit die Thiere hat reden laſſen: denn die Wahrheit iſt das unleidlichſte Ding auf Erden. Soweit Lutherus, wobey ich nur anmercke, daß dieſer groſſe Mann davor gehalten, es ſey niemals eine ſolche Perſon, als Eſopus beſchrieben wird, in der Welt geweſen: ſondern, daß nach der Meynung Quintilians etwa Heſiodus oder ſonſt der allergelehrteſten Griechen einer, dieſe unter den Leuten bekannte Mährlein geſammlet und in ein Buch zuſammen getragen habe.

Als die Griechiſchen Poeten die Schaubühne zur Vollkommenheit brachten, wurde

auch die Kunſt Geſpräche zu ſchreiben beſſer ausgeübet. Ein Trauerſpiel ſowohl, als eine Comödie, iſt in gewiſſer Abſicht nichts anders, als ein Zuſammenhang verſchiedener Geſpräche; die aber insgeſammt zu einem einzigen Zwecke abzielen. Ein ieder Auftritt iſt eine Unterredung zweyer oder mehrerer Perſonen: Bloß diejenigen ſind ausgenommen, wo eine einzige Perſon gantz allein heraus tritt etwas zu ſagen; welches aber ſehr ſelten, auch nur in beſondern Fällen geſchiehet. Wer alſo Theatraliſche Poeſien verfertigen wollte, der muſte nothwendig zuerſt ein gutes Geſpräche ſchreiben können. In der That kommt in Luſt- und Trauerſpielen ſehr viel darauf an. Wer nicht eine geſchickte Unterredung zu einer Scene machen kan: wie will der ein gantzes Theatraliſches Stück verfertigen, welches aus lauter ſolchen Scenen zuſammengeſetzt ſeyn muß?

Die Alten ſchrieben alle ihre Tragödien und Comödien in Verßen: und alſo wurden auch die einzelnen Geſpräche daraus ſie beſtunden, Poëtiſch abgefaßet. Dieſes ſcheint einer Haupt-Regel der Geſpräche zu wieder zu laufen; welche haben will, daß man in allem der Natur folgen ſolle. Nun aber reden die Leute ſonſt nirgends in Verßen, als auf der Schaubühne. Allein man hat es

der Beluſtigung der Ohren leicht einräumen können, in dieſem Stücke ein wenig von der Natur abzugehen: zumahl da die jambiſchen Verße von der gemeinen Art zu reden ſo ſehr nicht abweichen, daß ſie gar zu gekünſtelt klingen ſollten. Bey den heutigen Völckern iſt es ein anders. Die Reime verrathen einen Comödianten gar zu ſehr, daß er nicht von Hertzen, ſondern aus dem Gedächtniſſe redet. Darum wäre es zu rathen, daß man alle Theatraliſche Sachen entweder in ungereimten Verßen, oder gar in ungebundener Schreibart verfertigen möchte.

Niemand hat die Kunſt Geſpräche zu ſchreiben in größerer Vollkommenheit beſeſſen, als Plato. Theophraſtus ſelbſt, der doch dieſen Nahmen von Ariſtotele, einem großen Kenner der Wohlredenheit, und zwar bloß um ſeiner Göttlichen Beredſamkeit willen, bekommen; getrauete ſich nicht in dieſer Schreibart demſelben gleich zu kommen: obgleich er ſonſt Luſt dazu hatte, auch ſeine Sprache vollkommen verſtand. Wenn die Alten geſagt haben, daß die Muſen ſelbſt dieſem Weltweiſen ſeine Sachen in die Feder geflößet; und daß Jupiter ſelbſt ſich der Sprache Platonis bedienen würde, im Fall es ihm gefallen ſollte, Griechiſch zu reden: So können wir leicht daraus ſchlieſſen, wie hoch

durch ſie ſeine Geſpräche gehalten haben. Sie hatten in der That recht: denn man kan nichts natürlichers, vernünftigers und anmuthigers leſen als eben dieſelbe. Denjenigen zu gefallen, welche die Schreibart dieſes groſſen Weltweiſen noch nicht kennen; will ich einen kleinen Vorſchmack davon geben. Ich nehme das erſte was mir im Aufſchlagen vorkommt: denn wo alles ſchön iſt; da darf man nicht lange wehlen. Es iſt der Anfang des Critons. Dieſer treue Freund Socratis beſuchet denſelben im Gefängniſſe, und da fragt ihn

Socrates. Warum kommſt du ſo zeitig zu mir, Crito? Mich dünckt es iſt noch ſehr frühe.

Crito. Du haſt recht, es iſt freylich noch frühe.

Socrates. Wie mag es denn wohl um die Zeit ſeyn?

Crito. Es iſt kurtz vor Tage.

Socrates. Ich wundre mich, daß dich der Stockmeiſter eingelaſſen hat.

Crito. Ich habe den Mann ſchon lange gekannt. Er hat mich auch hier ſehr oft geſehen, und iſt mir einiger maſſen zu willfahren verpflichtet.

Socrates. Kommſt du denn itzo allererſt, oder biſt du ſchon längſt gekommen?

Crito.

Crito. Ich bin ſchon eine gute Weile da geweſen.

Socrates. Warum haſt du dich denn ſo ſtille bey mir gehalten? du hätteſt mich aufwecken ſollen, ſobald du herein gekommen wareſt.

Crito. Behüte GOtt! Socrates. Ich ſelbſt ſuche mich aller Sorgen und Bekümmerniſſe zu entſchlagen, die mich kein Auge zuthun laſſen; aber ſeit dem ich hereingetreten bin, bewundre ich dich, daß du einen ſo ruhigen Schlaf gehabt: und ich wollte dich mit Fleiß nicht aufwecken, um dich dieſer guten Augenblicke genieſſen zu laſſen. In Wahrheit, Socrates, ſo lange ich dich gekannt habe, hat mich deine Gedult und Gelaſſenheit ergetzet: Weit mehr aber ergötzet ſie mich in gegenwärtigen Umſtänden; da du deinen itzigen Zuſtand mit ſo ruhigen und gleichgültigen Augen anſieheſt.

Socrates. Das würde meinem Alter ſehr übel anſtehen, lieber Crito, wenn ich den Tod fürchten möchte.

Crito. Ach, wieviel Leute ſieht man nicht täglich, welche das Alter in dergleichen unglücklichen Fällen, von der Furcht und Zaghaftigkeit nicht befreyet?

Socrates. Es iſt freylich wahr: aber kurz, warum beſuchſt du mich ſo frühe?

Crito.

Crito. Um dir eine verdrüßliche Zeitung zu bringen, welche, du magſt es machen wie du wilſt, dennoch mich, u. alle deine Verwandten und Freunde mit Schmertzen überhäufen wird. Mit einem Worte, es iſt die ſchrecklichſte Zeitung die man jemals einem Menſchen bringen kan.

Socrates. Was vor eine Zeitung? Iſt denn etwa das Schiff von Delos eingelauffen, bey deſſen Zurückkunfft ich ſterben ſoll?

Crito. Noch iſt es nicht angekommen; aber es wird ohne Zweifel heute da ſeyn, wie uns diejenigen berichten, die aus Sunium angelanget ſind, denn daſelbſt haben ſie es verlaſſen.

Socrates. Das iſt gut, Crito. Es ſey alſo; weil die Götter es ſo haben wollen; Indeſſen dencke ich, das Schiff werde heute noch nicht kommen.

Crito. Woher muthmaßeſt du das?

Socrates. Ich will dirs ſagen. Ich ſoll ja allererſt den Tag nach der Zurückkunfft des Schiffes ſterben. Iſt es nicht ſo?

Crito. Zum wenigſten ſagen diejenigen ſolches, die das Urtheil ſollen vollziehen laſſen.

Socrates. Daß Schiff kan aber derowegen morgen erſtlich ankommen, wie ichs aus einem gewiſſen Traume ſchlieſſe, den ich dieſe Nacht, ja nur dieſen Augenblick gehabt habe.

habe. Es ſcheint ein rechtes Glück zu ſeyn, daß du mich nicht aufgewecket haſt.

Crito. Was iſt denn das vor ein Traum?

Socrates. Mich dauchte, als wenn ſich ein ſehr ſchönes und überaus wohlgeſtalltes Weibsbild in einem ſchneeweißen Kleide zu mir nahete, und mir die Worte zurief,

Du wirſt den dritten Tag dein fruchtbar Phthia ſehn!

Crito. Das iſt in der That ein ſeltſamer Traum, Socrates.

Socrates. Er bedeutet ſehr viel, Lieber Crito.

Crito. Ja freylich wohl, aber Socrates, folge diesmahl meinem Rathe, und entfliehe von hier. Stirbeſt du, ſo habe ich das Unglück, auf ewig eines Freundes beraubet zu ſeyn, über deſſen Verluſt man mich niemals wird tröſten können. Ja ich habe zu beſorgen, daß nicht viele, die weder dich noch mich recht kennen, dencken möchten: ich hätte dich verlaſſen, da ich dich doch hätte befreyen können; wenn ich nur alle mein mögliches hätte thun wollen. Kan wohl was ſchändlichers gefunden werden, als wenn man ſein Geld mehr liebet, als ſeine Freunde? Denn das Volck wird ſich niemals einbilden können, daß du nicht hätteſt aus dem Gefängniß gehen wollen: als wir dich dazu genöthiget.

Socra-

Socrates. Aber mein lieber Crito, muß man ſich denn ſo ſehr darum bekümmern, was das Volck dencken wird? Iſt es nicht genug, daß die Vernünftigſten, nach denen wir allein zu fragen haben, wiſſen werden, wie es eigentlich zugegangen ſey? u. ſ. w.

Ich glaube, daß auch eine ſo unvollkommene Ubersetzung als dieſe iſt, die Schönheiten dieſes Geſpräches nicht ſo gar verdunckeln könne, daß ſie nicht einem verſtändigen Leſer in die Augen fallen ſollten.

Um eben dieſe Zeiten ſchrieb ein anderer Schüler Socratis die Merckwürdigkeiten ſeines Lehrmeiſters auf; darinnen gleichfals viele herrliche Unterredungen deſſelben anzutreffen ſind. Xenophon iſt es, von welchem ich rede, der ſich nicht weniger unter den Helden mit dem Degen, als unter den Gelehrten durch die Feder hervor gethan. Seine Schreibart in der Hiſtorie iſt die ſchönſte und angenehmſte: in den Geſprächen aber hat er dem Plato zwar in der Anzahl und Größe derſelben; doch nicht in der natürlichen Deutlichkeit und Anmuth einen Vorzug gelaſſen. Herr Charpentier hat ſie ins Franzöſiſche, und Herr Thomas ins Teutſche überſetzet. Weil das Buch leicht zu haben iſt, mag ich kein Exempel daraus anführen.

Nach

Nach der Zeit hat ſich Lucianus unterſtanden in dieſer Schreibart ſein Glück zu verſuchen. Er war ein ſinnreicher und gelehrter Kopf; der noch dazu ſeine Sprache völlig in ſeiner Gewalt hatte. Es war ihm auch um ſoviel leichter etwas geſchicktes in dieſer Gattung von Schrifften zu verfertigen; da er an Platone ein ſo vollkommenes Muſter vor Augen hatte. Er ſcheint indeſſen ein flüchtigeres Naturell gehabt zu haben als jener, indem ſeine meiſten Geſpräche ſehr kurtz gerathen ſind. Nur Timon, Toxaris und hernach dasjenige, wo Menippus ſich mit dem Philonides unterredet, können mit Platonis Geſprächen im Abſehen auf die Größe verglichen werden. Vielleicht hat er ſich auch der ungeduldigen Gemüthsart ſeiner Griechen bequemen wollen: welche lieber kurtze als lange Schrifften leſen mochten. Dieſes ſein Unternehmen iſt ihm dergeſtalt gelungen; daß er zu allen Zeiten vor einen Meiſter in dieſer Schreibart gehalten worden. Seine Scharfſinnigkeit, ſein natürliches Weſen, ſeine anmuthige Art zu ſchertzen, und endlich ſeine vernünftige Beobachtung aller Caractere von ſo vielen Perſonen die er reden läſt; das alles ſage ich, kan ihm auch der ſchärfeſte Criticus nicht abſprechen. Ich werde im folgenden eine Probe von ſei-

nen

nen Geſprächen anführen. Und ſoviel von den Griechen.

Unter den Römern finde ich auſſer den Theatraliſchen Poeten Plauto, Terentio und dem Tragiſchen Seneca, keinen der ſich in Geſprächen ſo ſehr hervorgethan hätte, als Marcus Tullius. Wie dieſer groſſe Staatsmann und Redner in allen Gattungen der Wohlredenheit fürtrefflich geweſen; ſo hat es ihm auch an der Kunſt, ſchöne Unterredungen zu ſchreiben nicht gemangelt. War er in ſeinen vortrefflichen Reden der Lateiniſche Demoſthenes; ſo konnte man ihn im Abſehen auf ſeine Geſpräche den Römiſchen Plato nennen. Seine Philoſophiſche Schrifften ſind faſt alle Geſprächsweiſe abgefaſſet, und ſeine Gedancken von dem Redner hat er eben ſo vorgetragen. Er hat die ſchönſten Gedancken mit den anmuthigſten Worten auszudrücken; und allen ſeinen Perſonen ſolche Redensarten in den Mund zu legen gewuſt, die ſich vollkommen vor ſie ſchickten. Es iſt nicht als wenn man ein Lateiniſch Buch läſe; indem man ſeine Schrifft von der Natur der Götter lieſt: man bildet ſich ein, mitten in Athen, mitten unter Peripatetiſchen, Stoiſchen und Epicuriſchen Weltweiſen zu ſeyn, und dieſelben nach den Lehrſätzen ihrer verſchiedenen Se-

eten wircklich reden zu hören. Es herrſchet eine ſo leichte lebhaffte, natürliche und doch wohlanſtändige Art des Vortrages darinnen; daß man ſich Gewalt thun muß, wenn man im Leſen abbrechen will. Seine Deutlichkeit iſt ſinnreich, und ſeine größte Scharfſinnigkeit iſt leicht zu verſtehen. Der künſtlichſte Ausdruck iſt doch natürlich, und ſeine Perſonen reden ſo, wie es vernünfftigen Leuten anſtehet. Kurtz, wenn Ciceronis Schrifften ja zu tadeln ſeyn ſollten; ſo würde man doch an ſeinen Geſprächen, in ſoweit ſie Geſpräche ſind, nichts auszuſetzen finden.

Wir haben noch ein Lateiniſches Geſpräche von den Urſachen der verfallenen Beredſamkeit; davon wir aber den Urheber nicht vor gewiß angeben können. Einige ſchreiben es dem Tacito, andre dem Quintilian zu: welches letztere mir, der Schreibart halber, wahrſcheinlicher vorkommt als das erſte. Dem ſey aber wie ihm wolle, es giebt den Geſprächen Ciceronis nicht viel nach, und zeiget von einem Verfaſſer, der die Kunſt verſtanden hat.

In den Zeiten da die Römiſche Monarchie, Gelehrſamkeit und Sprache in den letzten Zügen lag, fand ſich noch der berühmte Bürgermeiſter in Rom Anicius Manlius Torquatus Severinus Boetius, der ſeine

tröſtende Weißheit in Form einer Unterredung abfaſſete. Er erdichtet, als wenn ihm die Weißheit in ſeinem Gefängniſſe erſchienen wäre, um ihn, wegen ſeiner Bekümmerniße über ſoviel ſchwere Unglücksfälle, aufzurichten. Und hier beſchreibt er uns die mit dieſer Weißheit gepflogenen Unterredungen; miſchet aber hier und dar unter die tiefſinnigſten Philoſophiſchen Gedancken vom Guten und Böſen in der Welt, einige Poetiſche Beſchreibungen und Geſänge, um den Leſer durch dieſe angenehme Abwechſelung in der Aufmerckſamkeit zu erhalten. Das Werck verdienet geleſen zu werden: wiewohl man leicht einige Fehler darinnen finden könnte: wenn man willens wäre, alles nach der Schärfe zu unterſuchen.

Als man die freyen Künſte in Italien und den andern Abendländern von Europa wiederherſtellete; fanden ſich unter den damahligen Liebhabern der Lateiniſchen Sprache verſchiedene, die es auch in Geſprächen den alten Römern nachthaten. Ludovicus Vives ein Spanier, Corderus ein Franzoſe, Caſtellio ein Italiener und Eraſmus ein Niederdeutſcher, haben ſich in dieſer Schreibart gleichſam Trotz geboten. Sie ſchrieben alle nicht nur ſchön Latein: ſondern wuſten auch den Character der Geſpräche wohl zu be-

obachten, und ihren Gedancken diejenige natürliche Anmuth zu geben, die in den Unterredungen wohlgearteter Perſonen herrſchet. Ihre meiſte Abſicht gieng auf die Schuljugend. Dieſer zu gefallen verfertigten ſie eigentlich ihre Geſpräche, um dieſelbe dadadurch zu deſto beſſerm Gebrauche der alten Römiſchen Scribenten vorzubereiten. Dieſe Abſicht war ſehr zu billigen. Um der, durch eine langwierige Barbarey verfallenen Gelehrſamkeit in Europa wieder aufzuhelffen: muſte man freylich von der Jugend den Anfang machen: vor dieſelbe ſchien aber keine Art des Vortrages bequemer zu ſeyn, als die durch Geſpräche geſchiehet. Die Lebhafftigkeit ſo darinnen befindlich iſt, vergnüget ihre natürliche Munterkeit: und die beſtändige Abwechſelung zweyer redenden Perſonen, kommt ihrem Eckel zuvor; der ſich gar leicht einſtellet, wenn ſie eine Schrifft leſen ſollen, die etliche Blätter lang, immer in einem fortgehet. Aus dieſen Urſachen werden auch die oberwehnten Geſpräche, nach mehr als zwey hundert Jahren, noch itzo in vielen Schulen mit Nutzen gebrauchet.

Indeſſen nimmt es mich wunder, warum dieſe wackere Männer nicht auch andre wichtigere Materien in Geſprächen vorgetragen. Muß mann denn nur redende Knaben aufführen? Und ſprechen nicht oft gelehrte Leute

von

von den erheblichſten Sachen? Laurentius Valla iſt meines Wiſſens der einzige, der um die damahligen Zeiten, eine wichtige Theologiſche und Philoſophiſche Materie Geſprächsweiſe abgefaſſet hat. Er handelt von dem freyen Willen des Menſchen und andern damit verknüpften Streitfragen. und bemüht ſich, Boetium zu widerlegen, von deſſen tröſtender Weißheit oben gedacht worden. Wer dieſer tieffſinnigen Art von Wahrheiten gern nachdencket, wird Vallä Geſpräch mit Vergnügen leſen, und ihn nicht nur als einen guten Lateiner, ſondern auch als einen gründlichen Philoſophen antreffen. Einen kurtzen Auszug aus ſeinem Buche, kan man am Ende des III. Theils von des Herrn Leibnitzens Theodicee finden.

In neuern Zeiten wüſte ich nicht, wer ſich in dieſer Schreibart ſonderlich hervor gethan hätte. An guten Scribenten hat es zwar ſeit der Reformation in keinem Theile der Gelehrſamkeit gefehlet: aber ſie haben in ihren Büchern eine gantz andre und mehrentheils Syſtematiſche Lehrart beobachtet. Kleinigkeiten, die hier und da Geſprächsweiſe verfertiget worden: werden hier in keine Betrachtung gezogen. Entweder ſie hielten nichts als mageres Zeug in ſich, daran niemand einen Geſchmack fand: oder ſie ſind in

einer ſo verdrüßlichen, unrichtigen und unangenehmen Art des Ausdruckes abgefaſſet geweſen; daß ſie nur mit Wiederwillen geleſen worden: oder es ſind endlich Zanckſchrifften geweſen, die man nicht länger als das Gezäncke währet, anzuſehen; hernach aber dem Moder und den Motten zur Speiſe zu übergeben pflegt. Es fragt ſich alſo woher es komme, daß von den berühmteſten Leuten, die das vorige und itzige Jahrhundert in ſo groſſer Anzahl hervorgebracht, und deren Schrifften noch in iedermans Hochachtung ſtehen, ſich niemand die Art, in Geſprächen zu ſchreiben, gefallen laſſen?

Der gründgelehrte und ſcharffſinnige Engliſche Graf Schafftsbury hat ſich dieſe Frage an einem Orte ſeiner Schrifften vorgeleget, und nicht gantz unrecht beantwortet. Er ſetzt zum Grunde, daß ein Geſpräch gleichſam eine Abbildung der Gemüther von denen Perſonen ſey, die ſich mit einander unterreden. Nicht nur die Fähigkeit des Verſtandes, ſondern auch die Lebhafftigkeit des Geiſtes und die Neigungen des Hertzens ſelbſt, äuſſern ſich in einer ungekünſtelten Unterredung. So gar die Landesarten und Gewohnheiten der Völcker, drucken ſich deutlich darinnen ab; ja es iſt nichts, bis auf die geringſten Kleinigkeiten der Zeiten,

Der-

Oerter, Vorurtheile, Secten, Religionen, Auferziehung und Lebensarten der ſprechenden Perſonen zu erſinnen: welches in einem vertraulichen Umgange derſelben ſich nicht äußern, und in einem Geſpräche abgeſchildert werden ſollte. Wenn man dieſes annimmt, meynt rühmlichſt gedachter Scribent; ſo ſey es leicht zu ſagen, warum Griechen und Römer in Geſprächen geſchrieben. Sie dorften ſich nemlich nicht ſcheuen, uns die Schildereyen von ihren Perſonen nach allen Eigenſchafften zu geben. Sie waren vernünfftige und der Tugend befliſſene Leute. Sie lebten in freyen Republicken, und hatten alſo edle Seelen; dorfften auch aus keiner Sclaviſchen Furcht anders reden als ſie dachten. Vielweniger war ihr Umgang mit der Laſt eines überflüßigen Ceremoniels beſchweret. Wenn ſie alſo mit einander redeten: ſo thaten ſie es auf eine freye, edle und vernünfftigen Leuten anſtändige Manier. Und ſo war es ihnen keine Schande, ſich in ihren Geſprächen nach dem Leben abgeſchildert zu ſehen. Sie thaten es derowegen ſelbſt, und dorfften gar nicht beſorgen, daß ihnen die genaue Entdeckung ihrer wahrhafften Gemüthsbeſchaffenheit und Lebensart bey den Nachkommen ein nachtheiliges Urtheil zuziehen würde.

Gantz anders verhält ſichs, nach des Herrn von Schafftsbury Meynung, mit uns. Wir ſind mit jenen Alten faſt in keinem Stücke mehr zu vergleichen. Waren ſie frey; ſo ſind wir Sclaven. Philoſophirten ſie ohn alle Furcht, nach dem Vermögen ihres natürlichen Lichtes; ſo ſind wir von Jugend auf durch viel tauſend Vorurtheile erfüllet, die uns im Gebrauche der Vernunfft hindern. Am wenigſten ſind wir ihnen im Abſehen auf die ungezwungne Art im Umgange zu vergleichen. Was vor Complimenten, was vor verſtellte Freundſchaffts-Bezeugungen, was vor unnütze Höflichkeiten hat nicht ein vermeynter Wohlſtand bey uns eingeführet? Und wie ſchön würde es klingen, wenn man ein Geſpräche, ſo wie es heute zu Tage zwiſchen einem Paare artiger Weltleute gehalten wird, ſchrifftlich verzeichnen wollte? Ein Bogen Papier würde kaum zulangen, bloß die Anfangs-Ceremonien und häufigen Schmeicheleyen zu faſſen, die man bey Bewillkommungen nach den Regeln der Galanterie einander ſaget: des Abſchiedes nicht zu gedencken. Und wie lächerlich würde hernach dieſe Abbildung unſrer Lebensart ausſehen: wenn man ſie mit unpartheyiſchen Augen anſehen würde? Kurtz, daß die Neuern keine Geſpräche ſchreiben; das kömmt, nach Herrn Schafftsbury, daher, weil ſie ſich ſchä-

men

men, ihre eigene Schande ſchrifftlich auf die Nachwelt fortzupflanzen.

Soviel Hochachtung ich vor dieſen großen Mann habe, und ſo nützlich dieſe kleine Satyre deſſelben über unſre übermäßige Höflichkeit, ſeyn möchte: ſo muß ich doch geſtehen, daß mir dieſe Urſache nicht wichtig und zulänglich genug zu ſeyn ſcheinet. Wer könnte denn unſre Scribenten nöthigen, unſerer heutigen Art umzugehen, auch in ſchrifftlichen Geſprächen ſo genau zu folgen? Und wer wollte es ihnen wehren, die edle Einfalt der Alten in dieſem Stücke beyzubehalten? Können doch unſre Poeten die vornehmſten Leute mit Du anreden; ohngeachtet wir ſonſt mit einer einzeln Perſon nicht anders zu reden pflegen, als wenn wir mit hunderten zu thun hätten: ja wohl gar mit Gegenwärtigen als von Abweſenden ſprechen, indem wir die dritte Perſon der Vorwörter brauchen. Könnte man denn in Geſprächen nicht was gleiches gewaget haben? Zudem herrſchet ja unter guten Freunden, ſonderlich unter gelehrten Männern, keine ſo ausſchweifende Complimentirſucht. Man verfällt in ihren Geſprächen ſogleich auf was wichtiges: und wenn mans ja nicht thäte: Wer verlangt es denn, daß man das erſte und letzte Wort aller ihrer Unterredungen ſo genau aufſchreiben ſolle?

Ich ſchmeichele mir, eine andre Urſache gefunden zu haben, die unſern Zeiten eben ſo rühmlich iſt, als die vorhinerwehnte Urſache des Hrn. von Schafftsbury ihnen ſchimpflich zu ſeyn geſchienen. Ich ſetze zum voraus, daß es einen vollkommenern Verſtand anzeiget, wenn man Wiſſenſchafften und Künſte in Syſtematiſcher Ordnung vortragen kan: als wenn man nur obenhin etwas davon zu ſagen weiß, welches weder Zuſammenhang noch Ordnung unter einander hat. Ein paar weiſe Sprüche, etliche kluge Lehrſätze, und ein halb Dutzend gute Einfälle kan man zur Noth bey einer mittelmäßigen Gelehrſamkeit im Vorrathe haben. Mehr bedarf man aber nicht, um ein Geſpräche zu verfertigen. Man philoſophirt in Unterredungen nicht nach der gröſten Schärfe: man iſt zu frieden, wenn man nur nicht offenbar ungereimtes Zeug ſagt. Was gehört nicht hingegen zu einem Syſtematiſchen Vortrage? Der Scribent muß die Verküpfung unzehlicher Sätze deutlich einſehen. Er muß die Schlüſſe durch regelmäßige Folgerungen aus ihren Gründen herleiten können. Er muß richtige Erklärungen von Wörtern und Sachen geben, und ſolche Beweißthümer daraus zu verfertigen wiſſen; dawieder man nichts erhebliches zu ſagen vermag. Kurtz, ein Syſtematiſcher Vortrag erfordert eine ſehr groſſe

Tief-

Tieffſinnigkeit, Gründlichkeit und Ordnung der Gedancken.

Nun urtheile man von der Urſache warum die Alten ſo gern; die Neuern aber ſo wenig Geſprächsweiſe geſchrieben. Die Wiſſenſchafften waren damals in ihrer Kindheit und Jugend. Man fieng allererſt an, hier und da einzelne Wahrheiten zu erblicken. Wuſte man gleich verſchiedene wohlgegründete Sätze zu ſagen: ſo trug man ſie doch ohne Ordnung und Zuſammenhang vor. Der einzige Ariſtoteles hatte einen Syſtematiſchen Geiſt. Er allein bemühete ſich nach dem Exempel Euclidis eine gründlichere Lehrart in der Weltweißheit einzuführen. Allen andern Gelehrten, vor und nach ihm war dieſe Ordnung und Verknüpfung der Wahrheiten zu ſchwer. Man philoſophirte ſo zureden in die weite Welt hinein; ohne ſich um einen Zuſammenhang ſeiner Lehren zu bekümmern. Daher kam es, daß die Schüler der weiſeſten Männer zehn, ja wohl zwantzig Jahre bey ihren Lehrmeiſtern zubrachten, und doch noch nicht alle ihre Lehren gefaſſet hatten. Heutiges Tages hat die Gelehrſamkeit ein gantz anders Anſehen bekommen. Man bemühet ſich, alles was man weiß, auf ſichere Grundwahrheiten zu bauen. Man trägt alle Sätze von einer Gattung, in einer or-

tentlichen Verknüpfung vor. Man erklä-ret die Sachen deutlicher, und erweiſet ſeine Lehren gründlicher: und daher kommt es eben, daß die Art in Geſprächen zu ſchreiben, vor unbequem gehalten worden, die Wiſſen-ſchafften vorzutragen. Dieſe Lehrart ma-chet ſehr viel Umſchweife, und würde in ſchreckliche Weitläuftigkeiten ſtürtzen. Wenn man z. E. die Mathematiſchen Anfangs Gründe Euclidis darinnen vortragen wollte, wie wunderlich würde das nicht ausſehen? Die Kette der mit einander verknüpften Wahrheiten würde oft verſtecket, oft gar unterbrochen werden: wenn man der natür-lichen Art der Geſpräche nichts vergeben wollte. Und ſo erhellet, meines Erachtens, gar deutlich, daß der Mangel ſchrifftlich ab-gefaßter Unterredungen nichts als eine grö-ſere Vollkommenheit der heutigen Gelehr-ſamkeit oder den Vorzug unſerer Zeiten vor den Alten anzeiget.

Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß Plato in ſeinen Geſprächen, den weiſen Socrates bis-weilen ziemlich Syſtematiſch philoſophiren laſſen. Xenophon thut ein gleiches; und es ſcheint, als wenn es wircklich die Art dieſes Weltweiſen geweſen wäre. Er nimmt ſich in ſeinen Unterredungen allezeit vor, etwas darzuthun, welches ſein Gegner leugnete;

oder

oder doch in Zweifel zog. Solches ins Werck zu richten, ſetzete er allezeit etliche Wahrheiten zum voraus, darüber er mit ſeinem Widerparte eins war. Aus dieſen zog er einen Satz nach dem andern durch richtige Folgerungen heraus, und fuhr mit ſeinen Vernunfftſchlüſſen ſo lange fort, bis er ſeinen Zweck erreichet und den andern überführet hatte. Auf ſolche Weiſe hat er die Materie vom Gebete, von der Täpferkeit, von der Unſterblichkeit der Seelen, und ihrem Unterſcheide vom Cörper u. a. m. vorgetragen. Es kan nicht ſchaden, wenn ich aus dem Geſpräche mit Alcibiade eine kurtze Probe davon gebe:

Socrat. Wer iſt es, der mit dir redet? Iſt es nicht Socrates? und wer iſt es der mich höret? iſt es nicht Alcibiades?

Alcib. Ohne Zweifel.

Socrat. Und was heißt das, reden? Iſt es wohl was anders als ſich der Sprache bedienen? Iſt dieſes nicht einerley?

Alcib. Ich kan es nicht leugnen.

Socrat. Iſt denn nicht dasjenige, ſo ſich eines Dinges bedienet, von dem Dinge, deſſen es ſich bedienet, unterſchieden?

Alcib. Wie meynt ihr das? Socrates.

Socrat. Zum Exempel. Betrachte einen ſtarcken Arbeitsmann. Iſt er nicht von

den

den Werckzeugen unterſchieden, deren er ſich in ſeiner Arbeit bedienet? die Art, womit er hauet, von der Perſon, welche damit hauet?

Alcib. Gantz recht.

Socrat. Wie? Im Abſehen auf ein muſicaliſches Inſtrument, verhält ſichs nicht eben ſo? Iſt die Laute nicht ein beſondres Ding; und der darauf ſpielet ein gantz anders?

Alcib. Ich geſtehe es.

Socrat. Das war nun die Meynung meiner Frage, die ich dir augenblicklich vorlegte, ob dasjenige, ſo ſich eines Dinges bedienet, und das gebrauchte Ding ſelbſt, nicht allezeit zwey abſonderliche verſchiedene Dinge zu ſeyn ſcheinen?

Alcib. In der That, es ſcheinet nicht anders.

Socrat. Sehr wohl. Aber ſage mir, weſſen bedienet ſich der Handwercksmann in ſeinen Verrichtungen?

Alcib. Er bedienet ſich ſeiner Werckzeuge.

Socrat. Bedienet er ſich nicht auch ſeiner Hände?

Alcib. Der Hände gleichfalls.

Socrat. Auch ſeiner Augen?

Alcib. Ich glaube ja.

Socrat. Haben wir denn nicht vorhin feſt geſetzt, daß derjenige, der ſich eines Dinges

ges gebrauchet, von dem gebrauchten Dinge unterſchieden ſey? und daß folglich der Muſicant oder ſonſt ein Künſtler nicht nur von ſeinen Inſtrumenten; ſondern auch von ſeinen Händen und Augen, als derjenigen Gliedmaßen ſeines Cörpers, deren er ſich bedienet, unterſchieden ſey?

Alcib. Gantz recht.

Socrat. Bedienet ſich aber der Menſch nicht ſeines gantzen Cörpers?

Alcib. Ich halte es warlich davor.

Socrat. Behalt es wohl bey dir, daß das gebrauchte Ding von demjenigen unterſchieden iſt, der ſich deſſen bedienet.

Alcib. Ich weiß es gantz wohl, Socrates.

Socrat. Daher ſchlieſſe ich nun, daß dasjenige, was wir einen Menſchen nennen, ein Ding ſey, welches von ſeinem Cörper gäntzlich unterſchieden iſt.

Alcib. Ich kan es nicht läugnen.

Socrat. Welches werden wir denn in dieſer Zuſammenſetzung eigentlich den Menſchen nennen müſſen?

Alcib. Warlich Socrates, ich bitte, mich damit zu verſchonen.

Socrat. Wie? weiſſeſt du nicht, was dasjenige ſey, ſo ſich des Cörpers bedienet?

Alcib. Sehr wohl weiß ichs.

Socrat.

Socrat. Iſt es wohl was anders als die Seele?

Alcib. In Wahrheit, nichts anders.

Socrat. Und iſt ſie alſo nicht dasjenige, was den Cörper regieret.

Alcib. Ohne Zweifel. ꝛc.

Dieſes iſt nun die berühmte Socratiſche Diſputirart, die nebſt der bekannteren Ariſtoteliſchen durch förmliche Schlüſſe, unter den Gelehrten im Schwange gehet. Der gelehrte Hr. le Clerc zieht dieſelbe dieſer letztern in dem dritten Theile ſeiner Logic faſt vor, und giebt nicht nur etliche Regeln, ſondern auch ein paar hübſche Exempel davon. Allein dieſes alles iſt meiner vorigen Meynung nicht zuwieder. Wir finden bey den Alten nirgends gantze Wiſſenſchafften Geſprächsweiſe abgefaſſet. Es ſind allezeit nur einzelne Materien oder beſondre Streitfragen zum Grunde ihrer Geſpräche geleget. Und alſo bleibt wohl dieſe Lehrart allezeit unvollkommener, als der Syſtematiſche Vortrag der Wiſſenſchafften, der heute zu Tage unter den Gelehrten ſo gebräuchlich iſt.

Nichts deſtoweniger dünckt mich doch, daß man nicht Urſache habe, aus Stoltz wegen unſrer erlangten Vollkommenheit, die Art durch Geſpräche zu ſchreiben, gantz hindanzuſetzen: und zwar aus folgenden Urſachen.

chen. Die Syſtematiſche Lehrart, ſo gantze Wiſſenſchafften in ihrem völligen Zuſammenhange vorträgt, ſchickt ſich nur vor Leute die einen durchdringenden Verſtand und viel Gedult zum Nachſinnen haben. Dieſe Gattung von Menſchen aber iſt nicht gar zu zahlreich. Selbſt unter den Studierenden ſind nicht die meiſten mit Gemüths-Kräfften von ſolcher Beſchaffenheit verſehen. Wie klein iſt die Anzahl dererjenigen, die eine Reihe von zehn oder zwölf zuſammenhangenden Schlüſſen überdencken, und die Verknüpfung ſo vieler Wahrheiten einſehen können? Der allergröſte Theil der Studierenden, ſtudiret mit dem Gedächtniſſe, und lernet dasjenige auswendig, was ihm ſeine Lehrer vorſagen; oder was er in den Büchern findet, die man ihm zuerſt in die Hände giebt. Vor ſolche Leute wäre es ſehr gut, wenn ſie viel gute Geſpräche zu leſen hätten: dadurch würden ſie allmählich zum Nachdencken angeführet werden. Indem ſie die Vernunfftſchlüſſe, Einwürfe und Antworten der redenden Perſonen vor Augen hätten; ſo würde ſie der lebhaffte Vortrag in dieſer Schreibart gleichſam nöthigen, recht aufmerckſam zu werden, und den Zuſammenhang eines Satzes mit ſeinen Beweisgründen einzuſehen. Wie viel Nutzen dieſes der Gelehrſamkeit ſchaffen

würde: kan ein ieder von ſich ſelbſt begreifen.

Hernach giebt es ja auſſer den Gelehrten noch eine groſſe Menge von Leuten, die auch zuweilen ein Buch leſen: obgleich ſie niemals aus dem Studieren ein Handwerck machen wollen. Dieſe Leute haben gleichfalls die Fähigkeit nicht, gründlich ausgeführte Wiſſenſchafften von Anfang bis zum Ende durchzugehen: Und doch wäre es ihnen ſehr nützlich, von mancher Wahrheit aus der natürlichen Philoſophie und Sittenlehre unterrichtet zu ſeyn. Denn warum ſollen ſie eben lauter Hiſtoriſche Bücher u. Romanen leſen? Warum ſollen ſie nur lauter Poſtillen in Händen haben? Man braucht auch in weltlichen Dingen, in Sachen die von der Haushaltung, von dem Gebrauche der Vernunfft, von einem klugen Umgange mit Leuten, von der Bürgerlichen Klugheit, von allerley Pflichten des menſchlichen Lebens, von der Erkentniß der Natur, vom Ackerbau und gantzen Landleben, von Künſten und Handwerckern, von der Kaufmannſchafft, u. d.g. zuweilen eine Nachricht. Und von allen dieſen Dingen könnten tauſend und noch tauſend ſchöne Geſpräche geſchrieben werden; daraus Unſtudirte ſehr viel lernen würden. Es iſt ja bey uns Evangeliſchen das ſchädliche

Vor-

Vorurtheil laͤngſt abgeſchaffet, daß man den Poͤbel in der Blindheit und Unwiſſenheit erhalten muͤſſe. Warum erleichtern wir ihm denn nicht den Weg, einiges Erkentniß zu erlangen? Warum verſtecken wir unſre Gelehrſamkeit in unſerm barbariſchen Lateine? Warum ſchreiben wir nicht in unſrer Mutterſprache, wie Griechen und Roͤmer gethan, ſo, daß auch Unſtudirte ſich von unſrer Weißheit einen Begriff machen koͤnnten? Ja warum tragen wir nuͤtzliche Wahrheiten nicht in Geſpraͤchen vor, welche Lehrart wegen ihrer Deutlichkeit und Lebhafftigkeit, uͤberaus geſchickt iſt, den Allereinfaͤltigſten an ſich zu locken?

Zwar wenn alle die Buͤcher, die aus Fragen und Antworten beſtehen, Geſpraͤche zu nennen waͤren: ſo wuͤrden wir ehe uͤber einen Uberfluß, als Mangel derſelben zu klagen haben. Haben wir nicht unzehliche Anweiſungen zum Chriſtenthume, zur Hiſtorie, Geographie, Genealogie, Rechtsgelehrſamkeit, Poeſie, Oratorie u. a. m. in dieſer Lehrart aufzuweiſen? Chriſtian Weiſe und Herr Huͤbner, ein paar fleißige Schulmaͤnner, haben dieſe Art, Kuͤnſte und Wiſſenſchafften vorzutragen, durch ihre haͤufige Schrifften ſehr in den Schwang gebracht. Ich will derſelben ihr gebuͤhrendes Lob nicht

 abſpre-

chen: Nur dieſes will ich behaupten, daß alle das Gute, ſo ſie an ſich hat, daher komme, weil ſie einigermaſſen den Geſprächen ähnlich ſiehet. Ja je ähnlicher ſie denſelben wird, deſto beſſer iſt ſie auch. Dieſes geſchieht, wenn die Antworten nicht gar zu weitläuftig fallen: ſondern faſt nicht länger ſind als die Fragen ſelbſt. Daraus ſchließe ich, daß Geſpräche von dergleichen Dingen noch deſtomehr Nutzen ſchaffen würden; wenn ſie nach ihrer rechten Art abgefaſſet würden. Ein einziges Teutſches Schul-Buch iſt mir bekannt, welches wie ein Geſpräch ausſieht, nemlich Sanders Hiſtoriſches Erkenntniß des Chriſtenthums. Ich weiß auch, daß es von jungen und einfältigen Leuten mit Luſt und Begierde geleſen worden. Es würde aber ſonder Zweifel noch lieber geleſen werden, wenn nicht zuweilen die eine Perſon etliche Blätter, ja gantze Bogen allein predigte: welches den Leſer nothwendig bald überdrüßig machen muß.

Sonſt haben wir im Teutſchen die Monatlichen Unterredungen, welche theils Herrn Thomaſen, theils auch Herrn Tenzeln vor ihre Urheber erkennen. Wir haben ferner Geſpräche im Reiche der Weltweiſen: die Herr M. Tileſius vor etlichen Jahren in Halle heraus gegeben. Wir haben endlich

die

die beruffenen Geſpräche im Reiche der Todten die eine Nachahmung der Lucianiſchen Todten-Geſpräche ſeyn ſollen, und auſſer dieſen noch ſo viel Hiſtoriſch-Politiſche Staats-Aſſembleen der curieuſen Eva, Geſpräche im Vorhofe des Reichs der Todten u. ſ. w. Ich ſchreibe keine Critic über alle dieſe Sachen: folglich bin ich nicht verbunden, meine Gedancken von den Tugenden und Fehlern derſelben zu entdecken. Soviel iſt gewiß, daß die erſten drey Scribenten das innere Weſen eines guten Geſpräches wohl verſtanden, und den Character der redenden Perſonen wohl in acht genommen. Ob dieſes auch von dem vierten gelte, hat ein gelehrter Mann in ſeiner abgenöthigten Critique der ſogenannten Geſpräche im Reiche der Todten überaus gründlich erörtert, welche alſo von Liebhabern nachgeſehen werden kan. Ich will nur kürtzlich die vornehmſten Regeln anmercken, die man in Verfertigung guter Geſpräche nach Anleitung der geſunden Vernunfft beobachten muß.

Ein geſchriebenes Geſpräch ſoll meines Erachtens eine Abbildung einer Unterredung ſeyn, die zwiſchen etlichen Perſonen entweder wircklich gehalten worden; oder doch zum wenigſten hätte können gehalten werden. Die Vollkomenheit einer Schilderey wird uns alſo auch auf die Vollkomenheit ei-

 nes

nes Geſpräches führen. Ein Bild iſt alsdann vollkomen, wenn es dem Originale ſo ähnlich iſt, als man es wünſchen kan. Dieſe Aehnkeit iſt im Abſchildern unumgänglich nöthig, und niemand wird mir darinnen zuwider ſeyn. Aber wie hälts um die Spiele der Einbildungskrafft? Ein Mahler ſchildert aus ſeinem eigenen Kopfe einen Pallaſt, Garten oder Wald, den er niemals geſehen. Er mahlt eine Landſchafft, Hiſtorie oder Stadt; ohne ein Muſter vor Augen zu haben. Er bildet eine vollkommene Schönheit ab, dergleichen vielleicht nirgends in der Welt zu finden iſt. Wo iſt hier die Aehnlichkeit der Abbildung mit dem Originale? Dieſe Schwierigkeit iſt leicht zu heben.

Einmal iſt es gewiß, daß die Einbildungs-Krafft eines Mahlers nichts hervorbringen wird, als was er ſchon ſonſt, zum wenigſten Stückweiſe, durch die Sinnen empfunden. Sie thut nichts, als zuſammenſetzen. Ein Centaur iſt eine ſolche Hirngeburt. Die gantze Natur hat kein Original davon aufzuweiſen: aber ein Mahler, der ſie entwirfft, hat zum wenigſten die Theile dieſes Ungeheuers abſonderlich geſehen. Er verbindet alſo nur den Rumpf eines Pferdes mit einem halben menſchlichen Cörper, den er ihm auf die Stelle mahlet, wo ſonſt der Hals und Kopf

hätte ſtehen ſollen. Dergeſtalt iſt auch ein ſolches Spiel der Phantaſie einer Aehnlichkeit fähig. Ein iedes Theil daraus es beſtehet, kan der Natur nachahmen. Der Cörper des Pferdes an dem Centaur muß einem Pferde ohne Kopf, und der menſchliche Cörper einem Menſchen ohne Beine ähnlich ſeyn. Iſt das richtig; ſo hat man an dem Mahler nichts auszuſetzen: wenn es nur ſein Vorhaben geweſen, einen Centaur, und ſonſt nichts anders zu mahlen.

Allein wir ſehen hier wohl, daß in der Art der Zuſammenſetzung tauſend Fehler begangen werden können. Wenn ein Mahler auf einen Tannenbaum Granatäpfel, und auf einen Roſenſtock Tulpen mahlen wollte: würde der den Ruhm eines geſcheuten Künſtlers verdienen? Wer auf einen Rieſen Cörper das Haupt eines Kindes, und auf ein Bauerhaus den prächtigſten Glockenthurm ſchildern wollte: wie könnte der unſern Beyfall verdienen? Wir ſehen nicht wie ſich dieſe Dinge zuſammen reimen: würde es heiſſen. Die Vernunfft ſelbſt lehrt uns alſo, daß in der Zuſammenſetzung verſchiedener Theile, daraus ein Gantzes entſtehen ſoll, gewiſſe Regeln der Wahrſcheinlichkeit und Proportion zu beobachten ſeyn. Was iſt aber wahrſcheinlich, und was ſtimmet mit-

einander überein? Dasjenige, was die Natur hervorbringet, und der Verſtand zuſammen ordnet. So müſſen dann auch die Phantaſien der Mahler die Aehnlichkeit zum Grunde haben, wenn ſie ſchön oder vollkommen ſeyn ſollen.

Was thut indeſſen dieſes alles zu meinem Vorhaben? Sehr viel. Ich habe die Quelle entdecket, woraus alle beſondre Regeln der Geſpräche flieſſen müſſen. Ein Geſpräch muß entweder einer wahrhafftig gehaltenen Unterredung ähnlich ſeyn: oder, dafern es erdichtet worden; ſo muß es doch die Wahrſcheinlichkeit zum Grunde haben. Wenn Leute insgemein miteinander ſprechen: ſo redet ein jeder nach ſeinem Character. Das iſt, er wird nichts ſagen, als was ſeinem Stande, ſeiner Lebensart, ſeinen Meynungen und Gewohnheiten gemäß iſt. Kein König, wird wie ein Unterthan, kein Knecht wie ein Herr, kein Soldat wie ein Gelehrter, kein Frauenzimmer wie eine Mannsperſon reden: Es wäre denn in einer Verſtellung. Daher flieſſet nun die erſte beſondre Regel: Ein gutes Geſpräch muß jede Perſon ihrem Character gemäß aufführen. Schon Horatius hat vor Zeiten dieſelbe, zwar eigentlich den Theatraliſchē Poeten, zugleich aber auch allen

Geſpräch-

Geſprächſchreibern vorgeſchrieben, indem er in ſeiner Dichtkunſt ſagt:

Entwirffſt du die Perſon, wie ſichs vor ſie nicht ſchickt;
So lacht gantz Rom dich aus, ſo bald es ſie erblickt.
Drum unterſcheide wohl Stand, Alter und Geſchlechte,
Gantz anders ſpricht ein Herr; gantz anders reden Knechte.
Es iſt nicht einerley, was ein verlebter Mann
Und was ein Jüngling ſpricht. Dieß Wort ſteht Affen an;
Matronen aber nicht. Kein Kaufmann gleicht dem Bauren,
Kein Colcher redet ſo, als ob ihn Babels Mauren
Ans Licht der Welt gebracht. Kein Mann den Argos kennt,
Iſt jenem andern gleich, den Theben Bürger nennt.
Drum wehle deinen Held aus wircklichen Geſchichten,
Wo nicht; ſo muſt du doch nichts ungereimtes dichten.
Führſt du, wie dort Homer den Sohn Atridens ein,
So muß er zornig, hart, und unerbittlich ſeyn,
Er trete Recht, Geſetz und Billigkeit mit Füſſen,
Und wolle ſonſt von nichts als Macht und Waffen wiſſen.
Medeen ſchildre frech, Ixion komme mir
Gantz treuloß und verſtockt; und Ino kläglich für.
Wenn Jo flüchtig iſt; ſo muß Oreſtes klagen:
Ja willſt du dich einmal an gantz was neues wagen;
So richte die Perſon nicht widerſinniſch ein,
Und laß ſie mit ſich ſelbſt in allem einig ſeyn.

Dieſer herrlichen Vorſchrifft ſind die alten Comödien- und Tragödienſchreiber aufs geneueſte gefolget: und deswegen ſind ihre Schrifften ſo beliebt. Sie entferneten ſich nie-

niemals von der Natur: denn alle Perſonen, die ſie redend einführeten, redeten ſo, wie ſichs vor ſie ſchickte. So gar in Heldengedichten behielte dieſe Regel ihre Gültigkeit. Unſer Herr von Canitz hat Virgilium deswegen, in ſeinem Gedichte von der Poeſie, als einen Meiſter geprieſen:

Wir leſen ja mit Luſt Eneas Abentheuer;
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es ſein Virgil ſo künſtlich vorgeſtellt,
Daß uns, ich weiß nicht wie, ein Schrecken überfällt:
Und hör ich Dido dort von Lieb und Undanck ſprechen;
So möcht ich ihren Hohn an den Trojanern rächen.
So künſtlich trifft itzund kein Dichter die Natur,
Sie iſt ihm viel zu ſchlecht, er ſuchet fremde Spur,
Seufzt ſolche Thränen aus, die Lachens-würdig ſcheinen,
Und wenn er Lachen will, ſo möchten andre weinen.

Ein ieder ſieht wohl, zum wenigſten nach Veranlaſſung dieſer Verße, daß die größeſte Kunſt in rechter Ausdruckung der Gemüthsbewegungen beſtehe. Eben deswegen lobt ja Canitz die Reden, ſo Virgil der Dido in den Mund leget, und es iſt gewiß, daß dieſelben lauter Meiſterſtücke eines wohlausgedruckten Affects heiſſen können. Wer lieber was Deutſches lieſt, als was Lateiniſches; darf hier nur in Amthors Gedichten die Uber-

Uberſetzung derſelben nachſchlagen, ſo wird er davon überzeuget werden. Auch davon hat uns Horatz, kurtz vor der oberwehnten Stelle, eine gute Erinnerung gegeben:

Laß deine Schrifft nicht bloß in Worten zierlich ſeyn,
Ein wohlgerathner Vers nimmt auch die Hertzen ein,
Und muß des Leſers Geiſt bezaubern und gewinnen.
Man lacht mit Lachenden, und läſſet Thränen rinnen,
Wenn andre traurig ſind. Drum wenn ich weinen ſoll;
So zeige du mir ſelbſt dein Auge Thränen⸗voll:
Alsdenn, o Telephus, wird mich dein Unglück rühren.
Allein iſt an dir ſelbſt kein wahrer Schmertz zu ſpüren;
So ſchläft man drüber ein, und du wirſt ausgelacht,
Ein trübes Angeſicht das kläglich Worte macht,
Iſt der Natur gemäß. Ein Zorniger muß dräuen,
Ein Schertzender ſpricht frey, ein Froher wird ſich freuen.
Denn iſt das Innerſte der Seelen recht bewegt,
Von Zorn, von Eiferſucht, von Rachgier angeregt,
Von Schrecken überhäufft, von Gram u. Furcht zerſchlagen:
Alsdann wird auch der Mund ſchon Centner⸗Worte ſagen.

Doch ich komme gar zu tief in die Poeten. Die andre Regel der Geſpräche kan ſeyn; Daß man nicht eine Perſon gantz allein reden, die andre aber ſtille ſchweigen laſſe. Dieſes iſt der Natur gar nicht gemäß. Wenn ein paar Perſonen mit einander ſprechen; ſo wird ja die eine nicht gantze Stunden nacheinander predigen: Die andre

dre wird auch was dazu ſagen, und zum wenigſten dann und wann, mit einer Frage, oder ſonſt einem Einfalle, die Rede des andern unterbrechen. So gar in Hiſtoriſchen Erzehlungen, die von einer Perſon des Geſpräches zuweilen geſchehen können, muß dieſes ſtatt finden. Es klingt ſehr wunderlich, wenn der eine den andern gleich im Anfange des Geſpräches fragt: Wer er ſey? dieſer aber anfängt: Ich heiße N. N. und bin im Jahr 4640 nach Erſchaffung der Welt ans Licht der Welt gebohren. Mein Vater hieß ſo, und meine Mutter ſo, u. ſ. w. und dieſes ſo vier bis fünf Bogen lang nacheinander fortſetzet, bis ſein gantzer Lebens-Lauf mit dem darauf erfolgten Tode und allen Begräbnis-Ceremonien endlich ein Ende hat. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die andre Perſon in währender Zeit eingeſchlafen ſey, und dieſen Schwätzer indeſſen habe ausreden laſſen. Solche Lebensläufe ſchicken ſich ſehr wohl nach geendigten Leichenpredigten abzuleſen, wo die Zuhörer hübſch ſtille ſeyn müſſen: nicht aber in Geſprächen, wo die andre Perſon das Recht und die Freyheit hat, auch ein Wort dazu zu ſagen. Man hat dieſen Fehler dem großen Poeten Virgilio vorgeworfen: weil er den Aeneas im gantzen andern und dritten Buche ſeiner

Eneis

Eneis gantz allein reden laſſen, und die verliebte Dido gezwungen, dieſe lange Erzehlung vom Trojaniſchen Kriege und ſeiner unglücklichen Reiſe anzuhören, ohne ein einziges Wort dazu zu ſagen. Ohne Zweifel, ſagt ein gewiſſer Criticus, wird ſie unter dieſen weitläuftigen Geſchichten fein fleißig gegähnet haben. Da nun dieſes Verſehen an dem Fürſten der Lateiniſchen Dichter, nicht einmal überſehen worden; was wird man denn von unſern heutigen Romaniſten vor ein Urtheil fällen, welche von jenem groſſen Scribenten nichts ſorgfältiger als dieſen Fehler nachahmen? Ja, da Virgil ſeinen Helden nur den ſechſten Theil ſeines Buches allein reden laſſen; was wird denn von denen zu halten ſeyn, deren Perſonen bisweilen den dritten oder doch gewiß den vierten Theil des Buches, ohne einmal Athem zu holen, fortſchwatzen müſſen?

Im Abſehen auf die Schreibart in Geſprächen, giebt uns die Natur noch die dritte Regel an die Hand, nemlich: Alle Redensarten und Ausdrücke eines Geſpräches müſſen natürlich, gewöhnlich und ungekünſtelt ſeyn. Wenn es ſcheinet, daß die redenden Perſonen auf ihren Vortrag ſtudiret haben müſten; ſo glaubt der Leſer nicht mehr, daß er eine Unterredung leſe, darinnen

nen man gewohnt iſt Dinge zu vernehmen, die den Redenden natürlicher Weiſe einfallen können. Folglich iſt die hochtrabende, ſchwülſtige und gekünſtelte Schreibart aus den Geſprächen gantz verbannet: Es wäre denn, daß ſie, den Character einer gewiſſen Perſon auszudrücken, nöthig wäre. Ein ſolch Exempel giebt von den unſrigen Andreas Gryphius, wenn er ſeine Prahler Daradiridatumtarides Windbrecher von Tauſendmord, den Horribilicribrifax von Donnerkeil, nebſt dem Sempronius von Wetterleuchten und Semperheim, in einem Schertzſpiele, mit lauter überſteigenden und seltſamen Ausdrückungen groß thun läſt. Der natürliche Ausdruck iſt den Unterredungen ſo eigen, daß auch der gelehrte Marcus Aurelius Antoninus in dem VI Capitel des erſten Buches ſeiner Betrachtungen den Diognetus rühmet, weil derſelbe unter andern auch verurſachet, daß er von Jugend auf ſich gewöhnet Unterredungen zu ſchreiben: bey welcher Stelle der Deutſche Uberſetzer dieſes Buches, Hr. Hoffmann, die gründliche Anmerckung machet: daß dergleichen Ubung die Jugend von der gezwungenen zu einer natürlichen und leichten Schreibart leite.

Doch darf ſich hier niemand einbilden als

ob deswegen in Geſprächen die allerniederträchtigſten Redensarten, zu lauter Zierrathen würden: und als wenn man ſich gar nicht der geringſten Richtigkeit der Ausdrückungen zu befleißigen hätte. Pöbelhaffte Leute reden auch pöbelhafft, und wer dergleichen Perſonen in Geſprächen aufführet, muß ſie freylich nach ihrer Art, das iſt ſchlecht und einfältig ſprechen laſſen. Der oben gedachte Andreas Gryphius und Herr Chriſtian Weiſe, haben in ihren Deutſchen Comödien dieſes ſehr glücklich ins Werck zu richten gewuſt: ob wohl ſonſt die Theatraliſchen Sachen des letztern nicht Regelmäßig ausgearbeitet ſind. Allein Leute von beſſerer Gattung, enthalten ſich in ihren Unterredungen alles deſſen, was dem Wohlſtande und der eingeführten Artigkeit der Sitten zuwieder läufft. Sie reden auch nach Gelegenheit zierlich, und bedienen ſich ſolcher Ausdrückungen, die nichts verwerfliches oder unanſtändiges an ſich haben. Dieſes muß man in ſchrifftlichen Geſprächen auch beobachten. Die Schreibart muß nach dem Gebrauche geſchickter Leute eingerichtet ſeyn: ja wenn auch die Mundart derſelben noch fehlerhafft ſeyn ſollte; ſo muß der Scribent ſie davon ſaubern. Wie ein Mahler nicht verbunden iſt, alle Som̃erſproßen, kleine Narben, und

Fle-

cken des Antlitzes, davon man ein Bild verlanget, abzuſchildern: ſo iſt auch der Verfaſſer eines Geſpräches nicht verbunden, alle kleine Fehler einer Unterredung auf das genaueſte nachzuahmen: Es wäre denn, daß er die redenden Perſonen dadurch lächerlich machen wollte.

Ein gleiches iſt von der Reinigkeit der Sprache zu beobachten. Die verderbte Gewohnheit faſt aller Völcker hat es eingeführt, daß man im gemeinen Leben viele Wörter aus fremden Sprachen einmiſchet. Die Römer meynten, es klänge recht ſchön, wenn ſie was Griechiſches in ihr Latein mengeten. Die heutigen Franzoſen miſchen gern Italiäniſche und zuweilen wohl Deutſche Brocken in ihre Sprache. Die Pohlen, wenn ſie ſtudiret haben, laſſen ſich gerne mit dem Lateine hören. Wir Deutſchen aber ſind hierinnen allen andern Nationen überlegen, weil wir Latein, Griechiſch, Italiäniſch, Franzöſiſch, und wer weiß was noch mehr vor Sprachen durcheinander reden; wenn wir gleich keine einzige davon recht verſtehen. Da fragt ſichs nun, ob iemand, der ein Geſpräche ſchreibt, verbunden ſey, ſich dieſer eingeriſſenen Gewohnheit zu bequemen? Ich antworte, nein. Mein Beweißgrund fließt aus dem vorigen. Dieſe unnöthige

Ver-

Vermiſchung der Sprachen iſt ein Ubelſtand und Fehler unſrer täglichen Geſpräche, und zeiget die Armuth der Redenden in ihrer Mutterſprache, oder eine üble Gewöhnheit an: Folglich darf ein Scribent dieſelbe nicht nachahmen; wofern er nicht im Sinne hat, dieſe böſe Gewohnheit, als was ungereimtes vorzuſtellen. Dieſe Abſicht hatte der oft angezogene Gryphius in ſeinem Horribilicribrifax, der allezeit halb Italiäniſch, halb Teutſch ſuchet; da hergegen Daradiridatumtarides halb Franzöſiſch, und Sempronius halb Griechiſch und Lateiniſch plaudert. Ich kan nicht unterlaſſen eine Stelle aus des Vaters unſrer Mutter Sprache und Poeſie, Martin Opitzens, Deutſcher Poeterey, und deren VIten Capitel davon anzuführen: weil dieſes Büchlein wenigen mehr bekannt iſt.

So ſtehet es auch zum heſftigſten unſauber, ſchreibt dieſer Sprachverſtändige und gelehrte Mann, wenn allerley Lateiniſche, Franzöſiſche, Spaniſche und Welſche Wörter in den Text unſrer Rede geſtickt werden, als wenn ich ſagen wollte:

Nehmt an die Courtoiſie und die Devotion

Die euch ein Chevalier, ma donna thut erzeigen:

Ein Handvoll von favor petirt er nur
zu Lohn
Und bleibet euer Knecht und Serviteur
gantz eigen.

Wie ſeltſam dieſes nun klinget, fähret er fort, ſo iſt nichts deſtoweniger die Thorheit innerhalb kurtzen Jahren ſo eingeriſſen, daß ein jeder, der nur drey oder vier ausländiſche Wörter, die er zum öftern nicht verſteht, erwiſcht hat, bey aller Gelegenheit ſich bemühet, dieſelben heraus zu werfen; da doch die Lateiner einen ſolchen Abſcheu vor dergleichen getragen, daß in ihren Verſen auch faſt kein Griechiſch Wort gefunden wird, das zwar gantz Griechiſch iſt. Denn Juvenalis ſetzt in einem Orte ζωὴ καὶ ψυχή, eben diejenigen auszulachen, die ſich in ihren Buhlereyen mit Griechiſchen Wörtern behalfen. ; ; ; Was aber nomina propria, oder die eigentlichen Nahmen der Götter, Männer und Weiber und dergleichen betrifft; dürfen wir nach Art der Lateiner und Griechen ihre Caſus nicht in acht nehmen: ſondern ſollen ſie, ſoviel als möglich iſt, auf unſere Endung bringen. u. ſ. w. Bißher Opiz.

Die vierdte und letzte Regel der Geſpräche kan dieſe ſeyn, Daß in einem ieden Geſpräche von einer gewiſſen Materie gehandelt werden müſſe. Vielleicht wird dieſes manchem wieder die Natur eines Geſpräches zu ſtreiten ſcheinen. Man führt ja in den gewöhnlichen Unterredungen der Menſchen keine Themata aus; ſondern ein ieder ſagt was ihm einfällt. Es iſt wahr, daß Geſpräche keiner künſtlichen Logiſchen oder Rhetoriſchen Diſpoſition oder Einrichtung unterworfen ſeyn: und wer ſie auf dieſe Art abfaſſen wollte, der würde wieder die Hauptregeln der Geſpräche handeln. Allein dem ungeachtet muß doch in einer Unterredung alles was darinnen vorkommt, zu einem gewiſſen allgemeinen Zwecke abzielen. Es geht hier ſo wie in Schauſpielen. So vielerley vorſtellungen auch darinnen vorkommen, hat doch der Urheber derſelben allezeit eine einzige Hauptabſicht vor Augen, worauf ſich alles übrige beziehen muß. Und ein ieder Auftritt, welcher ein Theil des ganzen Schauſpieles iſt, muß gleichfalls ſeinen beſondern Zweck und Inhalt haben, ja es muß nichts vergeblich und umſonſt darinnen vorkommen. Die Natur ſelber lehrt uns dieſes. Vernünfftige Leute reden niemals ohne ein gewiſſes Vorhaben mit einander.

Sie wollen etwas durch ihre Geſpräche ausmachen: und alles was ſie vortragen, ſchickt ſich einiger maßen dazu. Dergleichen Geſpräche muß man nun auch ſchrifftlich abfaſſen. Es werden freylich wohl von ſchwatzhafften Perſonen Unterredungen gehalten, die bisweilen etliche Stunden dauren; davon ſie aber ſelbſt am Ende den Inhalt nicht wiſſen. Das heiſſet, wie Herr Fontenelle ſchreibet: Reden heißt, die meiſte Zeit nicht wiſſen, was man ſaget. Allein wer ſieht nicht, daß dergleichen Unterredungen nicht ſo wohl ein Geſpräche, als vielmehr eine Menge von Geſprächen zu nennen ſind; weil eine iede neue Materie, die darinnen vorkommt, ein neues Geſpräche veranlaſſet; die untereinander gemeiniglich durch das ſchöne Förmelchen A propos! verknüpfet zu werden pflegen? Es iſt uns aber an Beſchreibung ſolcher Geſchwätze gar nichts gelegen. Ein kluger Mann wird nichts vergebliches unternehmen. Wozu würde es aber dienen, das Geplauder etlicher Weiber, die von dem hunderten aufs tauſendſte verfallen; und wenn ſie zum Ende ſind, wieder von forne anfangen, ſchrifftlich zu entwerfen? Auch wer ein Geſpräche ſchreibet, muß eine Abſicht haben, warum ers thut: und Urſache geben können, warum er ſeine Perſonen

ſonen vielmehr von dieſer, als von jener Materie reden läſſet?

Lucian ſcheinet unter den Alten dieſe Regel nicht allezeit vor Augen gehabt zu haben. Mich dünckt, man findet unter ſeinen Geſprächen der Todten und Götter, etliche, die ohne eine rechte Haupt-Abſicht geſchrieben ſind; z. E. das folgende:

Mercur und Charon.

Mercur. Wenn du willſt, ſo laß uns miteinander rechnen, und ſehen wieviel du mir ſchuldig biſt, damit wir uns nicht wieder zancken dürfen.

Charon. Meinetwegen, Mercur; denn es iſt beſſer, daß wir eins werden.

Mercur. Ein Ancker brachte ich dir, auf dein Begehren, vor fünf Drachmen.

Charon. Das iſt theuer!

Mercur. So wahr als Pluto lebt, es koſtet fünf Drachmen, und der Riemen das Ruder anzubinden, zwey Obolen.

Charon. So ſetze dann, fünf Drachmen und zwey Obolen.

Mercur. Noch habe ich vor die Nadel das Seegel zu flicken, fünf Obolen ausgelegt.

Charon. Setze die auch hin.

Mercur. Noch vor Pech die Ritzen am Schiffe zuzukleben, auch vor Nägel und vor

 das

das Seilchen, davon du das Seegelſtrick gemacht haſt; das alles zuſammen koſtet zwey Drachmen.

Charon. Gantz gut, das haſt du ſehr wohlfeil bekommen.

Mercur. Das iſt nun alles, wo ich nicht im rechnen noch was vergeſſen habe. Wenn wilſt du mirs wieder geben?

Charon. Itzo kan es nicht ſeyn, Mercur. Wenn aber entweder die Peſt, oder der Krieg viele zu uns herab ſchicken wird; denn wird ſchon was zu verdienen ſeyn, zumal wenn ich die Uberfahrenden mit Fleiß unrecht zehlen werde.

Mercur. So will ich mich denn herſetzen, und beten, daß ſich das ärgſte zutragen möge: damit ich nur meinen Vortheil davon ziehen könne.

Charon. Es iſt nicht anders möglich, Mercur. Du ſiehſt wohl, daß itzo wenig Todte zu uns herab kommen; es iſt Friede.

Mercur. Es iſt auch beſſer, daß es ſo bleibe; wenn gleich die Zahlung meiner Schuld noch länger ausgeſetzt bleiben ſollte. Aber Charon, weiſt du wohl, wie ſtarck und vollblütig und mehrentheils verwundet, die Alten zu uns zu kommen pflegten. Itzo hingegen, kommt entweder einer der von ſeinem Sohne oder Weibe mit Gifft hingerichtet

wor-

worden; oder ein anderer, dem Bauch und Beine von Schwelgerey geſchwollen ſind. Alle ſehen blaß und furchtſam aus; gantz anders, als jene. Viele kommen auch des Geldes halber zu uns, da ſie ſich, wie es ſcheint, einander nachgeſtellet haben.

Charon. Nach dem Gelde muß man ja ſtreben.

Mercur. Nun ſo werde ich denn auch nicht unrecht thun, wenn ich dasjenige ſcharf von dir einfordere, was du mir ſchuldig biſt.

Nun ſage mir jemand, was Lucian mit dieſem gantzen Geſpräche ſagen wollen? Welches iſt die Hauptabſicht geweſen, warum er den Charon und Mercur zuſammen gepaaret, und warum hat er ſie eben dieſes und nichts anders reden laſſen? hat er die Schuldforderungen verwerfen wollen? dieſe ſind ja billig. Hat er die Rechnungen von allerley Kleinigkeiten zu verſpotten geſucht, wie es leicht das Anſehen haben könnte? dieſes erlaubet der Schluß des Geſpräches nicht zu glauben. Will er die ſchändlichen Todes-Arten ſeiner Zeiten als was ſchimpfliches vorſtellen? Dieſes iſt ja nur ein Nebenwerck in ſeinem Geſpräche. Was will er denn? Das beſte was man vielleicht ſagen könnte, wäre dieſes, daß er die Art der Geitzigen, und böſen Schuldner unter dem Bilde Cha-

 rons

rons abzuſchildern Willens geweſen. Allein auch dieſes will nicht recht angehen. Warum geſteht Charon einmal, daß Mercur etwas in wohlfeilem Preiſe bekommen? Pflegen Geitzhälſe das iemals zu thun? Oder warum ſagt Charon zuletzt etwas, welches augenſcheinlich wieder ſich ſelber läufft? und böſe Schuldner pflegen ſich davor wohl zu hüten. Aber warum hätte er auch den Charon als einen Geitzigen vorgeſtellt, von dem Mercur ſeine Schuld nicht einziehen kan, und dem es ſo vor genoſſen ausgehet? Werden nicht die Laſterhafften daraus einen neuen Vorwand nehmen, und ſich auf das Exempel Charons beruffen? doch bey den Heyden waren alle Laſter an ihren Göttheiten zu finden; Und wenn man es recht anſiehet, ſo iſt dieſes die Abſicht Lucians auch nicht geweſen. Der letzte Schluß, ſagt, oder ſcheint zum wenigſten den Hauptſatz des Geſpräches zu ſagen. Allein was iſt das vor ein Satz: Man thue nicht unrecht, wenn man ſeine Schulden einfordert? Wer hat daran iemals gezweifelt; oder wer würde dem Mercur dieſes übel genommen haben. Dieſes zu erweiſen, hätte man ja kein Geſpräche ſchreiben dörfen. Kurtz, ich weiß nicht, was ich aus dieſem und einigen andern Geſprächen Lucians machen ſoll.

Da ich nun ſchlüßlich auf dieſe Geſpräche des Herrn Fontenelle komme: ſo werde ich davon nicht viel Rühmens machen. Es ſind wohl ſchwerlich in den neuern Zeiten ſinnreichere Unterredungen ans Licht geſtellet, als eben dieſe. Meine Leſer werden es auch ſelber leicht ſehen, wie wohl er alle Regeln guter Geſpräche zu beobachten gewuſt. Was indeſſen bey aller ſeiner Vollkommenheit doch noch vor Fehler mit untergelaufen, das hat er ſelbſt, in dem angehängten Urtheile Plutonis über dieſelben, auf eine ſcharfſinnige und angenehme Art entdecket. Es iſt ein ſeltſames Exempel, daß ein Scribent die Fehler ſeines eigenen Buches, der Welt vor Augen legt: Allein wenn es in der That Fehler ſind, die Herr Fontenelle begangen: ſo haben wir mehr Urſache dem Herrn Verfaſſer davor verbunden zu ſeyn; als uns über ihn deswegen zu beklagen. Hätte er nemlich dieſelben nicht begangen; ſo hätten wir auch die ſinnreiche Beurtheilung derſelben, nicht zu leſen bekommen, welche den dritten Theil dieſes Buches ausmachet, und faſt noch anmuthigere Sachen in ſich begreiſt als das vorhergehende.

Was meine Uberſetzung ſelbſt anlanget, ſo habe ich mich verbunden geſehen, damit zum Vorſchein zukommen; da die vor einem

Jahre herausgegebenen Geſpräche, von mehr als einer Welt, ſowohl aufgenommen worden, daß bereits die gantze Auflage abgegangen. Ja noch neulich hat ein berühmter Poet unſers Vaterlandes dieſes zur Verherrlichung Gottes in ſeinen Geſchöpfen abzielende Werckchen in dem andern Theile ſeines irrdiſchen Vergnügens ſeiner Lobſprüche werth geachtet, und es ſeinen Leſern angeprieſen: Wovor man ihm billig verbunden zu ſeyn Urſache hat. So iſt die Bedingung erfüllet worden, unter welcher ich mich anheiſchig gemacht, mit der Uberſetzung der Wercke dieſes berühmten Franzoſen fortzufahren. Treffe ich es mit dieſen Geſprächen der Todten nicht ſchlechter, als mit dem neulichen; wiewohl Deutſchland der Todtengeſpräche ſchon faſt überdrüßig ſeyn könnte: So werde künftig einen Theil meiner müßigen Stunden, auf ein wichtigers Tractätchen unſers Herrn Autoris von den Orackeln der Heyden wenden, und daſſelbe ſeiner Nutzbarkeit und Annehmlichkeit halber, auch unſern Landesleuten leſerlich machen. Womit ich etwa ſonſt dem geneigten Leſer zu dienen dencke, will ich hier nicht melden, und mich lieber was weniges zu thun, als viel zu verſprechen bemühen.

Zueignungs-Schrifft des Verfaſſers an Lucianum in den Elyſiſchen Feldern.

Berühmter Todter,

Es iſt ſehr billig, daß ich Euch einige Erkenntlichkeit bezeige, nachdem ich mich einer Erfindung bedienet habe, die Euch gehöret. Derjenige Scribent, den man in einem Buche am meiſten genutzet hat, iſt der eigentliche

che Held der Zueignungs-Schrifft; Seine Lobſprüche kan man mit der gröſten Aufrichtigkeit kund machen, und ihn muß man vor allen andern zu ſeinem Beſchützer erwehlen. Vielleicht wird man ſagen, ich ſey ſehr verwegen geweſen, da ich mich unterfangen, nach eurem Grundriſſe zu arbeiten: Allein ich wäre noch weit verwegener geweſen, wenn ich etwas nach meinem eigenen Kopfe zu verfertigen übernommen hätte. Ich habe einigen Grund zu hoffen, daß eure Erfindung meine Sachen beliebt machen werde; und ich erkühne mich, euch zu verſichern, daß, wenn vielleicht meine Geſpräche einigermaſſen wohl aufgenommen werden ſollten; dieſelben euch mehr Ehre bringen würden, als die eurigen. Weil man ſehen würde, daß euer Einfall ſo angenehm iſt, daß er auch nicht einmahl gut ausgeführet werden darf, und doch dem Leſer Vergnügen erwecket. Hierauf habe ich ſo feſt gebauet, daß ich es an einem Theile bewenden laſſen. Den Pluto, Charon, Cerberus und alles, was in der

Höl-

Höllen ſonſt gewöhnlich iſt, habe ich aus- gelaſſen. Wie leid iſt es mir, daß ihr ſchon alle die ſchönen Materien, von der Gleich- heit der Todten, von ihrem Verlangen nach dem Leben, von der falſchen Stand- haftigkeit ſterbender Weltweiſen, und von dem lächerlichen Unglücke junger Leu- te, die vor den Greiſen ſterben, deren Er- ben ſie zu werden hofften, und denen ſie deswegen aufwarteten, allbereit erſchöpft habt! Allein, da ihr auf dieſen Einfall zuerſt gekommen, ſo war es ja billig, daß ihr auch das allerſchönſte vor euch behiel- tet. Zum wenigſten habe ich mich be- mühet, eurer Abſicht nachzuahmen. Eu- re Geſpräche halten eine Morale in ſich; und ich habe gleichfalls alle meine Tod- ten moraliſiren laſſen. Wiedrigen Falls hätte es nicht der Mühe verlohnet, die Todten reden zu laſſen; Unnützes Zeug zu ſagen, würden die Lebendigen ſchon zulänglich geweſen ſeyn. Ferner iſt auch dieſes bequem, daß man voraus ſe- tzen kan, alle Todten wären Leute von großem Nachſinnen; ſowohl wegen ihrer

Erfahrung, als wegen ihrer langen Muße: ja ihnen zu Ehren kan man glauben, daß ſie ein wenig mehr nachdencken, als man gemeiniglich thut, wenn man noch lebet. Sie wiſſen von unſern Sachen vernünfftiger zu urtheilen als wir, weil ſie dieſelben mit gröſſerer Gleichgültigkeit und Gemüths-Ruhe anſehen: Sie wollen aber auch davon urtheilen, weil ſie ſich derſelben noch einigermaßen annehmen. Ihr habt eure meiſten Geſpräche ſo kurtz gemacht, daß es ſcheint ihr hättet eure Todten vor keine groſſe Schwätzer gehalten: und ich habe mir dieſes leicht gefallen laſſen. Wie die Todten ſehr witzig und geiſtreich ſeyn; ſo müſſen ſie wohl eine jede Materie ſehr bald einſehen. Ich glaube auch ohn alle Schwürigkeit, daß ſie ſo verſtändig ſeyn könnten, ſich untereinander wegen ihrer Meynungen gantz zu vereinigen, und alſo faſt niemals unter ſich zu ſprechen: Denn mich dünckt, das Diſputiren ſchickt ſich nur vor uns Ignoranten, die wir niemals die Wahrheit entdecken: eben ſo wohl als es nur den Blinden zukommt,

un-

unter Weges wieder einander zu ſtoſſen: Da ſie nicht ſehen können, wo ſie hinwollen. Aber bey uns kan man ſich nicht einbilden, daß die Todten ihre Charactere geändert, und ſo gar gantz wiedrige Meynungen angenommen haben. Wenn man ſich einmal in der Welt von iemanden eine Abbildung gemacht hat; ſo kan man ſie nicht wieder aus dem Kopfe bringen. Derowegen habe ich mich befliſſen, die Todten kenntlich zu bilden: zum wenigſten diejenigen, ſo ſehr bekannt ſind. Ihr habt euch kein Gewiſſen gemacht, etliche Perſonen, und vielleicht auch einige Begebenheiten zu erdichten, die ihr ihnen zueignet: Aber ich habe dieſer Freyheit nicht nöthig gehabt. Die Hiſtorie bot mir genug wahrhaffte Todten, und wahrhaffte Begebenheiten dar, ſo daß ich des Erdichtens überhoben ſeyn könnte. Es wird euch nicht Wunder nehmen, daß die Todten von Dingen reden, die lange nach ihnen geſchehen ſind; da ihr ſie ja täglich mit einander von ihren Geſchichten ſprechen ſehet. Ich bin verſichert, daß ihr itzo aus unzehlichen Nachrichten die man euch gegeben hat, Franckreich

reich ſehr wohl kennet, u. wiſſet, daß ſelbiges in der Gelehrſamkeit heute zu Tage eben das iſt, was vormals Griechenland geweſen. Inſonderheit wird der berühmte Uberſetzer eurer Schrifften, der euch unſre Sprache ſo ſchön hat reden laſſen, nicht ermangelt haben, euch zu berichten, daß Paris an eurem Wercke eben den Geſchmack gefunden, als vormals Rom und Athen. Wie glücklich würde derjenige ſeyn, der eure Schreibart ſo gut nachahmen könnte, als dieſer große Mann, und in ſeinen Ausdrückungen, die zarte Einfalt, und ungekünſtelte Munterkeit erreichen könnte, die ſich ſo wohl in Geſprächen ſchicket. Was mich betrifft, ſo laſſe ich mir es nicht in den Sinn kommen, mich davor auszugeben, daß ich euch glücklich nachgeahmet hätte: Ich verlange nur die Ehre, daß ich wohl gewußt, man könne kein vortrefflicher Original nachahmen, als Euch.

Geſpräche

Geſpräche der Todten Erſter Theil.

Geſpräche der Todten aus der alten Hiſtorie.

Das I. Geſpräch.

Alexander und Phryne.

Phryne.

Ihr könnt es von allen Thebanern erfahren, die zu meiner Zeit gelebt haben. Sie werdens euch erzehlen, daß ich mich erboten, die Mauren ihrer Stadt, die ihr eingeriſſen hattet, auf eigene Unkoſten wieder aufzurichten: wenn man mir dieſe Schrift an dieſelben ſetzen wollte; Der groſſe Alexander hatte dieſe Mauer verwüſtet, aber die Buhlerin Phryne hat ſie wieder hergeſtellet.

Alex. Es iſt euch alſo ſehr viel daran gelegen geweſen, daß die Nachwelt es ja wiſſen möchte, was ihr vor ein Handwerck getrieben.

Phryne. Ich hatte es hoch darinnen gebracht: und das iſt ja die Thorheit aller auſſeror-

dentlichen Le::te in jeder Lebensart, daß ſie nach Denckmalen und Uberſchriften ſtreben.

Alex. Ich geſtehe es, daß Rhodope ſchon vor euch dergleichen gehabt. Sie wuſte ſich ihre Schönheit ſo wohl zu Nutzen zu machen, daß ſie vermögend ward, eine von den beruffenen Pyramiden zu bauen, die noch itzo in Egypten ſtehen. Und ich erinnere mich, daß, als ſie dieſes neulich gewiſſen verſtorbenen Franzöſinnen erzehlete, welche in ihrem Leben ſehr liebenswürdig geweſen ſeyn wollten: dieſe Schatten darüber zu weinen angefangen; indem ſie verſicherten, daß die Schönen in dem Lande und zu der Zeit, da ſie gelebet hätten, nicht mehr ſo viel erwerben können, als zur Aufrichtung ſolcher Pyramiden gehörete.

Phryne. Ich hatte aber vor der Rhodope noch dieſen Vorzug, daß ich mich durch die Erbauung der Thebaniſchen Mauren mit Euch in Vergleichung geſtellet; mit Euch, als dem gröſſeſten Uberwinder von der gantzen Welt: maſſen ich wieſe, daß meine Schönheit vermögend geweſen, diejenigen Verwüſtungen zu erſetzen, die eure Macht verurſachet hatte.

Alex. In Wahrheit, zwey Dinge die man wohl noch niemahls mit einander verglichen hatte. Ihr ſeyd alſo wohl mit euch zufrieden, daß ihr ſo viel Galanterien oder Annehmlichkeiten beſeſſen habt.

Phryne. Und ihr ſeyd ſehr vergnügt, daß ihr den

den beſten Theil der Welt verwüſtet habt. Warum iſt doch nicht in jeder Stadt, die ihr verheeret habt, eine Phryne geweſen! So wäre kein einziges Merckmahl von eurem Wüten übrig geblieben.

Alex. Wenn ich wieder lebendig werden ſollte, ſo verlangte ich noch nichts anders als ein berühmter Weltbezwinger zu werden.

Phryne. Und ich eine anmuthige Weltbezwingerin zu ſeyn. Die Schönheit hat von Natur das Recht über die Menſchen zu herrſchen; Und die Tapferkeit hat ſich daſſelbe nur mit Gewalt genommen. Es giebt in allen Ländern Schönheiten: aber nicht Könige und groſſe Sieger. Ich will euch noch beſſer überführen. Euer Vater Philipp, war ziemlich tapfer: ihr waret es gleichfalls: indeſſen konnte doch keiner von euch beyden den Redner Demoſthenes bezwingen, der ſein lebenlang nichts anders gethan, als daß er wieder euch beyde Reden gehalten. Aber als eine gewiſſe andre Phryne, und nicht ich, (denn der Nahme iſt ſehr glücklich) einen wichtigen Proceß verlieren ſollte, und ihr Advocat, welcher ſchon alle ſeine Beredſamkeit vergeblich vor ſie angewendet hatte, auf den Einfall kam, ihr ein gewiſſes groſſes Tuch, welches ſie zum Theil verhüllete, abzuziehen: alſofort verurſachte der Anblick ihrer entdeckten Schönheiten, daß die Richter ihr Urtheil änderten und ſie loßſprachen. Dergeſtalt

hat ja das Geräuſche eurer Waffen in ſo vielen Jahren nicht einem einzigen Redner das Maul ſtopfen können; dahingegen die Reitzungen eines ſchönen Frauenzimmers in einem Augenblicke den gantzen Areopagus zu verblenden vermocht.

Alex. Ob ihr gleich noch eine Phryne zu Hülfe genommen habt, ſo glaube ich doch nicht, daß Alexanders Parthey verſpielen werde. Das wäre ja ewig Schande, wenn . . .

Phryne. Ich weiß ſchon was ihr ſagen wollt. Griechenland, Aſien, Perſien, Indien, das alles läſt ſich ſehr wohl hören. Wenn ich indeſſen von eurem Ruhme dasjenige abziehen ſollte, was euch nicht zugehöret: Wenn ich euren Soldaten, euren Hauptleuten und dem Glücke ſelber den ihm gebührenden Theil zukommen ließe: Meynet ihr, daß ihr viel übrig behalten würdet? Allein eine ſchöne Geſtalt darf den Ruhm ihrer Thaten mit niemanden theilen. Sie hat ihn ſonſt keinem als ihr ſelbſt zu verdancken. Ich verſichere euch; es iſt eine artige Sache um ein ſchönes Frauenzimmer.

Alex. Es ſcheint, ihr ſeyd davon ſehr verſichert geweſen. Aber glaubt ihr wohl, daß ſich die Freyheit deſſelben ſo weit erſtrecke; als ihr ſie getrieben habt?

Phryne. Nein, nein; ich handle gantz aufrichtig. Ich geſtehe, daß ich den Character eines artigen Frauenzimmers zu hoch getrieben

habe:

habe: aber ihr habt es mit dem Character eines Helden nicht beſſer gemacht. Wir haben beyde gar zu viel geſieget. Wenn ich nicht mehr als ohngefehr zwey oder drey Buhlſchaften gehabt hätte; ſo wäre es fein ordentlich zugegangen, und man hätte nichts auf mich zu ſagen: Aber ſo viele zu haben, daß ich die Thebaniſchen Mauren davon konnte bauen laſſen; das war zu weit gegangen. Im Gegentheil, wenn auch ihr nur Geiechenland, die benachbarten Inſeln, und vielleicht noch ein Stücke von klein Aſien erobert, und ein Reich daraus gemacht hättet; ſo wäre nichts beſſer ausgeſonnen oder vernünfftiger ausgeführet worden: Aber allezeit zu lauffen, ohne zu wiſſen wohin? allezeit Städte zu erobern, ohne zu wiſſen warum? und lauter Anſchläge zu machen, ohne Abſichten zu haben; das hat niemahls vielen vernünftigen Leuten gefallen wollen.

Alex. Die vernünftigen Leute mögen ſagen was ſie wollen. Wenn ich mich meiner Tapferkeit und meines Glückes ſo weislich bedienet hätte, ſo würde man faſt gar nicht von mir geredet haben.

Phryne. Von mir auch nicht: wenn ich mit meiner Schönheit ſo gar behutſam umgegangen wäre. Um viel Aufſehens in der Welt zu machen, dazu ſind die vernünftigſten Naturelle nicht die allergeſchickteſten.

Das II. Geſpräch.

Milo und Smindiride.

Smindiride.

Du prahleſt alſo ziemlicher maſſen, Milo, daß du bey den Olympiſchen Spielen einen Ochſen auf deinen Schultern getragen habeſt.

Milo. In der That, das war keine ſchlechte That. Gantz Griechenland frolockte darüber, und der Ruf davon breitete ſich biß in meine Vaterſtadt Croton aus; aus welcher ſehr viel wackere Kämpfer entſtanden ſind. Hingegen wird wohl die Stadt Sibaris jederzeit wegen der Zärtlichkeit ihrer Einwohner einen übeln Nahmen behalten. Dieſe Weichlinge hatten die Hähne verbannet, damit ſie nicht durch ihr Krähen des Morgens aufgewecket würden. Ja ſie baten die Leute, ein Jahr vor dem Tage des Schmauſes, zu Gaſte: Damit ſie nur Zeit genug haben möchten, denſelben ſo leckerhaft anzurichten, als ſie wollten.

Smind. Du ſpotteſt nur der Sibariten; aber du vierſchrötigter Crotonienſer, meynſt du nicht: ſich rühmen, daß man einen Ochſen tragen könne; heiſſe eben ſo viel, als einem Ochſen ſehr ähnlich ſeyn?

Milo. Und meynſt du wohl einem Menſchen ähnlich geweſen zu ſeyn: wenn du dich beklaget haſt, daß du eine ſchlafloſe Nacht gehabt; weil

eins

eins von den Roſenblättern, damit du dein Bette beſtreueteſt, unter dir eine Falte bekommen?

Smind. Es iſt wahr, ich bin ſo zärtlich geweſen: aber warum kommt dir das ſo fremde vor?

Milo. Wie könnte mir daſſelbe wohl anders als fremde vorkommen?

Smind. Haſt du denn niemahls einen Liebhaber geſehen, der, nachdem er viel Gewogenheit von ſeiner Gebieterin genoſſen, und ihr hinwiederum ſehr merckliche Dienſte geleiſtet; in dem Beſitze dieſes Glückes durch die Furcht beunruhiget worden: Seine Schöne möchte ihm vielleicht mehr aus Erkenntlichkeit, als aus Zuneigung gewogen ſeyn?

Milo. Nein, dergleichen habe ich niemahls geſehen. Aber wenn das gleich wäre?

Smind. Haſt du auch niemahls von einem Sieger gehöret, der bey ſeiner Zurückkunft aus einem herrlichen Feldzuge, mit ſeinem Triumpfe übel zufrieden geweſen; weil das Glück daran mehr Theil gehabt, als ſeine Tapferkeit und Klugheit; und weil ſeine Abſichten ihm durch falſche und übel ausgeſonnene Anſchläge gelungen waren?

Milo. Nein, ich habe nichts davon gehöret. Aber ich frage noch einmahl, was wilſt du daraus ſchlieſſen?

Smind. Daß dieſer Liebhaber, und dieſer Sieger, und überhaupt faſt alle Menſchen nicht würden ſchlafen können: wenn ſie gleich auf Roſen

liegen ſolten; im Falle ſich nur ein Blättchen unter ihnen zuſammen gefaltet hätte. Man muß ſich die Beluſtigungen durch nichts verderben. Sie ſind nichts als Roſenbette; wo es ſehr ſchwer iſt, alle Blätter glatt auszubreiten, ſo, daß ſich keins zuſammenſchlagen ſollte. Indeſſen iſt die Falte eines einzigen ſchon genugſam, viel Beſchwerlichkeiten zu verurſachen.

Milo. Ich bin in dergleichen Sachen nicht ſonderlich gewiegt, mich düncket aber, daß du mit dem Liebhaber und Kriegshelden, ja ihr alle mit einander überaus unrecht habet. Warum verzärtelt ihr euch ſo?

Smind. Ach Milo, alle artige und aufgeweckte Leute ſind nicht ſolche Crotonienſer als du biſt; ſondern noch weit ärgere Sybariten, als ich geweſen bin.

Milo. Ich ſehe ſchon wie es iſt. Die artigen Leute haben mehr Beluſtigungen als ihnen nöthig ſind; und ſie überlaſſens ihrer Zärtlichkeit, die überflüßigen abzuſondern. Sie wollen auch bey den kleineſten Verdrüßlichkeiten empfindlich ſeyn: weil ſie ohne dem Ergetzlichkeiten genug haben; und auf ſolche Weiſe haben ſie recht.

Smind. Gantz und gar nicht. Artige Leute haben nicht mehr Vergnügen als ihnen vonnöthen iſt.

Milo. So ſind ſie ja Narren, daß ſie ſich ſo ſehr zärtlich gewöhnen.

Smind. Das iſt das Unglück! Die Zärtlichkeit iſt einem Meuſchen überaus wohl anſtändig: denn ſie entſteht aus den guten Eigenſchaften der Seelen; oder des Verſtandes und Willens. Man ſucht dieſelbe zu erlangen, wenn man ſie noch nicht hat: indeſſen vermindert die Zärtlichkeit die Anzahl der Beluſtigungen, und man hat derſelben nie zuviel. Sie iſt die Urſache, daß man ſie lange nicht ſo lebhaft empfindet, und ſie ſind auch an ſich ſelbſt nicht ſehr empfindlich. Elende Menſchen! eure natürliche Beſchaffenheit verſieht euch mit ſo wenigen Ergetzlichkeiten, uud euer Verſtand machet, daß ihr dieſelben noch weniger ſchmecket.

Das III. Geſpräch.

Dido und Stratonica.

Dido.

Ach wie unglückſelig bin ich, liebſte Stratonica! Ihr wiſſet wohl, wie ich gelebet habe. Ich war meinem erſten Manne ſo getreu, daß ich mich lieber lebendig verbrannte, als daß ich einen andern genommen hätte. Indeſſen habe ich doch nicht ohne üble Nachrede bleiben können. Einem Poeten, mit Nahmen Virgil, hat es beliebt, ein ſo ſtrenges und ſprödes Frauenzimmer in eine junge Metze zu verwandeln, die ſich durch die gute Geſtalt eines Fremden, den erſten Tag, da ſie ihn geſehen, verliebt machen läſſet. Meine

gantze

gantze Geſchicht iſt verkehret. Zwar den Scheiterhaufen der mich verzehret hat, hat man mir gelaſſen. Aber rathet doch, warum ich mich darauf geſetzet haben ſolle? Nicht mehr aus Furcht, daß man mich zur andern Heyrath zwingen möchte; nein, weil ich in Verzweifelung gerathen war, da mich der Fremde verlaſſen hatte.

Strat. In Wahrheit, das kan ſehr gefährliche Folgen nach ſich ziehen. Wo wird ſich wohl mehr ein Weib aus ehelicher Treue verbrennen: wenn nach ihrem Tode die Poeten die Freyheit haben, von ihr zu erzehlen was ſie wollen. Doch vielleicht hat euer Virgil nicht ſo ſehr unrecht. Vielleicht hat er in eurem Lebenslaufe eine Liebesverwirrung entdecket, davon ihr euch die Hoffnung gemacht, daß ſie niemahls auskommen würde. Wer weiß es ſo eigentlich? Ich wollte nicht gut davor ſtehen, daß es mit eurem Scheiterhaufen eben ſo bewandt geweſen ſey, als ihr vorgebet.

Dido. Wenn die Liebe, ſo mir Virgil zueignet, nur einige Wahrſcheinlichkeit hätte, ſo möchte man mich immer in Verdacht ziehen. Aber er giebt mir den Aeneas zum Liebhaber, einen Kerl, der dreyhundert Jahre eher geſtorben iſt, als ich gebohren worden.

Strat. Das läßt ſich hören, was ihr ſaget. Indeſſen ſcheinet es doch, als wenn ihr euch mit dem Aeneas wohl zuſammen ſchicketet. Ihr waret beyde genöthiget, euer Vaterland zu verlaſſen; Ihr

ſuchtet

ſuchtet alle beyde euer Glück in der Fremde; Er war ein Wittwer, ihr waret eine Wittwe. Seht da, Aenhlichkeiten genug! Es iſt wahr, daß ihr dreyhundert Jahre nach ihm gebohren seyd; Aber Virgil hat ſo viel Urſachen gehabt, euch beyde zuſammen zu bringen, daß ihm die dreyhundert Jahre, die euch von einander trenneten, nur eine Kleinigkeit zu ſeyn geſchienen.

Dido. Was iſt das vor ein Vernunftſchluß? Wie? bleiben denn dreyhundert Jahre nicht allezeit dreyhundert Jahre? Und können ſich dieſes Hinderniſſes ungeachtet, zwey ſo weit entfernete Perſonen antreffen und ſich lieben.

Strat. Ach, das machts! Virgilius war ein ſubtiler Kopf: Er war ein rechter Weltmann. Dadurch wollte er zeigen, daß man in Liebesverſtändniſſen, nicht nach dem Scheine urtheilen müſſe: und daß oft diejenigen, denen man es am wenigſten anſieht, eben die rechten ſind.

Dido. Es war mir gewiß ſehr viel damit gedienet, daß er meinen ehrlichen Nahmen angegriffen, um dieſes ſchöne Geheimniß in ſeine Schriften zu bringen.

Strat. Aber wie? hat er euch denn zum Gelächter gemacht? hat er euch ungeſchickte Dinge in den Mund geleget?

Dido. Nichts weniger als das: Er hat mir hier ſein Gedichte vorgeleſen, und das gantze Stück, worinnen er mich aufgeführet hat, iſt wahrhaftig

haftig was göttliches; die einzige Läſterung ausgenommen. Ich bin ſchön: Ich ſage ſehr artige Sachen von meiner vorgegebenen Neigung. Und wenn Virgil genöthiget würde, mich vor ein ehrlich Frauenzimmer zu erkennen, die Eneis würde ſehr viel dadurch verlieren.

Strat. Worüber klagt ihr denn? Man eignet euch eine Liebesbegebenheit zu, die euch niemahls begegnet iſt; das iſt das groſſe Unglück. Aber davor giebt man euch Schönheit und Verſtand, die ihr vielleicht nicht gehabt habt.

Dido. Ein herrlicher Troſt!

Strat. Ich weiß nicht wie ihr ſeyd: Allein die meiſten Weiber, wie mich dünckt, wollen lieber ihrer Tugend wegen ein wenig in der Nachrede ſeyn; als ihrer Schönheit oder ihres Verſtandes halber. Zum wenigſten war ich ſo geſonnen. Ein Mahler, der am Hofe des Syriſchen Königes, meines Gemahls lebte, war übel auf mich zu ſprechen. Um ſich nun an mir zu rächen, mahlte er mich, in den Armen eines gemeinen Soldaten liegend, ab. Er ſtellte ſein Bild öffentlich zur Schau aus, und machte ſich davon. Meine Unterthanen wollten vor meine Ehre eifern, und das Bild öffentlich verbrennen. Allein, weil ich darauf mit einer recht wunderwürdigen Schönheit gemahlt war; ohngeachtet die Stellungen des Leibes vor meine Tugend nicht portheilhaft waren: ſo verbot ichs zu verbrennen, ließ den Mahler zurücke kommen,

und

und vergabs ihm. Wenn ihr mir folgen wollt, ſo werdet ihr es mit dem Virgilius eben ſo machen.

Dido: Das wäre in dem Falle gut, wenn die Schönheit, und der Verſtand, die vornehmſten Tugenden des Frauenzimmers wären.

Strat. Ich will nicht entſcheiden, welches die fürnehmſte Tugend iſt; aber nach der gewöhnlichen Art, iſt ja die erſte Frage von einem Frauenzimmer: Iſt ſie ſchön? Die andre: Hat ſie Verſtand? Es kommt ſehr ſelten, daß man noch die dritte Frage hinzuſetzet.

Das IV. Geſpräch.

Ariſtoteles und Anacreon.

Ariſtoteles.

Das hätte ich doch nimmermehr geglaubet, daß ein Liedermacher ſo verwegen ſeyn würde, ſich mit einem ſo angeſehenen Philoſophen, als ich bin, zu vergleichen.

Anacr. Ihr ſprecht den Nahmen, Philoſophen, ziemlich laut aus; aber ich mit meinen Liedern, bin doch indeſſen der weiſe Anacron geheiſſen worden; und mich dünckt, der Titel eines Philoſophen iſt um ein merckliches ſchlechter, als der Titel eines Weiſen.

Ariſt. Diejenigen, ſo euch dieſe Eigenſchaft zugeſchrieben, haben ihre Worte nicht recht überleget.

leget. Sagt mir doch, was hättet ihr wohl jemahls gethan, um dieſelbe zu verdienen?

Anacr. Ich hatte nichts gethan als trincken, ſingen und verliebt ſeyn; und das iſt eben ein Wunder, daß ſie mir davor den Nahmen eines Weiſen gegeben, an ſtatt, daß man euch nur einen Philoſophen genennet; welche Benennung euch doch faſt unendliche Mühe gekoſtet hat. Denn wieviel Nächte habt ihr nicht zugebracht, die ſtachelichſten Fragen aus der Logic heraus zu klauben? Wie viel groſſe Bücher habt ihr nicht über dunckle Materien geſchrieben, die ihr vielleicht ſelbſt nicht verſtanden?

Ariſt. Ich geſtehe es, daß ihr einen bequemern Weg gewehlet, zur Weißheit zu gelangen, und daß ſehr viel Geſchicke dazu gehöret hat, mit eurer Laute und Trinckflaſche mehr Ruhm zu erlangen, als die gröſſeſten Leute durch alle ihre Mühe und Arbeit nicht erlanget.

Anacr. Ihr fangt an meiner zu ſpotten; aber ich behaupte, daß es viel ſchwerer ſey, zu trincken und zu ſingen, ſo wie ich geſungen, und ſo wie ich getruncken habe; als zu philoſophiren, ſo wie ihr philoſophirt habt. Um ſo zu ſingen und zu trincken als ich, muſte man ſeine Seele, von allen gewaltigen Gemüthsbewegungen befreyet haben, und gantz bereit ſeyn, die Zeit, ſo wie ſie kommen würde, anzunehmen: Endlich hatte man auch noch viel andre Kleinigkeiten bey ſich einzurichten.

Und

Und ob gleich nicht viel Dialectic in dem allen ſteckt, ſo hat man doch Mühe, ehe man es ſo weit bringt. Aber man kan mit viel geringerer Mühe philoſophiren, wie ihr gethan habt. Man darf ſich weder von dem Ehrgeitze, noch vom Geldgeitze, loßmachen; Man macht ſich einen angenehmen Zutritt am Hofe des groſſen Alexanders; man ziehet Geſchencke von 500000 Thalern an ſich, welche man nicht gantz auf natürliche Unterſuchungen anwendet, wie wohl die Abſicht des Schenckenden geweſen. Kurtz, dieſe Art von Philoſophie, führet auf ſolche Dinge, die der Philoſophie zuwieder ſind.

Ariſt. Man muß euch hier unten viel übels von mir geſagt haben. Aber dem ſey wie ihm wolle, der Menſch iſt kein Menſch, ohne die Vernunft; und nichts iſt ſchöner, als andre zu lehren, wie ſie ſich derſelben bedienen ſollen, die Natur zu unterſuchen, und alle die Rätzel aufzulöſen, welche ſie uns vorleget.

Anacr. Seht, wie die Menſchen den Gebrauch aller Dinge verkehren. Die Philoſohie iſt an ſich ſelbſt was vortrefliches, und kan ihnen ſehr nützlich ſeyn; aber, weil ſie ihnen beſchwerlich fallen würde, wenn ſie ſich in ihre Verrichtungen mengen, und ihre Gemüthsbewegungen in Ordnung bringen wollte: ſo hat man ſie in den Himmel verſchicket, die Planeten untereinander in Ordnung zu ſtellen, und ihre Bewegungen abzumeſſen.

Oder, ſie führen dieſelbe auf der Erdkugel herum, und laſſen ſie alles, was ihnen vorkommt, unterſuchen. Kurz, ſie beſchäftigen dieſelbe allezeit ſo weit von ſich ſelbſt, als es ihnen immer möglich iſt. Indeſſen, weil ſie doch gerne Philoſophen heiſſen möchten; ohne daß ihnen dieſer Nahme hoch zu ſtehen käme: ſo ändern ſie, vermöge ihrer Geſchicklichkeit, die Bedeutung deſſelben, und geben ihn mehrentheils denen, welche die natürlichen Dinge, und ihre Urſachen, erforſchen.

Ariſt. Und was könnte man dieſen Leuten wohl vor einen geſchicktern Nahmen geben?

Anacr. Die Philoſophie hat bloß mit dem Menſchen zu thun, nicht aber mit den übrigen Theilen des Weltgebäudes. Die Aſtronomie bekümmert ſich um die Sterne, der Naturkündiger um die Natur, und der Philoſoph um ſich ſelbſt. Wer hätte aber, bey einer ſo harten Bedingung, ein Philoſoph werden wollen? Ach! faſt niemand. Darum hat man die Philoſophen der Mühe überhoben, Philoſophen zu ſeyn, und iſt zu frieden geweſen, daß ſie Sternſeher oder Naturkündiger wären. Mich anlangend, ſo habe ich zum ſpeculiren niemahls Luſt gehabt; aber ich bin verſichert, daß in vielen Büchern, die vor Philoſophiſch angeſehen ſeyn wollen, weniger Philoſophie ſteckt, als in manchem von meinen Liedern, die ihr ſo ſehr verachtet. Zum Exempel in dieſem:

Ver-

Verlängerte das Gold das Leben,
So würd ich nur nach Golde ſtreben,
Ja mich um nichts als Gold bemühn.
Und lieſſe ſich der Todt erblicken,
Ich wollt ihn bald zurücke ſchicken;
Ich gäb' ihm Geld und ließ' ihn ziehn.
Doch weil diß GOtt nicht gut befunden,
Kan mir das Gold nichts nütze ſeyn:
Drum theil ich meines Lebens Stunden,
Ins Lieben und ins Schmauſen ein.

Ariſt. Wenn ihr nur das, was von den Sitten handelt, Philoſophie nennen wollet; ſo findet ihr, in meinen moraliſchen Wercken, Dinge, die eurem Liede nichts voraus geben; denn die Dunckelheit, ſo man mir vorgeworfen hat, und die ſich vielleicht in etlichen von meinen Büchern findet, iſt in dieſen Materien, durchaus nicht anzutreffen. Und die gantze Welt hat geſtanden, daß nichts ſchöners und deutlichers zu finden ſey, als das, was ich von den Leidenſchaften geſagt habe.

Anacr. Was iſt doch das vor ein Irrthum! Es fragt ſich nicht, wie man die Leidenſchaften kunſtmäßig beſchreiben ſolle, wie man ſagt, daß ihr es gethan habt; ſondern wie man ſie überwinden möge? Die Menſchen, geben ihre Kranckheiten gern der Philoſophie zu betrachten, aber nicht zu heilen. Ja, ſie haben das Geheimniß erfunden, eine Sittenlehre zu machen, die ſie nicht näher angeht, als die Sternwiſſenſchaft. Kan

man ſich wohl des Lachens enthalten; wenn man Leute ſiehet, die vor baar Geld, von der Verachtung des Reichthums predigen, und feige Memmen wahrnimmt, die ſich einander über der Beſchreibung eines Großmüthigen, in die Haare gerathen?

Das V. Geſpräch.

Homerus und Eſopus.

Homerus.

Wahrhaftig, alle Fabeln, die ihr mir erzehlet habt, können nicht genug bewundert werden. Ihr müſſet viel Kunſt beſeſſen haben, die allerwichtigſten Regeln der Sittenlehre in ſolche kurtze Erzehlungen einzukleiden, und eure Gedancken in ſo richtigen, und doch bekannten Bildern zu verdecken.

Eſop. Es iſt mir ſehr angenehm, daß ich dieſer Kunſt halber von euch gelobet werde; von euch, die ihr ſie ſowohl verſtanden habt.

Homer. Ich? Ich habe mir niemahls was daraus gemachet.

Eſop. Was? habt ihr nicht groſſe Geheimniſſe in euren Wercken verſtecken wollen?

Homer. Ach! gantz und gar keine.

Eſop. Indeſſen habens alle Gelehrte zu meiner Zeit geſagt. Es war weder in der Ilias noch in der Odyſſee das geringſte, daraus ſie nicht die ſchönſten Allegorien von der Welt machten.

Sie

Sie behaupteten, daß alle Heimlichkeiten der Gottesgelahrtheit, der Naturlehre, der Sittenlehre und Mathematic ſelbſt in euren Schriften enthalten wären. Wahrhaftig, es war etwas ſchwer, dieſelben zu entdecken. Wo der eine einen moraliſchen Verſtand antraf, da fand der andre einen phyſiſchen; aber darinnen war man eins, daß ihr alles gewuſt, und alles geſagt hättet, wenn man es nur recht verſtünde.

Homer. Die Wahrheit zu ſagen, ich habe es wohl vermuthet, daß gewiſſe Leute nicht ermangeln würden, Subtilitäten zu finden, wo ich doch keine hingeſetzet hatte. Gleichwie nichts vortheilhafter iſt, als von ſehr entfernten Dingen zu propheceyen, wo man den Ausgang noch erwarten muß: alſo iſt auch nichts vortheilhafter, als Fabeln zu ſchreiben, und die Allegorien zu erwarten.

Eſop. Ihr müſſet ſehr beherzt geweſen ſeyn, euch auf eure Leſer zu verlaſſen, daß ſie ſelber wohl Allegorien in eure Gedichte legen würden. Wie hätte es aber mit euch ausgeſehen, wenn man alles nach dem Buchſtaben verſtanden hätte.

Homer. Gantz gut; das wäre eben kein groſſes Unglück geweſen.

Eſop. Wie? Wenn ſich die Götter einander Arm und Bein entzwey ſchlagen? Wenn der blitzende Jupiter in einer Verſammlung der Götter, die hochanſehnliche Juno zu ſchlagen drohet? Wenn Mars, da er vom Diomedes verwundet

worden, ſo laut ſchreyet als 9 oder 10000 Menſchen ſchreyen würden, und doch nicht einmahl ſo viel thut, als ein einziger Menſch (denn anſtatt, daß er alle Griechen hätte in Stücke zerhauen ſollen, ſo gehet er zum Jupiter, und klaget über ſeine Wunde): Wäre denn dieſes alles ohne ſeine Allegorie recht und gut geweſen?

Homer. Warum nicht? Ihr bildet euch ein, der menſchliche Verſtand ſuche nichts als Wahrheit. Leget doch dieſen Irrthum ab. Der menſchliche Verſtand und das Falſche vertragen ſich ſehr wohl miteinander. Wenn ihr die Wahrheit ſagen ſollet, ſo werdet ihr ſehr wohl thun, wenn ihr ſie in Fabeln verhüllet; ſie wird dadurch deſto angenehmer werden. Wenn ihr aber Fabeln ſagen wollet, ſo werden ſie beliebt ſeyn können; ob ſie gleich keine Wahrheiten in ſich enthalten. Alſo iſt die Wahrheit allezeit des Falſchen bedürftig, wenn ſie von dem menſchlichen Verſtande willig angenommen werden will. Aber das Falſche findet unter ſeiner eigenen Geſtalt den Eingang; denn da iſt gleichſam ſeine Geburtsſtadt und ordentliche Behauſung; dahingegen die Wahrheit nur ein Fremdling daſelbſt iſt. Ich will euch noch mehr ſagen. Wenn ich mich über den allegoriſchen Fabeln zu Tode ſtudiret hätte, ſo hätte es kommen können, daß die meiſten die Fabel als etwas nicht gar zu unwahrſcheinliches angenommen, und die Allegorie vergeſſen hätten.

Und in der That, ihr müſſet wiſſen, daß meine Götter, ſo wie ſie ſind, alle Geheimniſſe bey Seite geſetzt, gar nicht vor lächerlich gehalten worden.

Eſop. Ich erzittere darüber, und beſorge erſchrecklich ſehr, man werde auch glauben, daß die wilden Beſtien geredt haben, wie ſie in meinen Fabeln thun.

Homer. Das iſt eine ſeltſame Furcht.

Eſop. Was befremdet euch dieſelbe? Wenn man geglaubt hat, daß die Götter dergleichen Reden führen können, als ihr ſie habt führen laſſen; warum ſollte man nicht glauben, daß die Beſtien auf die Art geredet hätten, als ich ſie habe reden laſſen?

Homer. Ach das iſt ganz ein anders. Die Menſchen wollten wohl, daß die Götter ſo thöricht wären, als ſie ſelber ſind: aber ſie wollen nicht, daß die Beſtien eben ſo klug ſeyn ſollen, als ſie ſelber ſind.

Das VI. Geſpräch.

Athenais und Icaſie.

Icaſie.

WEil ihr denn meine Begebenheiten wiſſen wollet; ſo hört mir zu. Der Käyſer, unter welchem ich lebte, wollte heyrathen; und damit er ſich deſto beſſer eine Käyſerin wehlen möchte, ließ er kund thun, daß alle diejenigen, wel-

che ſich vor ſo ſchön und annehmlich hielten, daß ſie ſich auf den Thron einige Rechnung machen könten, ſich in Conſtantinopel einfinden möchten. Ich begab mich dahin, und zweifelte nicht, durch meine groſſe Jugend, ſehr lebhafte Augen, und durch mein ziemlich angenehmes und zartes Anſehen, allen andern das Reich ſtreitig zu machen. Der Tag, an welchem die Verſammlung ſovieler artigen Pretendentinnen gehalten wurde, da überſah eine jede, mit groſſer Unruhe, die Angeſichter aller andern; und ich bemerckte mit Vergnügen, daß meine Nebenbuhlerinnen mich mit ziemlich ſcheelen Augen anſahen. Der Kåyſer erſchien. Er gieng alsbald etliche Reihen von Schönheiten vorbey, ohne ein Wort zu ſagen. Aber als er zu mir kam, ſo thaten mir meine Augen gute Dienſte, und hielten ihn auf. In Wahrheit, ſprach er zu mir, mit einem ſolchen Blicke, als ich mir wünſchen konnte: Die Weiber ſind ſehr gefährlich, und können viel Böſes ſtiften! Ich glaubte, es fehle nunmehr an nichts, als daß ich nur noch ein wenig Scharfſinnigkeit hätte; ſo wäre ich unfehlbar Kåyſerin. Und in ſolcher Verwirrung, welche mir die Hoffnung und Freude verurſachete, that ich mein äuſſerſtes, ihm zu antworten: Hingegen, mein Kåyſer, können die Weiber auch viel Gutes thun, ja ſie habens auch zuweilen gethan. Dieſe Antwort verderbete alles. Sie kam dem Kåyſer

ſer ſo ſinnreich vor, daß er ſich nicht unterſtund, mich zu heyrathen.

Athenais. Der Käyſer muß ein ſeltſames Naturell gehabt haben, ſich vor dieſer Scharfſinnigkeit zu fürchten; ja er muß ſich wenig darauf verſtanden haben, wenn er geglaubt hat, daß eure Antwort ſehr ſcharfſinnig ſey; denn die Wahrheit zu ſagen, ſie iſt nicht gar zu ſonderlich: und ihr habt euch nicht viel vorzurücken.

Icaſie. So ſpielt das Glück. Die Scharfſinnigkeit allein hat euch zur Käyſerin gemacht; und mich hat der bloſſe Schein derſelben gehindert, es zu werden. Ihr verſtundet über das die Philoſophie, welches noch weit ärger iſt, als Scharfſinnigkeit beſitzen. Und bey dem allen gelung es euch doch, den jüngern Theodoſius zu heyrathen.

Athen. Wenn ich ein ſolch Exempel als das eurige iſt, vor mir gehabt hätte: ſo würde mir ſehr bange geworden ſeyn. Nachdem mein Vater mich zu einer ſehr gelehrten und aufgeweckten Jungfer gemacht hatte, enterbte er mich; ſo ſicher war er, daß ich mit meiner Wiſſenſchaft und Scharfſinnigkeit ſchon mein Glück machen würde. Und die Wahrheit zu ſagen, ich glaubte es eben ſowohl als er. Aber itzo ſehe ich wohl, daß ich mich in große Gefahr begeben, und daß es leicht hätte kommen können, daß ich, ohne einige

Güter zu erlangen, mit meiner gantzen Philoſophie wäre ſitzen blieben.

Icaſie. Verſichert, nein. Aber meine Geſchicht hatte ſich damahls noch nicht zugetragen, und das war ein Glück vor euch. Es wäre indeſſen was luſtiges, wenn irgend eine andre, die von meiner Geſchicht Wiſſenſchaft hätte, in eben dergleichen Gelegenheit, darinnen ich mich damahls befand, aus meinem Schaden klug werden, und ſo liſtig ſeyn wollte, keine Scharfſinnigkeit an ſich blicken zu laſſen; ſo daß man ſie hernach deßwegen auslachete.

Athenais. Ich wollte nicht gut davor ſeyn, daß es ihr gelingen würde, wenn ſie eine Abſicht damit hätte. Aber oft begeht man von ohngefehr die glücklichſten Thorheiten von der Welt. Habt ihr nicht von einem Mahler gehöret, der die Weintrauben ſo wohl gemahlet hatte, daß die Vögel betrogen wurden, welche herzuflogen, davon zu freſſen. Was meynet ihr, was ihm dieſes vor Ruhm gebracht? Aber die Trauben wurden auf dem Bilde von einem Bauerjungen getragen, ſo daß in der That die Trauben ſehr gut getroffen ſeyn muſten, weil ſie die Vögel an ſich lockten: der Bauerjunge hingegen ſehr ſchlecht, weil ſich die Vögel nicht vor ihm ſcheueten. Man hatte recht. Indeſſen, wenn der Mahler den Bauerjungen nicht ſo ſchlecht gemahlet hätte, ſo würden

den die Trauben dieſe wunderwürdige Würckung nicht gethan haben.

Icaſie. In Wahrheit; man mag in der Welt thun was man will, ſo weiß man nicht was man thut. Und nachdem ſich dieſes Exempel mit dem Mahler zugetragen hat, ſollte man billig auch in den Geſchäfften, wo man ſich gut verhält, zittern und beben, und allezeit befürchten, daß man nicht vielleicht einen Fehler zu begehen vergeſſen habe, der nothwendig geweſen. Alles iſt ungewiß. Es ſcheint, das Glück bemühe ſich einerley Dingen einen verſchiedenen Ausgang zu geben: damit es allezeit der menſchlichen Vernunft ſpotten könne, welche keine gewiſſe Richtſchnur ihrer Handlungen hat.

Sie=

Geſpräche der alten Todten mit neuern.

Das I. Geſpräch.

Auguſtus und Petrus Aretinus.

Petr. Aretinus.

JA, ich war ein witziger Kopf zu meinen Zeiten, und ich habe bey den Printzen ein anſehnliches Stücke Geld verdienet.

Auguſt. So werdet ihr gewiß viel Gedichte vor ſie geſchrieben haben.

Pet. Aret. Gantz und gar nicht. Ich hatte Beſoldungen von allen Europäiſchen Fürſten, und das wäre nimmermehr geſchehen, wenn ich mir mit ihrem Lobe Mühe gemacht hätte. Sie lagen wiedereinander zu Felde. Wenn dieſe ſchlugen, ſo wurden jene geſchlagen; da war es ja unmöglich, ihrer aller Lob zu beſingen.

Auguſt. Was thatet ihr denn?

Pet. Aret. Ich machte Verſe wieder ſie. In eine Lobſchrift konnte ich ſie nicht alle bringen; aber wohl in eine Satire. Ich hatte das Schrecken meines Nahmens ſo ausgebreitet, daß ſie mir alle Tribut zahleten, um nur in Sicherheit Thorheiten begehen zu mögen. Als Käyſer Carl der fünfte, von welchem ihr hier unten, ohne Zwei-

fel,

ſel, werdet gehöret haben, ſich unzeitiger Weiſe an den Africaniſchen Küſten geſchlagen hatte; ſchickte er mir alsbald eine ſchöne güldene Kette. Ich bekam ſie, und ſahe ſie traurig an; rief aber dabey aus: Ey das iſt ja nur eine Kleinigkeit vor eine ſo groſſe Thorheit, die er begangen hat.

August. Ihr hattet alſo eine neue Art erfunden, von den Fürſten Geld zu ziehen.

P. Aret. Hatte ich nicht Urſache, ein recht wunderſames Vermögen zu hoffen, indem ich meine Einkünfte aus den Thorheiten andrer Leute ſuchte? Dies iſt ein gutes Capital, welches ſich allezeit gut verzinſet.

Auguſt. Ihr mögt ſagen was ihr wollet; das Handwerck, da man die Leute lobet, iſt weit ſicherer, und folglich beſſer.

P. Aret. Was wollt ihr? ich war nicht unverſchämt genung zum Loben.

Auguſt. Aber wohl auf gekrönte Häupter Satiren zu machen?

P. Aretinus. Das iſt eine gantz andre Sache. Satiren zu machen, iſt es nicht allezeit nöthig, diejenigen zu verachten, wieder die man ſchreibet; aber gewiſſe abgeſchmackte und gar zuhochgetriebene Lobſprüche zu geben; da dünckt mich, müſſe man diejenigen, denen man ſie giebt, einiger maſſen verachten, und ſie vor Einfältige halten, die ſich betrügen laſſen. Mit was vor

einer

einer Mine unterſtund ſich doch Virgilius, euch zu ſagen, man wüſte nicht, welche Parthey ihr unter den Göttern erwehlen würdet; und es wäre ungewiß, ob ihr euch dem Amte vor die irdiſchen Dinge zu ſorgen, unterziehen, oder euch zum Meergotte machen, und eine Tochter der Thetis heyrathen würdet, welche gerne mit allem ihrem Gewäſſer die Ehre eurer Freundſchaft erkauffet hätte: oder ob ihr endlich den Himmel zur Wohnung erwehlen, und euch neben den Scorpion ſtellen würdet, welcher den Raum zweyer himmliſchen Zeichen einnähme, und ſich, euch zu gefallen, in einen engern Raum zuſammen gezogen hätte?

August. Wundert euch nicht, daß Virgilius mir ſolches ſagen dörfen. Wenn man gelobt wird, ſo nimmt man das Lob nicht ſo gar nach aller Strenge. Man hilft dem buchſtäblichen Verſtande ein wenig aus, und die Schamhaftigkeit derer, die es geben, wird durch die Eigenliebe derer, die es empfangen, getröſtet. Oft glaubt man ein Lob zu verdienen, welches man nicht bekommt: wie ſollte man denn nicht glauben, dasjenige zu verdienen, welches man wircklich erhält.

Pet. Aret. Ihr hoffetet alſo auf das Wort Virgils eine Meer-Nymphe zu heyrathen, oder eine Stelle im Thierkreiſe zu bekommen?

August. Nein, nein. Von dieſen Arten des Lobes läſt man was fallen, um es zu einer et-

was vernunftmäßigern Grösse zu bringen. Aber in Wahrheit, man läßt sehr wenig fallen, und thut sich was darauf zu gute. Kurtz, man mag so ausschweifend gelobt werden, als man will, man zieht allezeit den Vortheil daraus, daß man glaubet, man sey über alles gewöhnliche Lob weg, und habe durch seine Verdienste den Lobenden genöthiget, alle Schrancken zu überschreiten. Die Eitelkeit hat viel Ausflüchte.

Pet. Kret. Ich sehe wohl, daß man sich kein Gewissen machen müsse, die Lobsprüche bis auf das äusserste zu treiben, aber zum wenigsten, was diejenigen betrifft, so sich einander zuwieder sind, wie kan man da wohl das Hertz fassen, sie dem Fürsten beyzulegen? Ich wette, zum Exempel, daß wenn ihr euch an euren Feinden unbarmhertzig gerächet, so wär nach der Meynung eures gantzen Hofes nichts herrlicher, als alles zu zerschmettern, was die Verwegenheit hatte, sich euch zu wiedersetzen. Sobald ihr aber eine gelinde That gethan, so bekam alles ein ander Ansehen, und man fand in der Rache nunmehr nichts, als eine barbarische und unmenschliche Ehre. Man lobte also einen Theil eures Lebens zum Nachtheile des andern. Mich anlangend, so hätte ich besorget, daß ihr euch etwa die Lust machen möchtet, mich durch meine eigene Worte zu fangen, und mir zu sagen: Wehle dir entweder die Schärfe oder die Gelindigkeit,

um

um daraus die wahrhafte Abbildung eines Helden zu machen; aber hernach halte dich auch an deine Wahl.

Auguſt. Warum verlangeſt du daß man es ſo genau erwegen ſoll? Es iſt ein Vortheil vor die Groſſen der Welt, daß alle Materien der Schmeicheley zum Behuf, ſich auf beyde Seiten drehen laſſen. Sie mögen thun, was ſie wollen, am Lobe kan es ihnen nicht fehlen; und wenn ſie um wiedriger Sachen halber gerühmet werden, ſo kömmts daher, weil ſie mehr als eine Art von Verdienſten haben.

P. Aret. Aber wie? Kam euch denn bey allen den Lobſprüchen, womit man euch überhäufete, niemahls ein Scrupel ein? Gehörte denn noch viel Spintiſirens dazu, um zu begreifen, daß ſie mit eurer Würde verknüpft wären? Das Lob unterſcheidet die Fürſten nicht voneinander: Man giebt es den Helden nicht reichlicher als den übrigen; aber die Nachwelt unterſcheidet die Lobſprüche, welche man verſchiedenen Printzen gegeben hat. Dieſe bekräftiget ſie, und jene erklärt ſie vor niedrige Schmeicheleyen.

Auguſt. Zum wenigſten werdet ihr alſo doch zugeben, daß ich das Lob, welches mir gegeben worden, verdienet habe: weil es ausgemacht iſt, daß die Nachwelt es durch ihr Urtheil bekräftiget hat. Ja, ich habe in dieſem Stücke Urſache, mich über dieſelbe zu beſchweren: Denn

ſie

ſie hat ſich ſo ſehr gewöhnet, mich als das Muſter der Regenten anzuſehen, daß man ſie gemeiniglich, durch eine Vergleichung mit mir, lobet, und dieſe Vergleichung iſt mir oft ſehr nachtheilig.

Pet. Aret. Gebt euch nur zufrieden; Man wird euch keine Urſache mehr geben, euch zu beklagen. Denn weil alle Todten, die hieher kommen, von Ludewig dem XIV reden, der heute zu Tage in Franckreich regieret, ſo wird man ihn hinführo als das Muſter der Fürſten anſehen, und ich ſehe ſchon vorher, daß man künftig davor halten wird, man könne ſie nicht beſſer loben, als wenn man ihnen einige Aehnlichkeit mit dieſem groſſen Könige zueignen wird.

Auguſt. Gantz gut! Glaubt ihr indeſſen nicht, daß diejenigen, an welche man dieſe ſtarcke Vergröſſerung richten wird, dieſelbe mit Vergnügen anhören werden?

Pet. Aret. Das könnte wohl kommen. Man iſt ſo ruhmbegierig, daß man von den Lobſprüchen weder Richtigkeit, noch Wahrheit noch ſonſt eine andre Würtze fordert, die ſie von Rechts wegen haben ſollten.

Auguſt. Es ſcheint, ihr wöllt alle Lobſprüche ausrotten. Wenn man nur lauter wohlgegründete machen ſollte, wer würde wohl was damit zu thun haben wollen?

Pet. Aret. Alle diejenigen, die ſie ohne Eigennutz austheilen würden. Vor dieſe gehört eigent-

lich das Loben. Wie kommts, daß euer Virgilius den Cato ſo wohl gerühmet hat, indem er ſagt, daß er den allerrechtſchaffenſten Leuten vorgeſetzt ſey, welche in den Eliſäiſchen Feldern von den übrigen abgeſondert ſind? Das macht, Cato war todt, und Virgil, der weder von ihm noch von ſeiner Familie was zu hoffen hatte, wiedmete ihm nur einen einzigen Vers, und ſchränckte daſſelbe in einen vernünftigen Gedancken ein. Woher kommts aber, daß er euch im Anfange ſeiner Bücher vom Feldbau ſo übel gelobet hat? Er hatte ja eine Beſoldung von euch.

Auguſt. So hat mir denn mein Lob viel Geld verderbet.

P. Aret. Es iſt mir leid. Warum thatet ihr nicht das, was einer von euren Nachfolgern gethan, der, ſobald er zur Regierung kam, einen Befehl ausgehen ließ, daß man gar keine Verße auf ihn machen ſollte?

Auguſt. Ach freylich, er iſt klüger geweſen als ich. Das iſt nicht ein wahres Lob, was ſich uns ſelbſt darbietet, ſondern welches wir andern abdringen.

Das II. Geſpräch.

Sapho und Laura.

Laura.

Es iſt wahr, daß in den Leidenſchaften, denen wir beyde unterworfen geweſen, die Muſen

ſen ihren Antheil gehabt, und viel Annehmlichkeiten darein gemiſchet haben: Aber das iſt der Unterſcheid, daß ihr auf eure Liebhaber ſelbſt Lieder gemacht, mir aber dieſelben von den Meinigen gemacht worden.

Sapho. Was iſt denn nun mehr? Das will nichts anders ſagen, als daß ich eben ſo heftig geliebet habe, als ihr ſeyd geliebet worden.

Laura. Das nimmt mich gar nicht Wunder; denn ich weiß, daß das Frauenzimmer gemeiniglich mehr Neigung zur Zärtlichkeit hat, als die Mannsperſonen. Was mir aber fremde vorkommt, iſt dieſes: daß ihr denen, die ihr geliebt, ſelbſt entdecket habt, wie ihr gegen ſie geſinnet waret, und daß ihr durch eure Poeſie gewiſſer maſſen ihr Hertz angegriffen. Ein Weibsbild ſollte ſich eigentlich in der Liebe nur vertheidigen oder wehren.

Sapho. Unter uns geredt, dieſe Gewohnheit verdroß mich ein wenig; denn die Männer haben uns hierinnen Unrecht gethan. Sie haben den Angriff vor ſich behalten, welcher doch viel leichter iſt, als die Gegenwehr.

Laura. Laßt uns zufrieden ſeyn. Unſere Seite hat ihre groſſe Vortheile. Wir ergeben uns, wenn es uns beliebt; aber die uns angreifen, werden nicht allezeit Uberwinder, wenn ſie es gleich noch ſo heftig wünſchen.

Sapho. Ihr vergeſſet aber zu ſagen, daß

wenn die Männer uns angreifen, ſie ihrer Neigung gemäß handeln, welche ſie dazu treibet: Aber wenn wir uns wehren, ſo haben wir nicht garzuviel Luſt dazu.

Laura. Rechnet ihr denn das Vergnügen vor nichts, wenn man aus ſo vielen anmuthigen und ſo lange fortgeſetzten, ja ſo oft verdoppelten Anfällen wahrnimmt, wie hoch ſie die Eroberung unſers Hertzens ſchätzen?

Sapho. Rechnet ihr aber die Mühe vor nichts, die man anwenden muß, ſo vielen ſüſſen Anfällen zu wiederſtehen? Sie ſehen mit Vergnügen, daß ſie dadurch immer mehr und mehr bey uns gewinnen; und uns würde es gar nicht lieb ſeyn, wenn unſer Wiederſtand gar zu gute Wirckung thäte.

Laura. Aber, kurtz zu ſagen, ob ſie gleich zuletzt mit Ruhm ſiegen: ſo erweiſet ihr ihnen doch eine Gnade, daß ihr ſie vor Sieger erkennet. Ihr könnt euch zwar nicht länger wehren, aber ſie erkennen es doch als eine Gunſt, daß ihr euch nicht mehr wehret.

Sapho. Ach das hindert deßwegen nicht, daß nicht allezeit ihr Sieg vor uns eine Art des Verluſtes ſeyn ſollte. Sie ſchmecken in ihrer Liebe kein ander Vergnügen, als daß ſie Uberwinder der geliebten Perſon ſind, und die glücklichen Liebhaber ſind nur deswegen glücklich, weil ſie Bezwinger der Hertzen ſind.

Laura.

Laura. Wie? Wollet ihr denn lieber daß man es eingeführet hätte, daß die Weiber die Männer zuerſt angreifen ſollten?

Sapho. Warum muß denn eben eine Parthey angreifen und die andere ſich vertheidigen? Man liebe ſich von beyden Theilen, wie es einem jeden ſeine Neigung an die Hand giebt.

Laura. O da würde alles gar zu geſchwinde gehen! Die Liebe iſt ein ſo angenehmer Handel, daß man ſehr wohl daran gethan hat, ihn ſo lange dauern zu laſſen, als es möglich geweſen. Was wäre das, wann man gleich angenommen würde, ſobald man ſich angeboten hätte? Wo blieben alle die Bemühungen, ſich angenehm zu machen; alle die Unruhe, die man empfindet, wenn man ſichs verweiſet, daß man nicht gefällig genug geweſen; alle der Eifer, womit man einen glücklichen Augenblick ſuchet; endlich die gantz angenehme Vermiſchung von Vergnügen und Verdruß, welche man die Liebe nennet? Nichts wäre abgeſchmackter, als wenn man ſich einander ſogleich wiederlieben möchte.

Sapho. Gut. Wenn denn die Liebe eine Gattung von Kampf ſeyn ſoll, ſo wollte ich doch lieber, daß die Gegenwehr den Männern zugetheilet wäre. Und habt ihr mir nicht ſelbſt geſagt, daß die Weibsbilder mehr Neigung zur Zärtlichkeit hätten als Sie? Dergeſtalt würden ſie beſſer zum Angriffe ſeyn.

Laura. Ja! Aber ſie würden ſich gar zu gut wehren. Wenn man will, daß ſich ein Geſchlecht wiederſetzen ſoll; ſo will man, daß es nur in ſofern geſchehe, als es nöthig iſt, dem Uberwinder den Sieg deſto angenehmer zu machen: aber nicht ſelbſt zu ſiegen. Er muß weder ſo ſchwach ſeyn, ſich gleich zu ergeben, noch ſo tapfer, ſich niemahls überwinden zu laſſen. Das iſt nun eigentlich unſer Werck; und vielleicht wäre es bey den Männern gantz anders. Glaubet mir, daß man nach genauer Uberlegung ſo wohl der Liebe als aller andern Dinge, doch zuletzt gewahr werde, wie alles in der Welt, ſo wie es itzo iſt, gantz gut ſey; und daß man durch eine vermeynte Verbeſſerung der Dinge, nur alles verſchlimmern würde.

Das III. Geſpräch.

Socrates und Montagne.

Montagne.

So ſeyd ihr es, göttlicher Socrates? Wie erfreut bin ich, euch zu ſehen! Ich bin nur neulich in dies Land gekommen, und ſo bald ich anlangte, fing ich an euch zu ſuchen. Endlich, nachdem ich in der Ober-Welt mein Buch mit eurem Nahmen und Ruhme angefüllet, ſo glückt es mir, mich mit euch perſönlich zu unterreden, und von euch zu erfahren, wie ihr doch eine ſo aufrichtige und gantz natürliche Tugend beſeſſen,

 deren

deren (allures) Wandel ſo ungezwungen war, daß ſie, zu euren glücklichen Zeiten ſelbſt, ihres gleichen nicht hatte.

Socrates. Es iſt mir ſehr lieb, daß ich einen Todten antreffe, der ein Welt-Weiſer geweſen zu ſeyn ſcheinet. Aber weil ihr nur kürtzlich von oben gekommen ſeyd, und ich in langer Zeit mit niemanden geſprochen habe; (denn man läſt mich hier ziemlich allein, und es iſt kein groſſes Gedränge nach meinem Umgange) ſo nehmt mirs nicht übel, daß ich nach Neuigkeiten frage. Wie ſtehts doch in der Welt? Iſt ſie nicht ziemlich verändert?

Montag. Uberaus ſehr. Ihr würdet ſie nicht mehr kennen.

Socrates. Das iſt mir ſehr lieb zu vernehmen. Ich habe es allezeit vermuthet, daß ſie mit der Zeit nothwendig beſſer und klüger werden würde, als ſie zu meiner Zeit war.

Montag. Was wollt ihr damit ſagen? Sie iſt weit närriſcher und verderbter, als ſie iemahls geweſen. Das iſt eben die Veränderung davon ich ſprechen wollte; und ich machte mir die Hoffnung, von euch die Geſchichte eurer Zeiten zu hören, in welchen ſo viel Aufrichtigkeit und Redlichkeit geherrſchet hat.

Socrat. Und ich hoffte im Gegentheil von euch die Wunder der Zeiten zu hören, in welchen ihr gelebt habt. Wie? haben die heutigen Men-

ſchen die Thorheiten des Alterthums noch nicht abgeleget und ſich gebeſſert?

Montag. Ich glaube, ihr redet von dem Alterthume nur deswegen ſo verächtlich, weil ihr ſelbſt einer von den Alten ſeyd; aber wiſſet, daß man groſſe Urſache habe, die Sitten deſſelben herzuwünſchen, und den Verfall zu bedauren; denn es wird alles von Tage zu Tage ärger.

Socrates. Iſt das möglich? Mich dünckt, es gieng ſchon zu meiner Zeit ſo ziemlich verkehrt. Ich glaubte, es würde mit der Zeit alles vernünftiger werden, und daß die Menſchen aus einer ſo vieljährigen Erfahrung einigen Nutzen ziehen würden.

Montag. Geben die Menſchen wohl auf die Erfahrung acht? Sie ſind wie die Vögel, die ſich allezeit in denſelben Schlingen fangen laſſen, wo man ſchon hundert tauſend andere von ihrer Gattung gefangen hat. Ein jeder kommet gantz nagelneu in die Welt, und die Thorheiten der Väter ſind den Kindern gantz unbewuſt.

Socrat. Aber warum achtet man nicht auf die Erfahrung? Ich ſollte dencken, die Welt müſte itzo ein weit klügeres und ordentlichers Alter erreichet haben, als ihre Jugend geweſen iſt.

Montag. Die Menſchen aus allen Jahrhunderten haben dieſelben Neigungen, darüber der Verſtand keine Gewalt hat. Allenthalben

alſo

alſo, wo es Menſchen giebt, da giebt es Thorheiten, und zwar eben dieſelben Thorheiten.

Socrat. Wenn dem alſo iſt, wie wollet ihr denn, daß die alten Zeiten beſſer geweſen ſeyn ſollen, als die heutigen?

Montag. Ach Socrates! ich wuſte wohl, daß ihr eine beſondere Manier hattet, die Vernunftſchlüſſe zu brauchen, und diejenigen, mit denen ihr zu thun hattet, ſo geſchickt in eure Beweißthümer zu verwickeln, daß ſie gefangen waren, ehe ſie noch den Schluß davon vorherſahen; daß ihr ſie zu leiten gewußt, wohin es euch beliebet: und das iſt es, was ihr genennet habt die Hebamme ihrer Gedancken ſeyn, und derſelben Geburt befördern. Ich geſtehe, daß ich hier gleichſam einen Satz zur Welt bringe, der demjenigen, den ich behaupten wollte, gantz zuwieder läufft; indeſſen ergebe ich mich doch noch nicht. Es iſt gewiß, daß es nicht mehr ſolche muntere und ſtandhafte Seelen giebt, als es im Alterthum gegeben hat; ſolche, als Ariſtides, Phocion, Pericles, und endlich Socrates geweſen.

Socrates. Woran liegts denn? Hat ſich etwa die Natur erſchöpfet, und hat ſie die Kräffte nicht mehr, ſolche groſſe Geiſter hervorzubringen? Warum hat ſie ſich denn ſonſt in keinem Stücke erſchöpfet, als bloß in Hervorbringung vernünftiger Menſchen? Kein einziges von ihren Wercken iſt noch aus der Art geſchlagen, warum ſollten

ten denn die Menſchen die einzigen ſeyn, die aus der Art ſchlügen?

Montag. Es fragt ſich hier bloß was geſchiehet; ſie ſchlagen aus der Art. Es ſcheint die Natur habe uns vorzeiten einige Proben von groſſen Leuten gewieſen, um uns zu zeigen, daß ſie dergleichen wohl zu machen gewuſt, wenn ſie nur gewollt hätte; und endlich, daß ſie alle andere nur ſo obenhin mit ziemlicher Nachläßigkeit gemacht habe.

Socrat. Gebt nur auf eins wohl Achtung: Das Alterthum hat was beſonders: Die Entfernung vergröſſert es. Wenn ihr den Ariſtides, Phocion, Pericles und mich ſelbſt, weil ihr mich unter dieſe Zahl gerechnet habt, gekannt hättet; ſo würdet ihr auch zu eurer Zeit Leute gefunden haben, die uns ähnlich wären. Daß man gemeiniglich vor das Alterthum ſo ſehr eingenommen iſt, kommt daher, weil man auf ſeine Zeiten verdrüßlich iſt; und das Alterthum hat ſeinen Vortheil dabey. Man ſetzt die Alten ſehr hoch, um die zu ſeiner Zeit Lebenden zu erniedrigen. Da wir noch am Leben waren, ſchätzten wir unſere Vorfahren höher, als ſie es verdieneten; und jetzo hält unſere Nachkommenſchafft uns weit höher, als wir es verdienen. Allein unſere Vorfahren, wir ſelbſt und unſere Nachkommen; kurtz, alle miteinander ſind ziemlich gleich, und ich glaube, der Anblick, den die Welt giebt, würde denjenigen,

gen bald überdrüßig machen, der ihn auf gewiſſe Weiſe betrachten möchte; denn es iſt und bleibt ja immer daſſelbe.

Montag. Ich hätte gedacht, alles wäre in Bewegung, alles veränderte ſich, und verſchiedene Jahrhunderte hätten auch verſchiedene Gattungen von Menſchen. In der That, findet man nicht gelehrte und unwiſſende Zeiten? Sieht man nicht einfältige und andre, da die Leute politer ſind? Findet man nicht ernſthafte und ſcherzliebende, artige und ungeſchickte Zeiten?

Socrat. Es iſt wahr.

Montag. Warum ſollte es denn nicht auch tugendhaftere und gottloſere Zeiten geben?

Socrat. Das folget nicht. Die Kleidermoden wechſeln ab; aber deswegen ändert ſich die Figur des Leibes nicht. Die Artigkeit und Grobheit, die Wiſſenſchaft und Unwiſſenheit, Ein höherer oder geringerer Grad eines ungekünſtelten Weſens, die Ernſthaftigkeit oder die Neigung zum Scherz, das alles ſind an dem Menſchen gleichſam nur auswendige Dinge, und dieſe verändern ſich ſehr oft: Aber das Herz ändert ſich nicht. In einem Jahrhunderte iſt man unwiſſend; aber es kan Mode werden, gelehrt zu ſeyn: Man iſt eigennützig; aber gantz ohne Eigennutz zu ſeyn, das wird wohl niemahls Mode werden. Unter der wunderwürdigen Menge von Menſchen, die in hundert Jahren jung werden,

hat

hat die Natur vielleicht zwey oder drey Dutzende von vernünftigen Leuten, welche ſie auf dem gantzen Erdboden vertheilen muß; und ihr begreifet wohl, daß dieſelben nirgend ſo häufig bey einander ſind, um die Tugend und Redlichkeit zur herrſchenden Mode zu machen.

Montag. Werden denn dieſe vernünftigen Leute gleich ausgetheilet? Es könnte wohl gewiſſe Zeiten geben, die beſſer damit verſorgt wären, als die andern.

Socrat. Die Natur handelt allezeit ſehr ordentlich; aber wir urtheilen nicht ſo, wie ſie handelt.

Das IV. Geſpräch.

Der Käyſer Adrianus und Margaretha von Oeſterreich.

Margaretha.

Was fehlt euch, mein Käyſer? Denn wie ich ſehe, ſo ſeyd ihr gantz hitzig.

Adrian. Ich habe den Augenblick mit dem Uticenſiſchen Cato einen groſſen Streit gehabt, über die Art, wie wir beyde geſtorben ſind. Denn ich behauptete, ich hätte mich in dieſer letzten Handlung philoſophiſcher verhalten als er.

Marg. Mich dünckt, ihr ſeyd ziemlich verwegen, daß ihr euch erkühnet, eine ſo berufne Todesart anzutaſten, als die ſeinige iſt. War denn das nicht was recht herrliches, zu Utica alles zu

veranſtalten, alle ſeine Freunde in Sicherheit zu ſetzen, und ſich darauf ſelbſt umzubringen: um zugleich mit der Freyheit ſeines Vaterlandes ein Ende zu nehmen, und nicht in die Hände eines Siegers zu fallen, der ihn doch unfehlbar würde begnadiget haben?

Adrian. Ach! wenn ihr dieſen Tod etwas genauer anſehet, ſo werdet ihr ſehr viel darwieder einzuwenden finden. Erſtlich verlief ſoviel Zeit, darinnen er ſich vorbereitete, und er hatte ſich mit ſo ſichtbaren Bemühungen zubereitet, daß jedermann in Utica wuſte, daß Cato ſich umbringen würde. Zum andern, ehe er ſich den Stich gab, hatte er es nöthig, Platons Geſpräch von der Seelen Unſterblichkeit etliche mahl durchzuleſen. Zum dritten machte ihn ſein Vorhaben ſehr unmuthig. Als er ſich niederlegte, und ſeinen Degen nicht unter dem Hauptküſſen ſeines Bettes fand, (denn weil man wohl vermuthete, was er zu thun im Sinne hätte, ſo hatte man ihn von da weggenommen) rief er einen ſeiner Sclaven, denſelben zu fordern, und gab ihm eine ſolche Maulſchelle ins Geſichte, daß ihm die Zähne in den Hals fielen. Daß dieſes in Wahrheit geſchehen ſey, iſt daraus zu ſchlieſſen, daß er ſeine Hand gantz blutig wieder zurücke gezogen.

Marg. Ich geſtehe es, daß dieſe Maulſchelle den philoſophiſchen Tod Catonis ziemlich verderbet.

Adrian. Ihr glaubet nimmermehr, was er über dieſen weggenommenen Degen vor ein Lermen gemacht, und wie heftig er ſeinem Sohne und ſeinen Hausgenoſſen vorgerücket, daß ſie ihn an Händen und Füſſen gebunden dem Cäſar überliefern wolten. Kurtz, er ſchallt ſie alle dergeſtalt aus, daß ſie zur Kammer hinausgehen, und ihm die Freyheit laſſen muſten, ſich umzubringen.

Marg. In Wahrheit, das hätte alles ein wenig ruhiger zugehen können. Er hätte ja nur gantz gemächlich den andern Tag erwarten dörfen, um ſich ums Leben zu bringen. Es iſt nichts leichter als zu ſterben, wenn man ſichs einmahl recht vorgenommen hat. Aber vielleicht war wegen ſeiner Standhaftigkeit der Uberſchlag ſchon ſo gemachet, daß er nicht länger warten konte: Und wenn er es noch einen Tag aufgeſchoben hätte; vielleicht hätte er ſich gar nicht umgebracht!

Adrian. Ihr ſagt die Wahrheit, und ich ſehe, daß ihr eine Kennerin großmüthiger Todesarten ſeyd.

Margar. Indeſſen ſagt man doch, daß Cato, nachdem man ihm den Degen gebracht, und ihn allein gelaſſen, eingeſchlafen ſey, und geſchnarchet habe. Das wäre gleichwohl was ſchönes.

Adrian. Glaubt es doch nicht. Er hatte ſich ja mit allen Menſchen gezancket, und ſeine Knechte geprügelt. Nach ſolchen Händeln ſchläft man nicht ſo leicht. Noch mehr; die Hand, womit

mit er dem Sclaven die Maulſchelle gereichet hatte, that ihm gar zu wehe, als daß er hätte ſchlafen können. Denn er konte den Schmertz an derſelben nicht ertragen, und ließ ſich dieſelbe von einem Artzte verbinden; ob er gleich eben im Begriffe war, ſich zu erſtechen. Endlich nachdem man ihm den Degen gebracht hatte, laß er bis um Mitternacht zweymahl das Geſpräche Platonis. Nun könnte ich, theils durch das groſſe Gaſtmahl, welches er denſelben Abend ſeinen Freunden gab, theils durch einen Spaziergang, den er darauf that, theils durch alles übrige, welches vorgieng, ehe man ihn allein gelaſſen, gnungſam erweiſen, daß es ſehr ſpät geweſen, als man ihm den Degen gebracht. Sonſt iſt das Geſpräch, welches er zweymahl durchgeleſen, ſehr lang; folglich, wenn er ja geſchlafen hat, ſo hat er doch nicht lange geſchlafen. In Wahrheit, ich beſorge ſehr, er habe ſich nur geſtellet, als ob er ſchnarchte, um dadurch bey denen Ehre zu erlangen, die an der Thür ſeines Zimmers horchten.

Marg. Ihr beurtheilet ſeinen Tod nicht übel; dem ohngeachtet aber behält derſelbe allezeit was heldenmüthiges. Aber wodurch könnt ihr wohl behaupten, daß der eurige demſelben vorzuziehen ſey? Soviel ich mich erinnere, ſeyd ihr in eurem Bette, gantz ruhig, und auf eine Art, die nichts merckwürdiges an ſich hat, geſtorben.

Adrian. Was? ſind die Verße nicht merckwürdig

würdig genug, die ich gemacht, als ich ſchon faſt den letzten Odem von mir blaſen ſollte?

Mein witterndes ſchmeichelndes Seelchen, wohin?
Wohin wilſt du fliehen?
Was ſind es für Oerter, dahin du wilſt ziehen?
Dein ſchüchterner, bläßlicher, bebender Sinn
Muß künftig die vorige Kurtzweil der Freuden,
Den Schertz und gewöhnliche Luſtigkeit meiden.

Cato ſahe den Tod vor eine gar zuernſthafte Angelegenheit an. Aber mich anlangend, ſo ſchertzte ich mit demſelben, wie ihr gehöret habt. Und hierin behaupte ich, daß meine Philoſophie viel weiter gegangen, als Catonis ſeine. Es iſt lange nicht ſo ſchwer, dem Tode kühn zu trotzen, als denſelben kaltſinniger Weiſe zu verſpotten: auch nicht denſelben wohl aufzunehmen, wenn man ihn ſelbſt zu Hülfe rufet; als wenn er von ſich ſelber kommt, ohne daß man ſeiner benöthiget iſt.

Marg. Ja ich geſtehe es, daß die Todesart des Cato von Utica nicht ſo ſchön ſey, als die eurige; aber zum Unglück, da ich hörte, daß ihr dieſe kleine Verße gemacht, habe ich nicht bemercket, worinnen ihre gantze Schönheit eigentlich beſtünde.

Adrian. Seht nur, ſo iſt alle Welt geſinnet: Daß Cato ſich eher das Eingeweide durchbohret, als daß er ſeinem Feinde in die Hände fallen will; das iſt vielleicht in der That nichts ſonderliches: indeſſen leuchtet doch eine ſolche Begebenheit

heit in den Geſchichten ſehr in die Augen, und ein jeder wird dadurch gerühret. Daß hingegen ein andrer gantz geruhig ſtirbt, und noch im Stande iſt, kurtzweilige Verſe auf ſeinen Tod zu machen; diß iſt mehr als Catons That: Doch es fällt gar nicht in die Augen; es rührt niemanden, und die Geſchichte zeigen es faſt nicht einmahl an.

Marg. Ach! nichts iſt wahrhaftiger, als was ihr ſaget: Und ich, die ich mit euch rede, habe eine Todesart gehabt, davon ich behaupte, daß ſie noch viel ſchöner ſey als die eurige, aber dem ohngeachtet noch weniger Aufſehen gemacht hat. Zwar iſt es noch kein recht vollkommener Tod; allein ſo unvollkommen als er iſt, ſo iſt er doch beſſer als der eurige, welcher doch den Tod Catons übertraf.

Adrian. Wie? Was wollt ihr damit ſagen?

Marg. Ich war eine Käyſerliche Princeſſin, und man hatte mich einem Königlichen Printzen vertrauet. Allein nach dem Tode ſeines Vaters ſchickte mich dieſer Printz meinem Vater zurücke, ob er gleich eine öffentliche Zuſage gethan hatte, mich zu heyrathen. Endlich vertraute man mich wieder an einen andern Königlichen Printzen; und wie ich mich übers Meer zu meinem Gemahl begeben muſte, ſo betraf mein Schiff ein recht wütendes Ungewitter, welches mein Leben in augenſcheinliche Gefahr ſetzte. Zu dieſer Zeit machte ich mir ſelbſt folgende Grabſchrift:

Margretha lieget hier, ein edles Jungfräulein,
Das zwar zwey Männer hat, und doch kan Jungfer ſeyn.

D Die

Die Wahrheit zu ſagen, ich ſtarb dißmahl nicht, aber es lag nicht an mir. Stellet euch nur dieſe Todesart recht vor; ſo werdet ihr damit zufrieden ſeyn. Die Standhaftigkeit Catonis iſt auf der einen Seiten zu hoch getrieben; und die eurige auf der andern: aber die meinige iſt natürlich. Jener iſt gar zu gezwungen, ihr ſeyd gar zu kurtzweilig, ich aber bin vernünftig.

Adrian. Was? werfft ihr mir vor, daß ich mich gar zu wenig vor dem Tode geſcheuet?

Marg. Ja. Es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß man gantz ohne Wiederwillen ſterben ſollte; und ich bin verſichert, daß ihr euch ſoviel Gewalt angethan, um kurtzweilig zu dichten, als Cato, um ſich zu durchbohren. Ich hergegen ſehe alle Augenblicke den Schiffbruch vor Augen, ohne davor zu erſchrecken, und mache bey kaltem Geblüte meine Grabſchrifft. Das iſt recht was auserordentliches! Ich gebe zu, wenn nichts verhanden wäre, dieſe Geſchicht ein wenig zu lindern; ſo hätte man Urſache, ſie nicht zu glauben, oder davor zu halten, ich hätte ſolches nur aus Prahlerey gethan: Aber zu gleicher Zeit bin ich ein armes Mädgen, die zweymahl verſprochen iſt, und doch das Unglück hat, als Jungfer zu ſterben. Ich entdecke das Mißvergnügen, ſo ich darüber habe, und daher hat meine Geſchicht alle Wahrſcheinlichkeit, deren ſie benöthiget iſt. Eure Verße wollen in der That nichts ſagen, gebt nur recht darauf acht, ſie

ſind

ſind nur ein ſinnloſes Gewäſche, welches aus etlichen kindiſchen Ausdrückungen zuſammen geſetzt iſt. Aber meine haben einen ſehr deutlichen Verſtand, womit man alsbald zufrieden iſt, welches genugſam zeiget, daß die Natur mehr daraus hervorleuchtet, als aus den eurigen.

Adrian. In der That, ich hätte nicht gedacht, daß der Verdruß, den ihr gehabt, weil ihr mit eurer Jungferſchaft ſterben ſollen, euch ſo rühmlich ſeyn ſollte!

Marg. Schertzet nur, ſo lange ihr wollet; aber meine Todesart, wenn ich ſo reden darf, hat noch einen andern weſentlichen Vorzug, vor Catons und eurem Tode. Ihr waret beyde lebenslang ſehr bemüht geweſen, Philoſophen zu ſeyn, und alſo hattet ihr euch anheiſchig gemacht, den Tod nicht zu fürchten. Wäre es euch nur erlaubt geweſen, denſelben zu ſcheuen; fürwahr ich weiß nicht, was ſich vielleicht zugetragen hätte! Aber ich hingegen hatte Zeit währenden Ungewitters das Recht, zu zittern und zu beben, und mein Geſchrey bis an die Wolcken zu treiben: ohne daß mirs jemand verdencken, oder das geringſte dawieder einwenden können; ja ich hätte dadurch von meiner Ehre nichts verlohren. Indeſſen blieb ich ſo ruhig, daß ich mir auch gar eine Grabſchrift machen konnte.

Adrian. Im Vertrauen! Iſt die Grabſchrift nicht nach der Zeit auf dem trocknen Lande gemacht?

Margar. Ach! das iſt eine verdrüßliche Zanckſache. Habe ich euch dergleichen Fragen über eure Verſe gemacht?

Adrian. So ergebe ich mich denn im rechten Ernſte, und geſtehe, daß die Tugend groß genug ſey, wenn ſie die Gräntzen der Natur nicht überſchreitet.

Das V. Geſpräch.

Eraſiſtratus und Hervaͤus.

Eraſiſtratus.

Ich lerne wunderbare Dinge von euch. Wie? hätte denn das Geblüte im Leibe einen Kreislauff? Die Blut-Adern ſollen es von den äuſſerſten Theilen zum Hertzen führen, und aus dem Hertzen ſollte es wieder durch die Pulsadern nach den äuſſerſten Theilen flieſſen!

Herv. Ich habe es durch vielfältige Erfahrungen ſo deutlich erwieſen, daß kein Menſch mehr daran zweifelt.

Eraſiſtr. So haben wir alten Artzneyverſtändigen denn ziemlich geirret, indem wir davor hielten, das Blut hätte nur eine gantz langſame Bewegung von dem Hertzen nach auſſen zu; und man muß euch ſehr verbunden ſeyn, daß ihr dieſen alten Irrthum abgeſchaffet habt.

Herv. Das iſt es eben, was ich verlange; ja man iſt mir um ſo viel mehr Danck ſchuldig,

weil

weil ich derjenige bin, der die Leute auf die Bahn gebracht, alle die herrlichen Erfindungen ans Licht zu bringen, die man heutiges Tages in der Zergliederungskunſt macht. Nachdem ich einmahl den Kreislauff des Geblüts erfunden, ſo können nunmehro andre einen neuen Gang, eine neue Röhre, ein neues Behältnis nach dem andern entdecken. Es ſcheinet, als wenn man den gantzen Menſchen umgeſchmoltzen hätte. Seht! wieviel Vorzüge unſere neue Artzneykunſt vor der eurigen haben müſſe? Ihr wolltet den menſchlichen Cörper heilen und geſund machen, und der menſchliche Cörper war euch noch nicht einmahl bekannt.

Eraſ. Ich geſtehe, daß die neuern beſſere Naturkündiger ſeyn; Sie kennen die Natur beſſer als wir: aber ſie ſind nicht beſſere Aertzte als wir waren. Wir konnten die Krancken eben ſo wohl geſünd machen, als Sie. Ich hätte doch allen Neuern, und inſonderheit euch, den Printzen Antiochus in die Cur geben wollen, der das viertägige Fieber hatte. Ihr wiſſet, wie ich mich dabey aufgeführet, und wie ich es an ſeiner Puls, welche in Gegenwart der Stratonica heftiger als ſonſt ſchlug, gemercket, daß er in dieſe ſchöne Königin verliebt wäre, und daß ſeine gantze Kranckheit von der Gewalt herrührte, welche er ſich anthat, ſeine Neigung zu verbergen. Indeſſen verrichtete ich eine ſo ſchwere und wichtige Cur, ohne zu wiſſen, daß das Geblüt einen Kreislauff hätte;

und ich glaube feſt, ihr würdet mit aller Beyhülfe, ſo ihr von dieſer Wiſſenſchaft haben konntet, doch ſehr bekümmert geweſen ſeyn, wenn ihr an meiner Stelle geweſen wäret. Es fragte ſich hier nicht von neuen Gängen oder neuen Behältniſſen. Das Hertz des Patienten zu kennen, daran war das meiſte gelegen.

Herv. Es iſt aber nicht allezeit die Frage von dem Hertzen; auch ſind nicht alle Krancken in ihre Stiefmutter verliebt, wie Antiochus. Es iſt gar kein Zweifel, daß euch nicht viele Krancke unter den Händen geſtorben ſeyn ſollten: bloß deswegen, weil ihr den Kreislauff des Geblüts nicht gewuſt.

Eraſ. Was? glaubet ihr; daß eure neue Erfindungen ſo ſehr nützlich ſeyn?

Herv. Wie anders!

Eraſ. So beantwortet mir doch, dafern es euch beliebt, eine kleine Frage. Warum ſieht man doch noch täglich eben ſo viele Todte zu uns kommen, als ſonſt jemahls gekommen ſind?

Herv. O! ſterben ſie, ſo haben ſie ſelber Schuld und nicht die Aertzte.

Eraſ. Aber dergeſtalt hilft ja der Kreislauff des Geblüts, mit allen Gängen, Röhren und Behältniſſen nichts?

Herv. Vielleicht hat man noch nicht Zeit genung gehabt, ſich dasjenige, was man ſeit weniger Zeit gelernt, recht zu Nutze zu machen; aber

mit der Zeit muß man nothwendig große Wirckungen davon ſpüren.

Eraſ. Auf mein Wort! es wird nichts anders werden. Seht ihr wohl? Es iſt ein gewiſſes Maaß von nützlichen Erkäntniſſen, welches die Menſchen zeitig genug haben, und zu welchem ſie ſehr wenig hinzugeſetzt: ja ſie werdens auch ſehr wenig überſchreiten; wo ſie es überſchreiten ſollten. Die andern Dinge, die nicht ſo nöthig ſind, die entdecken ſich allmählig, in einer langen Folge vieler Jahre.

Herv. Das wäre doch wunderlich, daß man den Menſchen nicht beſſer ſollte geſund machen können, wenn man ihn beſſer kennet! Was wäre es alſo nütze, ſich auf die Verbeſſerung der Wiſſenſchaft des menſchlichen Cörpers zu legen? Es wäre ja beſſer, alles ſtehn und liegen zu laſſen.

Eraſ. Man würde dabey aber manches ſehr angenehme Erkäntniß entbehren müſſen. Allein was den Nutzen anlanget, ſo glaube ich, einen neuen Gang im menſchlichen Leibe erfinden, und einen neuen Stern am Himmel entdecken, ſey einerley. Die Natur will, daß innerhalb einer gewiſſen Zeit die Menſchen, vermittelſt des Todes, einander folgen ſollen. Es iſt ihnen vergönnt, ſich gegen denſelben, bis auf einem gewiſſen Termin, zu wehren: iſt aber dieſer vorbey, ſo mag man immer neue Entdeckungen in der Zergliederungskunſt machen; man mag noch ſo tief in die geheimeſte

meſte Zuſammenſetzung des menſchlichen Cörpers bringen; die Natur wird man nicht betrügen: Die Leute werden eben ſowol ſterben als vormals.

Das VI. Geſpräch.

Berenice und Coſmus von Medices.

Coſmus von Medices.

Ich höre von etlichen Gelehrten, die vor kurtzer Zeit geſtorben, eine Zeitung, die mir ſehr zu Hertzen geht. Ihr werdet wiſſen, daß Galiläus, der mein Mathematicus war, gewiſſe Planeten entdecket, denen er, mir zu Ehren, den Nahmen der Mediceiſchen Sterne gab. Aber man hat mich berichtet, daß ſie unter dieſem Nahmen nicht mehr bekannt ſind, und daß man ſie ſchlecht weg die Trabanten Jupiters nennet. Die Welt muß doch itzo ſehr ſchlimm und neidiſch auf die Ehre eines andern ſeyn.

Berenice. Ohne Zweifel! ich habe wenig merckwürdigere Wirckungen von ihrer Boßheit geſehen.

Coſmus. Ihr habt gut reden, nachdem ihr ſo glücklich geweſen ſeyd. Ihr hattet ein Gelübde gethan, euer Haar abzuſchneiden, wenn euer Mann Ptolomeus als Uberwinder, ich weiß nicht aus welchem Kriege, zurücke kommen würde. Er kam endlich, und hatte ſeine Feinde geſchlagen:

Ihr

Ihr widmetet alſo eure Haare in einen Tempel der Göttin Venus. Des folgenden Tages entwandte ſie ein Mathematicus, und gab vor, ſie wären in ein Geſtirne verwandelt worden, welches er das Haar Berenicens nennete. Sterne vor das Haar einer Frauen auszugeben, das war noch wohl weit ärger, als neuen Planeten den Nahmen eines Fürſten beyzulegen. Indeſſen iſt es eurem Haare ſo gelungen; hingegen die armen Mediceiſchen Geſtirne haben das Glück nicht erlangen können.

Beren. Wenn ich euch mein himmliſches Haar abtreten könnte; ſo ſolltet ihr es gewiß haben, um euch dadurch aufzurichten: ja ich wollte großmüthig ſeyn, und nicht einmahl eine große Erkenntlichkeit vor dieſes Geſchenck von euch fordern.

Coſm. Indeſſen wäre es doch was anſehnliches; und ich wollte, daß mein Nahme der Unſterblichkeit ſo gewiß verſichert wäre, als der eurige.

Beren. Ach! wenn gleich alle Geſtirne meinen Nahmen führen möchten, würde ich deswegen glücklicher ſeyn? Der Nahme wäre da oben am Himmel, und ich würde doch eben ſowohl hier unten ſeyn. Die Menſchen ſind ſehr artig. Sie ſelbſt können dem Tode nicht entgehen; doch bemühen ſie ſich, zwey oder drey Sylben, die ihnen zugehören, demſelben zu entziehen. Das iſt ein artiger Streich, den ſie demſelben verſetzen wollen.

Wäre es nicht beſſer, wenn ſie ſichs gutwillig gefallen lieſſen, zugleich mit ihrem Nahmen zu ſterben?

Coſim. Ich bin nicht eurer Meynung; man wehrt ſich vor dem Tode ſoviel als man kan, und wenn man gleich todt iſt, bemüht man ſich doch noch zu leben: es ſey nun durch einen Marmor, darinnen man ausgehauen iſt, oder durch Steine, die einer über den andern liegen, oder endlich durch ſein Grab ſelbſt. Man ‒ ‒ ‒

Beren. Gantz gut; aber die Dinge ſelbſt, die uns dergeſtalt vom Tode befreyen ſollten, ſterben endlich nach ihrer Art. Wem wollt ihr eure Unſterblichkeit anvertrauen?

Coſim. Das iſt eben kein übles Vorhaben, wenn man ſeinen Nahmen den Sternen übergiebt; dieſe dauren ja unaufhörlich.

Beren. Die Sterne ſelbſt ſind noch ſo gar ſicher nicht, wie ich mir habe ſagen laſſen. Man ſagt, daß neue entſtehen, und alte verſchwinden, und vielleicht werde ich mit der Zeit nicht ein Haar am Himmel behalten. Zum wenigſten iſt dasjenige, was unſerm Nahmen begegnen kan, ein Grammatiſcher Tod. Etliche Veränderungen der Buchſtabē ſetzen ſie in einen Stand, da ſie zu nichts dienen, als die Gelehrten in Verwirrung zu ſetzen. Vor einiger Zeit ſahe ich hier unten zwey Todte, die ſehr heftig miteinander ſtritten. Ich näherte mich, und fragte, wer ſie wären? Und bekam zur Antwort,

wort, daß der eine der groſſe Conſtantin, und der andere ein barbariſcher Kayſer wäre. Sie zanckten ſich, welcher unter ihnen vormahls mächtiger oder gröſſer geweſen wäre. Conſtantin ſagte, er wäre Kayſer von Conſtantinopel geweſen, und der Barbar ſprach, er hätte zu Stambol geherrſchet. Um ſein Conſtantinopel groß zu machen, ſagte der erſte, daß es an dreyen Meeren gelegen hätte, an dem Euxiniſchen Pontus, an dem Thraciſchen Boſphorus, und der Propontis. Der andere gab zur Antwort, Stambol herrſche gleichfalls über drey Meere: das ſchwartze Meer, die Meerenge, und das Meer von Marmara. Dieſe Aenlichkeit Stambols und Conſtantinopels ſetzte den groſſen Conſtantin in Verwunderung. Als er ſich aber von der Lage Stambols genaue Nachricht hatte geben laſſen, erſtaunte er noch mehr, indem er fand, daß es Conſtantinopel ſelbſt wäre, welches er bloß wegen Veränderung der Nahmen nicht hatte erkennen können. Ach! rief er, Ich hätte eben ſo wohl gethan, wenn ich der Stadt ihren alten Nahmen, Byzanz, gelaſſen hätte. Wer wird wohl den Nahmen Conſtantin in Stambol ſuchen? Eheſtens wird er darinnen gantz erlöſchen.

Coſm. Bey meiner Treue, ihr tröſtet mich in etwas, und ich entſchlieſſe mich zur Gedult. Kurtz: haben wir uns ſelbſt nicht vom Tode befreyen können; ſo iſt es vernünftig genung, daß unſere Nahmen auch untergehen. Sie ſind ja nicht beſſer als wir.

Geſpräche der Todten aus den neuern Zeiten.

Das I. Geſpräch.

Anna von Bretagne und Maria von Engelland.

Anna von Bretagne.

Verſichert, mein Tod erweckte euch ein groſſes Vergnügen. Ihr ſchifftet ſo gleich über die See, um Ludewig den XII. zu heyrathen, und euch des Thrones zu bemeiſtern, den ich ledig gemacht hatte. Aber ihr habt deſſelben nicht gar zu lange genoſſen, und ich ward an euch, durch eure eigene Jugend und Schönheit gerochen, welche euch den Augen des Königes gar zu liebenswürdig macheten, und wegen meines Verluſtes tröſteten. Denn ſie beſchleunigten ſeinen Todt, und hinderten euch alſo, daß ihr nicht lange Königin ſeyn konntet.

Maria v. Engl. Es iſt wahr, daß die Königliche Würde ſich mir kaum gewieſen habe, und im Augenblicke wieder verſchwunden ſey.

Anna v. Br. Hernach wurdet ihr eine Herzogin von Suffolck. Das war eine hübſche Erniedrigung! Mich anlangend, ſo habe ich, GOtt Lob! ein gantz ander Schickſal gehabt. Als Carl

der

der achte ſtarb, verlohr ich durch ſeinen Todt meinen Rang nicht, ſondern heyrathete ſeinen Nachfolger, welches ein Exempel von gantz beſonderm Glücke iſt.

Maria v. Eng. Wenn ich denn ſagen möchte, daß ich euch dieſes Glück niemahls gemißgönnet hätte: würdet ihr mirs wohl glauben?

Anna v. Br. Nein; ich begreiffe es gar zu wohl, was das heiſſe: Hertzogin von Suffolck zu werden, nachdem man Königin in Franckreich geweſen.

Maria v. E. Ich liebte aber den Hertzog von Suffolck.

Anna v. Br. Das macht nichts. Wenn man die Süßigkeit des Königlichen Thrones einmahl geſchmecket hat, kan man denn auch wohl an andern Süßigkeiten ein Vergnügen finden?

Maria v. E. Ja freylich; wenn ſie nehmlich aus der Liebe kommen. Verſichert, ihr dürft deswegen auf mich nicht unwillig ſeyn, daß ich eure Nachfolgerin geweſen bin. Wenn es allezeit nach meinem Sinne gegangen wäre, ſo würde ich ſonſt nichts als eine Hertzogin geweſen ſeyn. Und ich machte mich ja geſchwinde genung nach Engelland zurücke, um dieſen Titel anzunehmen, nachdem ich den Königlichen loß geworden war.

Anna v. Br. Waret ihr denn ſo niederträchtig geſinnet?

Maria v. E. Ich geſtehe, daß der Hochmuth

auch mich niemahls gerühret habe. Die Natur hat dem Menſchen einfältige, leichte und ruhige Beluſtigungen verliehen: Aber ihre Einbildungs-Krafft ſtellet ihnen ſolche vor, die mühſam, ungewiß und ſchwer zu erlangen ſind. In Wahrheit, die Natur iſt weit geſchickter, ihnen Ergetzungen zu machen, als ſie ſelber. Warum überlaſſen ſie ihr denn nicht dieſes Amt? Sie hat in dieſer Abſicht die Liebe erfunden, welche ſehr angenehm iſt: aber die Menſchen haben den Ehrgeitz erdacht, deſſen man doch gar leicht hätte entbehren können.

Anna v. Br. Wer hat es euch geſagt, daß der Ehrgeitz von Menſchen erfunden ſey? Die Natur treibet uns eben ſowohl zu der Begierde groß zu werden und andern zu befehlen, als zur Liebe.

Maria v. E. Es iſt leicht zu ſehen, daß die Ehrſucht ein bloſſes Kind der Phantaſie ſey; denn ſie hat ihre gantze Art an ſich. Sie iſt unruhig, und voller abentheuerlichen Anſchläge; Sie überſchreitet ihre eigene Wünſche, ſobald ſie nur erfüllet werden; Sie hat ein Ziel, welches ſie niemahls erreichet.

Anna v. Br. Und zum Unglücke hat die Liebe ein ſolches, welches ſie gar zu bald erreichet.

Maria v. E. Daher entſtehet ſonſt nichts Böſes, als daß man durch die Liebe mehrmahls glücklich werden kan: und daß man hingegen durch den Ehrgeitz kein eintziges mahl glücklich wird.

Oder

Oder wenn es ja möglich iſt, daß es geſchehe, ſo iſt zum wenigſten dieſes Vergnügen vor gar zu wenige Leute gemacht: folglich hat die Natur, deren Gunſtbezeigungen jederzeit allgemein ſind, daſſelbe nicht vor den Menſchen beſtimmet. Sehet nur die Liebe an; ſie iſt vor alle Welt beſtimmet. Nur denen, welche ihr Glück in einer gar zu groſſen Hoheit ſuchen, ſcheinet die Natur die Süßigkeit derſelben gemißgönnet zu haben. Ein König, der ſich auf hundert tauſend Mann verlaſſen kan; kan ſich nicht auf ein einzig Hertz verlaſſen. Er kan nicht wiſſen, ob man nicht um ſeiner Hoheit halber alles dasjenige gegen ihn thue, welches man gegen einen andern, ſeiner Perſon halber, gethan haben würde. Seine Königliche Würde bringet ihn um die einfältigſten und ſüſſeſten Ergötzlichkeiten.

Anna v. Br. Durch dieſe Beſchwerlichkeit, ſo ihr an der Königl. Würde findet, macht ihr die Könige nicht viel unglücklicher. Wenn man ſieht, daß ihren Befehlen nicht ſowohl nachgelebet als zuvor gekommen wird; daß eine unzehlige Menge von Glückſeligkeiten ihnen nur ein Wort koſtet, welches ſie ausſprechen können, wenn ſie wollen: Wenn man ſoviel Bemühungen, ſoviel Anſchläge, ſoviel Eifer, ſoviel Begierde angenehm zu ſeyn, betrachtet, die bloß auf ihre Perſonen abzielen: So können ſie ſich in Wahrheit ſchon zufrieden ſtellen, wenn ſie gleich nicht wiſ-

ſen,

ſen, ob man ſie ihres Standes oder ihrer Perſon wegen liebet. Ihr ſagt, die Ergetzlichkeiten der Ehrſucht wären vor gar zu wenig Leute gegeben. Aber eben das, was ihr derſelben vorrücket, rühret ſie am allermeiſten. In Glücksſachen ſchmeichelt uns nichts ſo ſehr, als wenn man vor andern was voraus hat; und die Regenten ſind den übrigen Menſchen ſogar vortheilhaftig vorgezogen, daß ſie ſchon genugſam belohnet ſeyn würden, wenn ſie gleich von denen Beluſtigungen was entbehren müſſen, die alle Welt leicht haben kan.

Maria v. E. Ich beurtheilet doch ihren Verluſt nach der Empfindlichkeit, womit ſie die gemeinen und einfältigen Ergetzungen genieſſen, wenn ſie Gelegenheit dazu finden. Höret nur, was mir neulich eine Printzeßin, von meinem Geblüthe, erzehlete, die in Engeland lange Zeit ſehr glücklich und ohne Mann regieret hat. Sie gab dem Holländiſchen Geſandten die erſte Audientz, welcher von ungefehr einen jungen wohlgeſtalten Menſchen in ſeinem Gefolge hatte. Sobald dieſer die Königin erblickte, wandte er ſich zu denen, die neben ihm ſtunden, und ſagte gantz leiſe was zu ihnen; aber mit einer ſolchen Mine, daraus die Königin faſt errathen konnte, was es geweſen wäre: Denn die Weiber haben darinnen eine unvergleichliche Gabe. Dieſe drey oder vier Worte, welche dieſer junge Holländer geſagt, und die ſie nicht einmahl verſtanden hatte, lagen ihr mehr im

Kopfe

Kopfe, als die gantze Rede der Abgeſandten. So-bald nun dieſelben abgefertiget waren, wollte ſie ſich ihrer Gedancken verſichern. Sie fragte derowegen diejenigen, welche der junge Menſch angeredet hatte, was er ihnen geſagt hätte? Dieſe antworteten mit vieler Ehrerbietung, daß es etwas wäre, welches man einer groſſen Königin nicht wiederſagen dörfte: und wehreten ſich ſehr lange, daſſelbe zu wiederholen. Als ſie ſich aber endlich ihrer unumſchränckten Macht gebrauchte: So hörte ſie, daß er in der Stille geruffen hätte, Ha, ſeht, das iſt ein recht ſchön Weibesbild; ja er hätte noch einen andern ziemlich groben, aber lebhaften Ausdruck hinzugeſetzt, der zu verſtehen gegeben, daß ſie recht nach ſeinem Sinne wäre. Man erzehlte dieſes der Königin mit Zittern und Beben; indeſſen erfolgte nichts anders darauf, als daß ſie, bey Abfertigung der Geſandten, dieſem jungen Holländer ein anſehnliches Geſchenck gab. Seht nur, wie mitten in den Ergetzungen der Hoheit und Königlichen Würde, dieſes Vergnügen, vor ſchön gehalten zu werden, ſie ſo lebhaft rühren können?

Anna v. Br. Aber ſie hat es doch, durch den Verluſt des erſtern, nicht zu erkaufen verlanget. Alles, was gar zu einträchtig iſt, fällt den Menſchen nicht ſonderlich angenehm. Es iſt nicht genug, daß die Ergetzlichkeiten nur durch ihre Anmüth ein wenig rühren, man will dadurch

in Bewegung geſetzt, ja gar entzücket ſeyn. Woher kommt es, daß das Schäferleben, ſo wie es die Poeten abſchildern, niemahls anderswo als in ihren Schriften angetroffen worden? Es iſt gar zu geruhig, und gar zu einträchtig.

Maria v. E. Ich geſtehe, daß die Menſchen alles verderbet haben. Aber woher kommt es, daß der Anblick des herrlichſten und prächtigſten Hofes von der Welt ihnen weniger Anmuth giebt, als die Vorſtellungen, die ſie ſich zuweilen von dieſem Schäferleben in Gedancken machen? Daher, weil ſie dazu beſtimmet waren.

Anna von Br. So haben denn eure einfältigen und ruhigen Ergetzlichkeiten nichts mehr zum Antheil, als daß ſie mit in denen Chimären vorkommen, welche die Menſchen ſich ſelber Ehrſucht machen.

Maria v. E. Nein, nein. Wenn es wahr iſt, daß wenige von ſo gutem Geſchmacke ſind, daß ſie von dieſen Ergetzungen den Anfang machen: ſo macht man doch dadurch ſehr gern den Beſchluß, wenn man nur immermehr kan. Die Phantaſie hat ſich eine zeitlang bey falſchen Beluſtigungen aufgehalten, und endlich kehret ſie wiederum zu den wahrhaftigen zurücke.

Das

Das II. Geſpräch.

Carl der fünfte und Eraſmus.

Eraſmus.

Ihr habt gar nicht daran zu zweifeln: Wenn man unter den Todten eine Rangordnung hätte, ſo würde ich euch nicht weichen.

Carl. Was? Ein Grammaticus, ein Gelehrter; oder daß ich noch mehr ſage, und euer Verdienſt aufs höchſte treibe, ein ſinnreicher Kopf, ſollte den Vorzug vor einem Fürſten verlangen, der ein Herr von dem beſten Theile Europens geweſen iſt?

Eraſm. Setzt America auch noch hinzu; und ich werde mich eben ſo wenig vor euch fürchten. Dieſe gantze Hoheit war ſo zu ſagen nichts anders, als ein Zuſammenfluß vieler blinden Glücksfälle: und wenn man alle die Theile, daraus ſie beſtand, voneinander trennen wollte, ſo könnte man es euch gantz deutlich zeigen. Wenn Ferdinand, euer Großvater, ein Mann geweſen wäre, der ſein Wort gehalten hätte: So würdet ihr in Italien faſt nichts gehabt haben. Wenn andre Printzen ſeines gleichen ſo viel Verſtand gehabt hätten, zu glauben, daß es Gegenfüſſer geben könne; ſo hätte ſich Chriſtoph Columbus nicht zu ihm gewandt, und America wäre nicht unter die Zahl eurer Staaten gekommen. Wenn Ludwig der XI. nach dem Tode des letztern Hertzogs von

Burgund, gewuſt hätte, was er that; ſo wär weder die Erbin von Burgundien vor den Maximilian, noch Niederland vor euch geweſen. Wenn Henrich von Caſtilien, der Bruder eurer Groß-mutter Iſabelle, nicht bey den Weibern übel im Credit geſtanden hätte; oder wenn die Keuſchheit ſeiner Gemahlin nicht ſo zweifelhaft geweſen wäre: ſo hätte man die Tochter Henrichs vor ſeine wahrhafte Tochter gelten laſſen; und das Königreich Caſtilien wäre euch alſo auch entwiſchet.

Carl. Ihr macht mir angſt und bange. Mich dünckt, daß ich den Augenblick entweder Caſtilien, oder die Niederlande, oder America, oder Italien verliere.

Eraſm. Scherzet nur nicht. Ihr dörftet einigen eurer Vorfahren nur ein bisgen mehr Verſtand, und andern nur ein bisgen mehr Aufrichtigkeit gegeben haben; ſo hättet ihr gewaltig viel dabey verlohren. So gar das Unvermögen eures Groß-Oheims, und die Unzucht eurer Groß-Muhme ſind euch unentbehrliche Sachen. Seht, wie ſchwach ein Gebäude iſt, welches auf ſovielen Glücksfällen beruhet.

Carl. In der That, eine ſo ſcharfe Unterſuchung als die eurige, iſt unmüglich auszuhalten. Ich geſtehe, daß alle meine Hoheiten und Ehren-Titel vor euch verſchwinden.

Eraſm. Nichts deſtoweniger ſind doch dieſes die Eigenſchaften, womit ihr euch breit zu machen

chen geachtet; und ich habe ſie euch alle ſonder Mühe zunichte gemacht. Erinnert ihr euch wohl, gehört zu haben, daß, als der Athenienſer, Cimon, viel Perſianer gefangen genommen hatte, derſelbe auf einer Seite ihre Kleider, auf der andern Seite aber ihre Cörper gantz nackt, zum Verkauff aufgeſtellet habe; da denn um die Kleider, welche ſehr prächtig waren, ein groſſes Gedränge von Käufern entſtanden; die Leute ſelbſt aber niemand verlanget hat? Wahrhaftig, ich glaube, daß dasjenige, was dieſen Perſern begegnet iſt, vielen andern begegnen würde, wenn man ihre perſönliche Verdienſte von ihren Glücksgütern abſondern wollte.

Carl. Welches ſind aber dieſe perſönliche Verdienſte?

Eraſin. Iſt das noch fragens werth? Alles was in uns iſt. Z. E. Der Verſtand, die Wiſſenſchaften.

Carl. Und daher kan man alſo einen wohlgegründeten Ruhm ziehen?

Eraſin. Ohne Zweifel! Das ſind ja keine Glücksgüter, wie der Adel und der Reichthum.

Carl. Das nimmt mich ſehr Wunder, was ihr ſaget. Erlangen die Gelehrten ihre Wiſſenſchaften nicht eben ſo, wie die meiſten Reichen ihr Vermögen? Geſchieht es nicht durch eine Erbfolge? Denn ihr Gelehrten, ihr erbt ja ſo wohl von den Alten, wie wir von unſern Vätern. Ha-

ben wir alles, was wir beſitzen, aus einer Verlaſſenſchaft; ſo haben euch die Alten alles das nachgelaſſen, was ihr wiſſet. Und daher kommts eben, daß etliche Gelehrte, alles, was ſie von den Alten herhaben, mit eben der Ehrerbietung anſehen, als einige die Landgüter und Häuſer ihrer Vorfahren, darinnen ſie nicht die allergeringſte Veränderung machen wollen.

Eraſm. Aber die Großen werden als Erben ihrer Väter gebohren; die Gelehrten hergegen ſind nicht gebohrne Erben der Wiſſenſchaft der Alten. Die Gelehrſamkeit iſt keine Erbſchaft, die man bekommt, es iſt ein ganz neuer Erwerb, den man unternimmt: Oder wenn ſie ja ein Erbe ſeyn ſoll, ſo iſt ſie doch ſehr ſchwer zuſammen zu ſuchen, damit ſie uns rechte Ehre bringe.

Carl. Gut; ſetzet nun die Mühe, die ihr habt, Güter des Verſtandes zu erlangen, gegen diejenige, ſo zur Erhaltung der Glücksgüter nöthig iſt: So wird alles gleich werden. Denn kurz zu ſagen, wenn ihr nur auf die Schwürigkeit ſehet, ſo iſt es ausgemacht, daß in den weltlichen Geſchäften weit mehrere vorfallen, als in dem Nachſinnen der Studierſtuben.

Eraſm. Aber laßt uns nicht von der Wiſſenſchaft reden; wir wollen uns an den Verſtand halten. Dieſes Gut kömmt nicht auf einen Glücksfall an.

Carl. Es kommt nicht darauf an? Wie?

Be-

Beſteht nicht der Verſtand und Witz in einer gewiſſen Einrichtung des Gehirns, und iſt das ein geringerer Glücksfall, mit einem wohleingerichteten Gehirne, als von einem Vater gebohren zu werden, der ein König iſt? Ihr seyd ein groſſer Mann; aber fragt alle Weltweiſen, woran es gelegen habe, daß ihr nicht dumm oder von blödem Verſtande geworden ſeyd? Es liegt faſt an gar nichts, an einer kleinen Anordnung der kleinen Fäſerchen; Kurtz, an etwas, welches die allerſubtilſte Anatomie niemahls wird entdecken können. Und bey dem allen unterſtehen ſich die Herren Gelehrten mit ihrem Witze gegen uns zu behaupten, daß ſie allein ſolche Güter hätten, die man nicht dem Glücke zuſchreiben könnte, und halten davor, ſie hätten das Recht, alle andere Menſchen zu verachten.

Eraſm. Alſo ſind es nach eurer Meynung einerley Verdienſte, reich ſeyn oder Verſtand haben?

Carl. Verſtand beſitzen, iſt ein noch glücklicherer Zufall; aber es bleibt doch allezeit ein Zufall.

Eraſm. So iſt denn alles ein Zufall?

Carl. Ja freylich; wenn man nur dieſen Nahmen einer gewiſſen verborgenen Ordnung beyleget. Ich laſſe euch urtheilen, ob ich die Menſchen nicht noch beſſer entblöſſet habe als ihr? Ihr nahmet ihnen nur etliche Vorzüge der Geburt, und ich nehme ihnen gar die Vorzüge des Geiſtes.

Wenn ſie ſich recht verſichern wollten, ob eine Sache ihnen eigen ſey, ehe ſie damit Eitelkeit trieben: ſo würde gewiß wenig Eitelkeit in der Welt ſeyn.

Das III. Geſpräch.

Eliſabeth von Engelland und der Hertzog von Alençon.

Der Hertzog.

Warum habt ihr mir aber ſo lange Hoffnung gemacht, mich zu heyrathen: da ihr doch in eurem Hertzen beſchloſſen hattet, nichts zu vollenziehen?

Eliſabeth. Ich habe mehr als einen hintergangen, die euch in keinem Stücke was nachgeben. Ich bin die Penelope meiner Zeiten geweſen. Ihr, der Hertzog von Anjou, euer Bruder, der Ertz-Hertzog, der König in Schweden, ihr alle miteinander waret die Freyer, die nach einer Inſel ſtrebten, die zehnmahl beſſer war als Ithaca. Ich habe euch viele Jahre lang in der Ungewißheit gelaſſen, und endlich habe ich euch alle ausgelachet.

Der Hertzog. Es giebt hier unter den Todten einige, die es nicht zugeben würden, daß ihr Penelopen gantz ähnlich ſeyn ſolltet. Man findet auch wircklich keine einige Vergleichung, die nicht ſehr mangelhaft wäre.

Eliſab. Wenn ihr nicht ſo unbedachtſam wäret, als ihr ſeyd, und wüſtet, was ihr redet

Der

Der Herzog. Gut, gut; bleibt nur bey eurer Ernſthaftigkeit. Seht nur, wie ihr mit eurer Jungferſchaft allezeit gepralet habt: wovon der groſſe Theil von America zeiget, dem ihr zum Andencken eurer allerungewiſſeſten Eigenſchaft, den Nahmen Virginien, oder Jungferland, geben laſſen. Dieſes Land wäre ſehr übel benennet, wenn es nicht zu allem Glücke in der neuen Welt läge. Aber dem ſey wie ihm wolle, davon iſt unſer Streit nicht. Gebt mir doch wegen eurer Geheimnißvollen Aufführung einige Rechenſchaft, und von allen euren Heyraths-Vorſchlägen, die endlich auf nichts hinausliefen: Haben euch etwa die ſechs Vermählungen Henrichs des achten, eures Vaters, gelehret, euch gar nicht zu verheyrathen: ſo wie die immerwährenden Reiſen Carls des fünften, Philipp den andern bewogen, niemahls aus Madrit zu kommen.

Eliſab. Ich könnte bey der Urſache bleiben, die ihr mir an die Hand gebet. Denn in der That brachte mein Vater ſein gantzes Leben mit heyrathen zu. Einigen Gemahlinnen gab er den Abſcheid, und andern ließ er die Köpfe abſchlagen. Aber das wahrhafte Geheimniß von meiner Aufführung iſt dieſes, daß ich nemlich fand, es ſey nichts ſchöner, als Anſchläge machen, Vorbereitungen anſtellen, und nichts zum Stande bringen. Was man am eifrigſten wünſchet, das verliehrt ſeinen Werth, ſobald man es erhält, und ſo

mich in ein Frauenzimmer, und machte ſie durch meine Gedichte berühmt. Aber ihr gefielen meine Verße ſo gut, daß ſie befürchtete, ich möchte vielleicht mit der Zeit, auch einer andern zu Ehren, einige machen. Damit ſie ſich nun von der Treue meiner Muſe verſichern möchte, gab ſie mir einen verfluchten Tranck, der mir das Gehirne verrückte, und mich aus dem Stande ſetzte was zu ſchreiben.

A. Fried. Wie lange ſeyd ihr ſchon todt?

Wilh. v. C. Es ſind ungefehr vierhundert Jahre.

A. Friedrich. Die Poeten müſſen zu einer Zeit ſehr rar geweſen ſeyn, weil man ſie ſo hoch geſchätzet, daß man ſie ſogar auf dergleichen Weiſe vergifftet hat. Es iſt mir leid, daß ihr nicht zu meiner Zeit gebohren ſeyd: da hättet ihr auf allerley Schönen Verße machen können, ohne iemahls ein Gifft zu beſorgen.

Wilh. v. C. Ich weiß es wohl. Kein einziger geiſtreicher Kopf beklagt ſich ja allhier, daß es ihm wie mir ergangen ſey. Aber wie ſeyd Ihr denn zum Narren geworden?

A. Fried. Auf eine ſehr vernunfftmäßige Art. Ein gewiſſer König ſahe ein Geſpenſt im Walde, und ward darüber närriſch: Das hieß nichts. Aber was ich geſehen habe, das war weit erſchrecklicher.

Wilh. v. C. Was habt ihr denn geſehen?

A. Friedr. Die Vorbereitungen zu meinem Beylager. Ich heyrathete Marien Eleonoren

von

von Cleve: Und in währendem Hochzeit-Feſte ſtellte ich ſolche vernünftige Betrachtungen über den Eheſtand an, daß ich darüber meinen Verſtand verlohr.

Wilh. v. C. Hattet ihr denn in eurer Kranckheit zuweilen einige gute Stunden?

A. Fried. Ja.

Wilh. v. C. Deſto ärger! Und ich war noch unglücklicher; ich kam gar wieder zur Vernunfft.

A. Friedr. Ich hätte nicht gemeynet, daß das ein Unglück wäre.

Wilh. von C. Wenn man ein Narr iſt, ſo muß man ein gantzer Narr ſeyn, und niemahls aufhören ein Narr zu ſeyn. Dieſe Abwechſelung von Vernunfft und Unſinnigkeit, ja dieſe Wiederkehr des Verſtandes gehöret nur vor die kleinen Narren, die es nur von ohngefehr werden, und deren Anzahl nicht ſonderlich groß iſt. Aber ſeht nur diejenigen, welche die Natur täglich in ihrem ordentlichen Laufe hervorbringet, und davon die Welt voll iſt: Dieſe ſind allezeit Narren, und werden ihr lebenlang nicht klug.

A. Friedr. Ich hätte mir eingebildet, je weniger man närriſch wäre, deſto beſſer wäre es.

Wilh. v. C. Alſo wiſſet ihr noch nicht wozu die Narrheit gut iſt. Sie dient zum Hinderniſſe, daß man ſich ſelbſt nicht erkennen lerne. Der Anblick ſeiner ſelbſt iſt ſehr betrübt; und wie es

alſo

alſo niemahls rathſam iſt, ſich ſelbſt zu erkennen: ſo ſoll die Thorheit den Menſchen billig nicht einen Augenblick verlaſſen.

A. Fried. Ihr habt gut ſprechen! Ihr werdet mich niemahls überreden, daß es noch andere Narren gebe, auſſer ſolchen, wie wir beyde geweſen. Alle übrige Menſchen haben Verſtand; ſonſt wäre es ja vor keinen Verluſt zu achten, wenn man den Verſtand verlöhre, und man würde ja die Unſinnigen nicht von vernünftigen Leuten unterſcheiden.

Wilh. v. C. Die Unſinnigen ſind bloß Narren von einer andern Gattung. Da die Thorheit aller Menſchen von einer Gattung iſt; ſo haben ſie ſich ſo leicht in einander zu ſchicken gewuſt, daß ſie die allerfeſteſten Bande der menſchlichen Geſellſchaft haben knüpfen können: wovon das Verlangen nach der Unſterblichkeit, die falſche Ehre und viele andre Grundſätze, ein Zeugniß ablegen können, worauf ſich alles, was in der Welt vorgehet, beziehet. Man nennet alſo niemanden mehr närriſch, als nur gewiſſe Narren, die ſo zu ſagen nicht mit ins Spiel gehören, und deren Thorheit ſich in die allgemeine nicht ſchicken, oder der gemeinen Lebensart nicht hat bequemen wollen.

A. Fried. Die Unſinnigen ſind ſo gar närriſch, daß ſie oft einander vor Narren halten; aber die übrigen Menſchen, gehen mit einander als mit klugen Leuten um.

Wilh.

Wilh. v. C. Ach was ſagt ihr doch? Alle Menſchen zeigen ja mit Fingern auf einander; und dieſe Ordnung iſt ſehr wohlbedächtig von der Natur eingeführet. Der Einſiedler lachet den Hofmann aus; aber davor geht er auch nicht nach Hofe, ihn zu ſtöhren. Der Hofmann ſpottet des Einſiedlers; aber er läßt ihn in ſeiner Einſamkeit zufrieden. Wenn es eine einzige Parthey geben möchte, die ganz allein vor die vernünftigſte gehalten würde; ſo würde ja alle Welt dieſelbe ergreifen wollen, und es würde ein gar zu groſſes Gedränge darnach ſeyn. Es iſt beſſer, daß man ſich in kleine Haufen zertheilet, die ſich einander nicht beſchwerlich fallen: weil einige darüber lachen, was die andern thun.

A. Fried. Wenn ihr gleich nunmehr unter den Todten ſeyd, ſo kommt ihr mir doch mit allen euren Vernünfteleyen ſehr närriſch vor. Ihr habt noch was von dem Trancke eurer Geliebten im Kopfe.

Wilh. v. C. Seht, das iſt eben die Vorſtellung, welche ſich ein Narr allezeit von dem andern machen muß. Die wahre Weißheit würde ihre Beſitzer gar zu ſehr von den andern unterſcheiden: aber die eingebildete Weißheit machet alle Menſchen einander gleich, und verurſacht ihnen doch eben ſo viel Vergnügen.

Das

Das V. Geſpräch.

Agnes Sorel und Roxelane.

Agnes Sorel.

Die Wahrheit zu geſtehen, ich kan eure Türckiſche Galanterie nicht begreiffen. Die Schönen im Serail haben einen Liebhaber, der nur ſagen darf: Ich will! Sie ſchmecken niemahls das Vergnügen, ſo aus dem Wiederſtande entſtehet, und laſſen ihn auch niemahls die Ergetzlichkeit empfinden, die aus dem Siege über denſelben entſpringet. Das heißt kurtz: die Sultane und ihre Sultaninnen, haben alle Annehmlichkeiten der Liebe verlohren.

Roxelane. Was wollt ihr? Die Türckiſchen Käyſer, die über ihr Anſehen und ihre Macht ſehr eiferſüchtig ſind, haben dieſe ſo gekünſtelte Süßigkeiten der Liebe, aus politiſchen Urſachen hindangeſetzet. Sie beſorgten, daß die Schönen, welche ihrem Willen nicht gäntzlich unterworfen wären, ſich vielleicht eine gar zu gröſſe Macht über ſie anmaſſen, und ſich hernach gar zu ſehr in die Reichsgeſchäffte miſchen möchten.

Agnes S. Was wiſſen ſie aber, ob das eben ſo ſchlimm ſeyn würde? Die Liebe iſt bißweilen zu vielen Dingen gut, und wenn ich ſelber nicht eine Beyſchläferin eines Königs in Franckreich geweſen wäre; wenn ich nicht viele Gewalt über ihn gehabt hätte: Wer weiß wie es itzo mit Franck-

reich ausſehen würde. Habt ihr nicht gehöret in was vor einem elenden Zuſtande das Reich unter Carl dem ſiebenden geweſen, als ſich die Engelländer deſſelben faſt gantz und gar bemächtiget hatten.

Roxelane Ja, denn wie dieſe Hiſtorie ſo viel Auſſehens gemacht hat, alſo weiß ich auch, daß eine gewiſſe Jungfer Franckreich errettet hat. So waret ihr denn eben dieſe Jungfer, und wie konntet ihr zugleich die Beyſchläferin des Königes ſeyn?

Agnes S. Ihr irret. Ich habe mit der Jungfer von welcher ihr gehöret habt, nichts zu thun. Der König, mein Liebhaber, wollte das Reich den ausländiſchen Siegern überlaſſen, die ſich deſſelben bemächtigten, und ſich in eine bergigte Landſchaft verbergen, wohin ich ihm nicht gern gefolget wäre. Da erdachte ich eine Liſt, dieſes Vorhaben zu hintertreiben. Ich ließ einen Sterndeuter kommen, mit welchem ich ein heimliches Verſtändniß hatte; und nachdem er ſich angeſtellet, als wenn er meine Nativität noch ſo gut ausſtudiret hätte, ſo ſagte er mir eines mahls in Gegenwart Carls des ſiebenden: Es müſten ihn entweder alle Geſtirne betrügen, oder ich würde einen groſſen König noch ſehr lange vergnügen. Augenblicklich ſagte ich zu Carln: Ihr werdet es alſo nicht übel nehmen Sire, daß ich mich an den Engliſchen Hof mache; denn ihr wollt ja nicht länger

König ſeyn und habt nicht Zeit genug übrig mich ſo lange zu lieben, bis mein Schickſal erfüllet worden. Die Furcht, mich zu verlieren, brachte ihn dazu, daß er den Schluß faſſete, König in Franckreich zu ſeyn, und von der Zeit an ſuchte er ſich wieder in guten Stand zu ſetzen. Seht, wieviel Franckreich der Liebe zu dancken hat, und wieviel es auf die Galanterie halten muß, wenn es gleich nur aus Erkenntlichkeit geſchehen ſollte.

Roxelane. Ihr habt recht; aber ich komme wieder auf meine Jungfer. Was hat ſie denn eigentlich gethan? Würden ſich die Geſchichte wohl ſo ſehr betrügen, und dasjenige einem jungen Bauermädgen zuſchreiben, was doch einer Hof-Dame und Beyſchläferin des Königes gebühret hätte?

Agnes S. Wenn gleich die Geſchichte ſo ſehr geirret hätten, ſo wäre es doch ein ſo groſſes Wunder nicht. Indeſſen iſt es gewiß, daß dieſe Jungfer den Soldaten einen groſſen Muth gemacht. Aber ich hatte ſchon zuvor den König angefriſchet. Sie half dieſem Printzen viel; ſie fand ihn aber ſchon wieder die Engelländer in den Waffen: und ohne mich würde ſie ihn ſo nicht angetroffen haben. Kurtz, ihr werdet nicht mehr zweifeln, daß ich viel Theil an dieſem groſſen Wercke gehabt, wenn ihr hören werdet, was einer von Carls des ſiebenden Nachfolgern, mir in dieſem

vier-

vierzeiligten Verſe vor ein Zeugniß gegeben:

Agneſe, kluges Weib, du wärſt mehr Ehre werth,
Da man bemühet war, gantz Franckreich zu gewiñen,
Als aller Nonnen Fleiß in Clöſtern kan beginnen,
Ja als ein Eremit, der ſich im Walde nährt.

Was dünckt euch davon, Roxelane? Ihr werdet mir geſtehen, daß wenn ich eine Sultanin geweſen wäre, ſo wie ihr; und hätte nicht die Freyheit gehabt, Carl dem ſiebenden eine ſolche Drohung zu thun, als ich ihm that, ſo wäre es aus mit ihm geweſen.

Roxelane. Ich wundere mich, daß ihr dieſer kleinen That halber ſo eitel und ruhmräthig ſeyd. Ihr habt keine Mühe gehabt, viel Gewalt über euren Liebhaber zu erlangen, da ihr frey, und keinem unterthan waret. Aber ich, ob ich gleich eine Sclavin war, ſo habe ich mir den Sultan doch unterwürfig gemacht. Ihr machtet Carl den ſiebenden faſt wieder ſeinen Willen zum Könige, und ich machte den Solyman zu meinem Gemahl, ob er gleich gar nicht Luſt dazu hatte.

Agnes S. Was höre ich? Man ſagt ja daß ein Sultan ſich niemahls vermählet.

Roxelane. Ich gebe es euch zu; Indeſſen nahm ichs mir vor, Solymans Gemahlin zu werden, obwohl ich ihn zur Heyrath durch keine Hoffnung eines Glückes bewegen konnte, welches er nicht ſchon genoſſen hätte. Hier werdet ihr eine feinere Liſt hören, als die eurige war. Ich fieng

an Tempel zu bauen, und viel andre gute Wercke mehr zu thun. Hierauf ſtellte ich mich überaus melancholiſch an. Der Sultan fragte tauſend und noch tauſendmahl nach der Urſache; und wenn ich alle nöthige Complimenten gemacht hatte, ſo gab ich zur Antwort, die Urſache meines Kummers wäre, daß alle meine gute Wercke mir nichts hülfen, wie unſre Lehrer mir geſagt hätten, und daß ich, als eine Sclavin, nur vor Solyman, meinen Herrn, gearbeitet hätte. Alsbald machte mich Solyman frey, damit das Verdienſt meiner guten Wercke, mir ſelbſt zu gute kommen möchte. Als er aber auf gewöhnliche Weiſe mit mir leben, und mich vor eine Schöne aus dem Serail anſehen wollte, ließ ich eine groſſe Verwunderung an mir blicken, und ſtellte ihm mit groſſem Ernſte vor, daß er über die Perſon eines freyen Weibesbildes keine Macht hätte. Solyman hatte ein zartes Gewiſſen; er befragte ſich alſo bey einem Rechtsgelehrten, mit welchem ich ein Verſtändniß hatte. Seine Antwort war, der Sultan ſollte ſich wohl vorſehen, mir, die ich nicht mehr ſeine Sclavin wäre, nichts zuzumuthen, und dafern er mich nicht heyrathen wollte; ſo müſte er ſich meiner gantz begeben. Damahls ward er zehnmahl verliebter, als er ſonſt jemahls geweſen war. Er hatte nur einen Weg zu wehlen; aber einen ſehr auſerordentlichen, und wegen ſeiner Neuigkeit gar gefährlichen Weg. Indeſſen ergriff er denſelben, und heyrathete mich.

Agnes

Agnes S. Ich geſtehe, daß es was ſchönes iſt, ſich diejenigen zu unterwerfen, die ſich ſo ſehr vor unſerer Gewalt in acht nehmen.

Roxelane. Die Menſchen haben eine gute Sache; wenn man ſie bey ihren Leidenſchafften ergreifet, ſo kan man ſie lencken, wie man will. Ich wollte, daß man mich wieder lebendig machte, und mir den allerherrſchſüchtigſten von der Welt gäbe. Ich wollte alles aus ihm machen, was mir beliebte, wenn ich nur viel Verſtand, eine ziemliche Schönheit, und ein wenig Liebe hätte.

Das VI. Geſpräch.

Johanna von Neapolis und Anſelmus.

Johanna von Neapolis.

Wie? Könnt ihr mir nicht prophezeyen? Ihr werdet ja nicht eure gantze Aſtrologie vergeſſen haben, die ihr ſonſt verſtanden habt?

Anſelm. Wie kan ich mir dieſelbe hier zu Nutze machen? Wir haben ja weder einen Himmel noch Geſtirne?

Johanna v. N. Es iſt nichts daran gelegen. Ihr dörfft nicht ſo genau alle Regeln beobachten.

Anſelm. Das wäre was artiges, wenn ein Todter anfienge wahr zu ſagen. Aber worüber wollt ihr denn daß ich euch prophezeyhen ſollte?

Johanna v. N. Uber mich und das was mich angehet.

Anſelm. Gut. Ihr ſeyd todt und werdet allezeit todt bleiben; das iſt alles, was ich euch zu prophezeyhen habe. Kan ſich denn unſer Zuſtand, oder können ſich unſre Verrichtungen wohl ändern?

Johanna v. N. Freylich nicht; aber das iſt eben dasjenige, deſſen ich ſo überdrüßig bin. Derowegen, ob ich gleich weiß daß mir nichts begegnen werde, ſo hätte ich doch indeſſen was zu thun, wenn ihr mir nur was verkündigen wolltet. Ihr könnt euch nicht einbilden, was das vor ein Elend iſt, nichts künfftiges zu vermuthen. Nur ein wenig prophezeyht! ich bitte euch ſehr, was und wovon es euch beliebt.

Anſelm. Wenn man euch ſo unruhig ſieht, ſo ſollte man faſt dencken, ihr wäret noch am Leben. So macht man es dort oben! Man kan ſich daſelbſt mit demjenigen, was man iſt, nicht zufrieden ſtellen; man bekümmert ſich immer vor der Zeit was man werden wird; aber hier ſchickt ſich das nicht; wir müſſen klüger ſeyn.

Johanna v. N. Ach! haben aber die Menſchen nicht Urſache, ſo zu verfahren? Das Gegenwärtige iſt ja nur ein Augenblick, und das wäre ja erbärmlich, wenn ſie alle ihre Gedancken dabey allein einſchräncken ſollten. Iſt es nicht beſſer, daß ſie dieſelben ſoweit gehen laſſen, als müglich

lich iſt, um auch von dem künftigen was zu genieſſen? Es bleibt doch alles eben daſſelbe, wovon ſie ſich zum voraus bemeiſtert haben.

Anſelm. Aber ſie vergröſſern auch durch die Phantaſie und Hoffnung die zukünftigen Dinge dergeſtalt, daß wenn ſie endlich gegenwärtig geworden, ſie gewahr werden, daß ſchon alles erſchöpfet ſey, und dann ſind ſie nicht mehr damit zufrieden. Indeſſen befreyen ſie ſich von ihrer Ungedult und Unruhe nicht. Die groſſe Lockſpeiſe der Menſchen iſt allezeit das Zukünftige. Wir Sterndeuter wiſſen dieſes beſſer als ſonſt jemand. Wir ſagen ihnen kühnlich, daß es kalte und hitzige Zeichen gebe, daß männliche und weibliche verhanden ſeyn: daß der Himmel gute und böſe Planeten, auch ſolche, die an ſich ſelbſt weder gut noch böſe ſind, habe, die aber bald eine, bald die andere Natur an ſich nehmen, nachdem ſie in guter oder böſer Nachbarſchaft zu ſtehen kommen. Alle dieſe Narrenpoſſen werden wohl aufgenommen, weil man ſich einbildet, daß ſie zur Erkenntniß des Zukünftigen verhelfen.

Johanna v. N. Was? verhelfen ſie denn nicht wircklich dazu? Es iſt mir ſehr lieb zu hören, daß ihr, die ihr doch mein Sterndeuter geweſen ſeyd, von der Aſtrologie mir was böſes ſaget.

Anſelm. Höret nur; Ein Todter mag nicht lügen: und frey heraus zu ſagen; mit der Aſtrologie, die ihr ſo hoch hieltet, habe ich euch nur betrogen.

Johanna v. N. Ach, das glaube ich euch nicht, wenn ihr mirs gleich ſelber ſagt. Wie hättet ihr mir vorherſagen können, daß ich mich viermahl vermählen würde? War wohl die geringſte Wahrſcheinlichkeit, daß eine etwas vernünftige Perſon ſich viermahl nacheinander in einen Eheſtand einlaſſen ſollte? Das müßt ihr nothwendig aus dem Geſtirne geſehen haben.

Anſelm. Ich zog daſſelbe viel weniger zu Rathe, als eure Gemüthsneigungen; aber kurtz zu ſagen, etliche Prophezeyungen, die da eintreffen, beweiſen nichts. Soll ich euch zu einem Todten führen, der euch eine luſtige Hiſtorie erzehlen wird? Er war ein Aſtrologus, und glaubte doch eben ſo wenig von der Sterndeuterey, als ich. Indeſſen nahm er einesmahls alle Regeln der Kunſt aufs ſorgfältigſte in acht, und prophezeyhete jemanden gantz beſondre Begebenheiten, die noch ſchwerer zu errathen waren, als eure vier Heyrathen: Dieſes that er, um zu verſuchen, ob auch in dieſer Kunſt was gewiſſes wäre? Alles was er verkündiget hatte, das geſchah. Er erſchrack von Hertzen darüber. Er gieng alsbald hin, ſeine Aſtronomiſche Rechnungen noch einmahl durchzuſehen, darauf er ſeine Prophezeyungen gegründet hatte. Wiſſet ihr aber was er fand? Er hatte gefehlet, und wenn ſeine Rechnung richtig geweſen wäre, würde er gantz das Gegentheil verkündiget haben.

Jo-

Johanna v. N. Wenn ich glaubte, daß dieſe Hiſtorie wahr wäre, ſo würde es mir leid ſeyn, daß man ſie nicht in der andern Welt wüſte, um ſich die Sterndeuterey aus dem Kopfe zu bringen.

Anſelm. Man macht noch wohl andre Hiſtorien zu ihrem Nachtheil, und ihr Handwerck bleibt doch allezeit gut. Man wird ſich das Zukünftige, und was damit verwandt iſt, niemahls ausreden laſſen. Die Reitzungen deſſelben ſind gar zu ſtarck. Z. E. Die Menſchen opfern alles was ſie haben, der Hoffnung auf; Und alles was ſie zuvor hatten, und nun kaum wieder erlanget haben, opfern ſie wiederum einer neuen Hoffnung auf. Daher ſcheinet es eine böſe Ordnung in der Natur zu ſeyn, welche ihnen immer dasjenige, was ſie ſchon haben, aus den Händen nimmt. Man ſuchet nicht, ſonderlich in dem Augenblicke, den man in ſeiner Gewalt hat, glücklich zu ſeyn. Man ſchiebet dieſes auf eine andere künftige Zeit auf; als wenn die künftige Zeit bey ihrer Gegenwart anders beſchaffen ſeyn würde, als diejenige, ſo ſchon erſchienen iſt.

Johanna v. N. Sie iſt freylich nicht anders: aber es iſt gut, wenn man ſichs einbilden kan.

Anſelm. Was entſteht aber aus dieſer ſchönen Meynung? Ich weiß eine kleine Fabel, die euch dieſes wohl erklären wird. Ich habe ſie an eurem Hofe der Liebe * gelernet, der in eurer Grafſchaft Provenz gehalten wurde. Ein dur-

* Dieſes war eine gewiſſe Academie.

Des Verfaſſers Nachricht.

Die gute Aufnahme des vorhergehenden Werckchens hat mich veranlaſſet, mehr dergleichen Geſpräche der Todten zu verfertigen, dazu ich ſchon einige Grundriſſe gemacht hatte. Ich habe bemercket, daß jedermann in den Gedancken geſtanden, die Materie ſey noch nicht erſchöpft, und könnte mir, ohne alle Mühe, noch einmahl ſoviel Materie an die Hand geben. Ich habe mir zu dieſem andern Theile Zeit genommen, damit er deſto beſſer gerathen möchte. Das Nachſehen, und die Gewogenheit, womit man den erſten Theil aufgenommen, hat mir faſt eben ſoviel Furcht als Hertzhafftigkeit verurſachet.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 JUN 1960
OF OXFORD
LIBRARY

Geſpräche der Todten aus den alten Zeiten.

Das I. Geſpräch.

Heroſtratus und Demetrius Phalereus.

Heroſtr.

Dreyhundert und ſechzig Ehrenſeulen euch zu Ehren in Athen aufzurichten! das iſt viel.

Demetr. Ich hatte mich der Regierung bemächtiget; und alſo war es was leichtes, Ehrenſeulen von dem Volcke zu erlangen.

Heroſtr. Das mag euch wohl gefallen haben euch 360 mahl vervielfältiget zu ſehn, und in einer gantzen Stadt, nichts anders als euch ſelbſt anzutreffen.

Demetr. Ich muß es geſtehen; aber ach! dieſe Freude daurete nicht lange. Die Staatsſachen bekamen ein ander Anſehen. Von einem Tage bis auf den nechſtfolgenden war keine einzige von meinen Seulen mehr zu ſehen. Man ſchmiß ſie um und zerbrach ſie.

Heroſtr. Das iſt eine entſetzliche Veränderung! Wer hat denn dieſe herrliche That ins Werck gerichtet?

Demetr.

Demetr. Es war Demetrius Poliorcetes ein Sohn des Antigonus.

Heroſtr. Demetrius Poliorcetes? Ich wollte daß ich an ſeiner Stelle geweſen wäre. Das muß ein groſſes Vergnügen geweſen ſeyn, eine ſo groſſe Menge von Bildſeulen nieder zu reiſſen, die einem einzigen Manne zu Ehren gemacht waren.

Demetr. Dergleichen Wunſch ſchickt ſich nur vor einen, der den Epheſiſchen Tempel verbrannt hat. Ihr bleibt noch allezeit bey eurem alten Naturelle.

Heroſtr. Man hat mir die Verbrennung dieſes Tempels genug vorgerücket, gantz Griechenland hat ein Lermen daraus gemacht; aber das iſt in der That was mitleidens-würdiges. Man urtheilet ſehr übel von Sachen.

Demetr. Ich glaube, ihr beſchweret euch über die Ungerechtigkeit, die man euch erwieſen, indem man eine ſo fürtrefliche That verfluchet hat; und zugleich über das Geſetz der Epheſer, daß niemand euren Nahmen ausſprechen ſollte.

Heroſtr. Zum wenigſten habe ich keine Urſache, mich über die Wirckung dieſes Geſetzes zu beſchweren; denn die Epheſer waren gute Leute, die es nicht gewahr wurden, daß ſie meinen Nahmen durch dieſes Verbot unſterblich machen würden. Aber worauf war denn eben dieſer Befehl gegründet? Ich hatte eine unausſprechliche Begierde mich berühmt zu machen, und darum verbrannte

brannte ich ihren Tempel. Hätten ſie ſich nicht glücklich ſchätzen ſollen, daß mein Ehrgeitz ſie ſo leichtes Kaufs davon kommen laſſen. Man hätte ihnen ja keinen geringen Schaden zufügen können. Ein anderer als ich würde vielleicht ihre gantze Stadt verheeret und ihren gantzen Staat umgekehret haben.

Demetr. Wenn man euch zuhöret, ſo ſollte man faſt ſagen, ihr wäret berechtiget geweſen, nichts zu ſchonen; damit nur die Leute was von euch zu reden hätten: und man habe jedes Unheil, welches ihr nicht angerichtet, vor eine Gnade von euch anzuſehen.

Heroſtr. Daß ich das Recht gehabt den Tempel zu Epheſus zu verbrennen, das iſt leicht zu erweiſen. Warum hatte man ihn ſo künſtlich und prächtig erbauet? Hatte der Baumeiſter nicht die Abſicht ſeinen Nahmen dadurch unſterblich zu machen?

Demetr. Wie es ſcheinet.

Heroſtr. Gantz recht! ich verbrannte ihn ebenfalls, um meinen Nahmen unſterblich zu machen.

Demetr. Vortreflich geſchloſſen! Stehts euch denn frey, um eurer Ehre halber des andern Wercke zu vernichten?

Heroſtr. Freylich. Eben die Eitelkeit, die ihn durch die Hände eines andern aufgerichtet, hat ihn auch durch die meinigen verwüſten können.

Sie

Sie hat ein wohl gegründetes Recht, über alle Wercke der Menſchen: Sie hat dieſelben gemacht, ſie kan dieſelben auch zernichten. Selbſt die allergröſſeſten Staaten haben nicht Urſache ſich zu beklagen, daß ſie dieſelben umkehret und verwüſtet, wenn ſie ihren Vortheil dabey findet. Sie können ſich doch keines Urſprunges rühmen, der nicht der Eitelkeit unterworffen geweſen wäre. Ein König, welcher das Leichbegängnis ſeines Pferdes zu beehren, die Stadt Bucephalia wollte ſchleiffen laſſen; thäte der ihr wohl das geringſte Unrecht? Ich glaube nein. Denn dieſe Stadt iſt bloß erbauet, um das Gedächtniß des Bucephali zu erhalten, folglich iſt ſie ſchon zur Ehre der Pferde beſtimmt und gewidmet.

Demetr. Euren Gedancken nach würde nichts in der Welt ſicher ſeyn. Ich weiß nicht ob die Menſchen ſelbſt auſſer Gefahr ſeyn würden.

Heroſt. Die Eitelkeit ſpottet ihres Lebens eben ſowohl, als alles übrigen. Ein Vater läſſet ſoviel Kinder nach als er kan, um ſeinen Nahmen fortzupflantzen. Ein Kriegesheld hingegen vertilget ſoviel Menſchen vom Erdboden, als es ihm möglich iſt, ebenfals um ſeinen Nahmen zu verewigen.

Demetr. Ich wundre mich gar nicht, daß ihr alle Gründe zuſammen raffet, um die Parthey der Verwüſter zu vertheidigen. Wenn aber das ein Mittel iſt ſich Ruhm zu erwerben, wenn man die Ehrenmahle andrer Leute zu Grunde richtet;

So

So wird man doch zum wenigſten kein unanſtändigers und niederträchtigers haben, als daſſelbe.

Heroſtr. Ich weiß nicht, ob es unedler ſey als die andern; aber das weiß ich wohl, daß ſich nothwendig Leute finden müſſen, die es ergreiffen.

Demetr. Nothwendig?

Heroſtr. Ich kans euch verſichern. Die Erde gleichet den groſſen Steinplatten darauf ein jeder ſeinen Nahmen ſchreiben will. Wenn ſie voll ſind, muß man ja nothwendig die alten auslöſchen, um neue an die Stelle zu ſetzen. Was wäre das, wenn alle Denckmahle der Alten noch ſtehen ſollten? die heutigen würden nicht wiſſen, wo ſie die ihrigen hinſetzen ſollten. Konntet ihr euch wohl die Hoffnung machen, daß eure dreyhundert und ſechzig Ehrenſeulen lange ſtehen würden? und ſahet ihr nicht, daß eure Ehre gar zu viel Platz einnahm?

Demetr. Das war doch aber eine wunderliche Rache die Demetrius Poliorcetes an meinen Bildſeulen ausübete. Da ſie einmahl in der gantzen Stadt Athen aufgerichtet waren; wäre es nicht eben ſoviel geweſen, wenn er ſie hätte ſtehen laſſen?

Heroſtr. Ja freylich. Aber als ſie noch nicht aufgerichtet waren, wäre es nicht auch damahls eben ſoviel geweſen, wenn man ſie nicht aufgerichtet hätte? Die Gemüthsneigungen machen und zerſtören alles. Wenn die Vernunft über die

Welt herrſchen möchte, ſo würde nichts auf derſelben vorgehen. Man ſagt, daß ſich die Schiffer vor den ſtillen Meeren aufs äuſſerſte fürchten ſollen, und daß ſie ſich Wind wünſchen, ob gleich die Gefahr eines Ungewitters dabey zu beſorgen iſt. Die Gemüthsbewegungen ſind bey dem Menſchen die Winde, welche nothwendig ſind, alles in Bewegung zu ſetzen; ob ſie gleich bißweilen Sturm und Ungeſtüm erregen.

Das II. Geſpräch.

Callirhea und Paulina.

Paulina.

Ich meines Theils glaube, ein Frauenzimmer ſey in Gefahr, ſo bald ſie heftig geliebt wird. Was vor Künſte erſinnet ein eifriger Liebhaber nicht, zu ſeinem Zwecke zu gelangen? Ich hatte dem Mundus, einem jungen wohlgebildeten Römer, lange widerſtanden; Aber endlich trug er durch eine Liſt den Sieg davon. Ich verehrte den GOtt Anubis ſehr andächtig. Einsmahls kam eine Prieſterin deſſelben, und that mir von ſeinet wegen zu wiſſen, daß er ſich in mich verliebet hätte, und daß er eine Zuſammenkunfft in ſeinem Tempel von mir verlangete. Bildet euch nur ein, was mir das vor eine Ehre war! Ich blieb alſo nicht aus, ich ward mit vielen Zeichen der Liebe empfangen; allein die Wahrheit zu ſagen, dieſer Gott

Anubis war kein anderer als Mundus. Urtheilt ſelbſt, ob ich mich wehren konnte? Man ſagt ja, daß ſich Weibsbilder den Göttern ergeben haben, die ſich in Menſchen verſtellet hatten: um wie viel mehr ſollte man ſich Menſchen ergeben, die ſich in Götter verkleidet haben.

Callirhea. In Wahrheit, die Menſchen ſind voller Schalckheit. Ich rede aus der Erfahrung; denn es iſt mir faſt eben das begegnet, was euch betroffen hat. Ich war ein junges Mädgen aus Troada, und ſtund eben im Begriffe, mich zu verheyrathen. Ich gieng nach Gewohnheit des Landes, in Begleitung vieler Perſonen, ſehr geputzt, meine Jungferſchaft dem Fluſſe Scamander aufzuopfern. Nachdem ich ihm mein Compliment gemachet hatte, ſiehe, ſo kommt Scamander unter ſeinen Stauden hervor, und hält ſich an meinen Worten. Ich ſchätzte mirs vor eine groſſe Ehre, und vielleicht war niemand, biß auf meinen Bräutigam, der es nicht auch davor erkannt hätte. Jedermann beobachtete eine ehrerbietige Stille. Meine Geſpielinnen beneideten insgeheim meine Glückſeligkeit, und Scamander begab ſich wieder in ſeine Stauden, ſo bald es ihm beliebete. Allein wie ſehr erſtaunete ich, als ich einesmahls dieſen Scamander in einer kleinen Troadiſchen Stadt ſpazieren gehen ſah, und erfuhr, daß es ein Athenienſiſcher Hauptmann wäre, der ſeine Flotte in der Gegend liegen hätte.

Pauline. Wie? hattet ihr ihn denn vor den wahrhaftigen Scamander angeſehen?

Callirh. Ohne Zweifel.

Paul. War es denn Mode bey euch, daß der Fluß das Anerbieten der Jungfrauen annahm, welches ſie ihm als Bräute thaten?

Callirh. Nein; und wenn es Mode geweſen wäre, daſſelbe anzunehmen, ſo würde man es ihm vielleicht nicht gethan haben. Er war mit der Höflichkeit zufrieden, die man ihm erwieß, und mißbrauchte derſelben nicht.

Paul. Scamander hätte euch alſo ſehr verdächtig ſeyn ſollen.

Callirh. Warum? Konnte ein junges Mädgen nicht glauben, daß alle andre nicht Schönheit genug beſeſſen hätten, dem Fluß-Gotte zu gefallen, oder daß ſie ihm nur falſche Anerbietungen gethan, darauf er ſie keiner Antwort gewürdiget? Das Frauenvolck ſchmeichelt ſich ſehr leicht. Aber ihr, die ihr mirs verarget, daß ich mich von dem Scamander betrügen laſſen; ſeyd ihr nicht gleichfalls vom Anubis betrogen?

Paul. Nicht gantz vollkommen. Ich zweifelte ein wenig, ob Anubis nicht ein bloſſer Menſch ſeyn könnte?

Callirh. Ihr gienget aber zu ihm hin? Das iſt nicht zu entſchuldigen.

Paul. Was wollt ihr? Ich hörte von allen weiſen Leuten, wenn man ſich nicht ſelber wollte

betrü-

betrügen helfen, ſo würde man wenig Ergeßlichkeiten genüſſen.

Callirh. Gut: ſich ſelbſt betrügen helfen! So haben ſie es vermuthlich nicht gemeynet. Sie wollten nur ſagen, daß die angenehmſten Dinge von der Welt, im Grunde ſo ſchlecht beſchaffen wären, daß ſie uns nicht ſonderlich rühren würden, wenn man ſie ein wenig mit Ernſt betrachten wollte. Die Ergeßlichkeiten ſind dazu nicht gegeben, daß man ſie nach der Schärfe unterſuchen ſoll, und man muß an ihnen allezeit ein vieles ſo hingehen laſſen, darüber es nicht rathſam wäre, Schwierigkeiten zu machen. Das iſt es, was eure Weiſen ⸗ ⸗

Paul. Das wollte ich eben ſagen. Wenn ich mich gegen den Anubis ſchwierig geſtellet hätte, ſo hätte ich wohl gefunden, daß er kein Gott wäre; aber ich ließ ihm ſeine Gottheit ſo hingehen, ohne ſie gar zu ſorgfältig zu unterſuchen. Und wo iſt wohl der Liebhaber zu finden, deſſen Liebe man annehmen würde, wenn er ſich von unſrer Vernunft müſte auf die Probe ſtellen laſſen?

Callirh. Die meinige war nicht ſo ſtrenge. Ein ſolcher Liebhaber war ſchon zu finden, den ſie mir zu lieben erlaubte. Und kurtz zu ſagen, es iſt ja leichter zu glauben, daß man von einem treuen und aufrichtigen Menſchen geliebt werde, als von einem Gotte.

Paul. Bey meiner Treue; das iſt gleich viel. Ich wäre von der Treue und Beſtändigkeit

des Mundus eben ſo leicht zu bereden geweſen, als von ſeiner Gottheit.

Callirh. Ihr treibet die Sache gar zu hoch. Wenn man ja glaubt, daß die Götter verliebt geweſen ſind; ſo kan man ſich doch nicht einbilden, daß ſolches oft geſchehen ſey: aber wie oft hat es nicht treue Liebhaber gegeben, die nicht mehr als eine einzige geliebet, ja ihrer Geliebten alles aufgeopfert haben?

Paul. Wenn ihr die Sorgfalt, die Bemühungen, die Geſchencke, und das Vorziehen vor allen andern Schönheiten vor wahre Kennzeichen der Treue anſehen wollet; ſo geſteh ichs, daß ihr treue Liebhaber genug finden werdet. Allein mein Uberſchlag iſt gantz anders. Ich ſchlieſſe aus der Anzahl dieſer Liebhaber alle diejenigen aus, deren Neigung entweder nicht ſo lange hat dauren können, daß ſie Zeit genug gehabt hätte, von ſich ſelbſt zu verlöſchen; oder nicht ſo glücklich geworden, ihre Beſtändigkeit zeigen zu können. Alſo bleiben mir nur diejenigen übrig, welche auch in wiederwärtigen Zufällen ausgehalten, und andre Gunſtbezeigungen verachtet haben, und ſolcher werden nicht viel mehr ſeyn, als Götter, die ſich in ſterbliche Weibsbilder verliebt haben.

Callirh. Auch nach dieſem Begriffe von der Freyheit muß es treue Liebhaber geben. Man gehe nur zu einem Frauenzimmer und ſage ihr: man ſey ein Gott, der von ihren Verdienſten und

Eigenſchaften gantz entzündet ſey: Sie wird ihm gar keinen Glauben beymeſſen. Man ſchwere ihr aber treu zu ſeyn: das wird ſie bald glauben. Woher kommt dieſer Unterſcheid? Daher, weil man wohl von dieſem, aber nicht von jenem Exempel hat.

Paul. Die Exempel betreffend, glaube ich, daß es von beyden Arten gleichviel gebe. Daß man ſich aber nicht betrügen läßt, und einen Menſchen vor einen Gott anſieht, das kommt daher, weil dieſer Irrthum von keiner Begierde unterſtützet wird. Man glaubet es nicht, daß ein Liebhaber eine Gottheit ſey, weil man ſichs nicht wünſchet: Man wünſchet es aber, daß der Buhler treu bleibe; darum glaubt mans auch.

Callirh. Ihr ſpottet nur. Wie? Würden denn alle Weibsbilder ihre Liebhaber vor Götter anſehen, wenn ſie ſichs wünſchen möchten, daß ſie es wären?

Paulina. Ich zweifle faſt gar nicht daran. Würde dieſer Irrthum zur Liebe nothwendig erfodert, ſo würde die Natur auch unſre Hertzen ſo eingerichtet haben, daß ſie uns zu demſelben verleiten müſten. Die Begierden ſind der Urſprung aller Irrthümer, welche wir nöthig haben; Sie laſſen es uns in dieſem Stücke an nichts fehlen.

Das III. Geſpräch.
Candaule und Giges.

Candaules.

JE mehr ich es erwege, deſto mehr bedünckt michs, es wäre nicht nöthig geweſen, daß ihr mich umbringen laſſen.

Giges. Was konnte ich thun? Tages hernach, als ihr mir die verborgenen Schönheiten der Königin gewieſen hattet, ſo ließ ſie mich holen, und ſagte, ſie hätte es gemercket, wie ihr mich des Abends in ihre Kammer geführet: ja ſie hielte mir über die geſchehene Beleidigung ihrer Schamhaftigkeit eine ſehr ſchöne Anrede, davon der Schluß dieſer war, ich ſollte mich entweder entſchlüſſen, zu ſterben, oder euch umzubringen, und ſie zu heyrathen. Denn, wie ſie vorgab, ſo hieng ihre Ehre daran, entweder daß ich dasjenige beſitzen müſte, was ich geſehen hätte; oder daß ich mich niemahls rühmen könnte, es geſehen zu haben. Ich merckte wohl, wohin das alles gieng. Die Beleidigung war ſo groß nicht, daß die Königin dieſelbe nicht hätte verhelen können: und ihrer Ehre halber hättet ihr ſchon am Leben bleiben können, wenn es ihr beliebet hätte. Aber die Wahrheit zu ſagen, ſie war eurer überdrüßig, und freuete ſich, daß ſie einen rühmlichen Vorwand gefunden hätte, ſich ihren Gemahl vom Halſe zu ſchaffen. Ihr ſehet ſelber wohl, daß ich von dem zwiefachen Vorſchlage

ben ſie mir that, nur eine einzige Parthey ergreifen konnte.

Candaules. Ich fürchte ſehr, ſie wird euch weit mehr gefallen haben, als ich ihr mißfallen habe. Ach wie thöricht handelte ich, daß ich die Wirckungen nicht vorhergeſehen, die ihre Schönheit bey euch haben würde, und daß ich euch vor gar zu aufrichtig gehalten habe!

Giges. Verweiſet euch vielmehr, daß ihr bey dem Vergnügen, eine ſchöne Gemahlin zu haben, ſo gar empfindlich geweſen, daß ihr es nicht verſchweigen können.

Candaules. Dadurch würde ich mir etwas verweiſen, was doch überaus natürlich iſt. In groſſem Glücke kan man ſeine Freude nicht bergen.

Giges. Wäre dieſes das Glück eines bloſſen Liebhabers geweſen, ſo könnte man es überſehen; aber bey euch war es ja das Glück eines Ehmannes. Man kan zwar gegen eine Buhlerin unbeſcheiden ſeyn; aber gegen eine Frau! Und was würde man vom Ehſtande dencken, wenn man ihn, nach Veranlaſſung deſſen was ihr gethan, beurtheilen wollte? Man würde ſich einbilden, es wäre nichts ergetzenders zu finden.

Candaules. Aber im Ernſte; meynet ihr, daß man ſich über ein Glück vergnügen könne, welches man ohne Zeugen beſitzet? Die allertapferſten wollen auch als tapfere Leute angeſehen ſeyn; und glückliche Leute wollen, daß man ſie vor voll-

kommen glücklich halten ſolle. Ja wer weiß, ob ſie nicht gar mit einem geringern Glücke zufrieden ſeyn wollten, wenn man ihnen nur alsdann ein deſto gröſſeres zuſchreiben möchte? So viel iſt gewiß, daß man von ſeinem Glücke niemahls ein Weſen machet, ohne andern einiger maſſen zu trotzen; als worinnen man ein Vergnügen findet.

Giges. Eurer Meynung nach wäre es ſehr leicht, ſich an dieſem Trotze zu rächen. Man dörffte nur die Augen zumachen, und dieſe Leute keines Anblicks, oder vielmehr dieſer Regungen von Eiferſucht nicht würdigen, welche ein Theil ihrer Glückſeligkeit ſind.

Candaules. Gantz recht. Neulich hörte ich einen Todten, der ein König in Perſien geweſen war, erzehlen, daß man ihn gefangen und mit Ketten beſchweret, in die Hauptſtadt eines groſſen Reiches geführet hätte. Der ſiegende Käyſer war mit ſeiner gantzen Hofſtatt umgeben, und ſaß auf einem prächtigen und ſehr erhabenen Throne. Das gantze Volck erfüllete einen groſſen Platz, der mit vielem Fleiße ausgeſchmücket war. Niemahls hat man was herrlichers geſehen als dieſes. Als nun dieſer König nach einem langen Gefolge von Gefangenen und eroberter Beute daſelbſt ankam, ſtund er gegen über dem Käyſer ein wenig ſtille, und rief mit freudiger Stimme: Narrheit! Narrheit! lauter Narrheit. Er ſagte hernach, dieſe Worte hätten dem Käyſer ſeinen gan-

tzen Triumph verſaltzen, und ich glaube es ſo feſt, daß ich auf ſolche Weiſe nicht über den grauſamſten und fürchterlichſten Feind triumphiren wollte.

Giges. Ihr hättet alſo die Königin nicht länger geliebet, wenn ich ſie nicht vor ſchön erkannt, und bey Erblickung derſelben geruffen hätte: Narrheit Narrheit!

Candaules. Ich geſtehe es; die Eitelkeit der ich als ein Ehmann unterworffen war, würde dadurch ſehr verletzet worden ſeyn. Ihr mögt daraus abnehmen, wie empfindlich die Liebe eines liebenswürdigen Frauenzimmers uns ſchmeicheln müſſe, und was vor eine ſchwere Tugend die Beſcheidenheit ſey?

Giges. Höret nur, wenn ich gleich todt bin, ſo will ich doch dieſes einem andern Todten nur insgeheim ſagen: Man hat nicht Urſache, ſich auf die Liebe eines Frauenzimmers viel einzubilden. Die Natur hat in Liebes-Sachen eine ſo gute Ordnung eingeführet, daß auf die Verdienſte der Perſonen ſehr wenig oder gar nichts ankommt. Einem jeden Hertzen, iſt ſchon von ihr ein anderes beſtimmet; und ſie hat ſich nicht allezeit die Mühe genommen, ſolche miteinander zu paaren, die Hochachtung verdieneten. Die Erfahrung zeiget auch zur Gnüge, daß die Wahl, die ein liebenswürdiges Frauenzimmer thut, vor denjenigen, den ſie trifft, nichts oder doch ſehr wenig beweiſet. Mich dünckt, dieſe Gründe ſollten die Liebhaber zur Beſcheidenheit bewegen. Can-

Candaules. Ich verſichere euch, daß die Weibsbilder mit einer ſolchen Beſcheidenheit ſchlecht zufrieden ſeyn würden; welche nehmlich darauf ankäme, daß man ſich ihre Liebe vor keine ſonderliche Ehre ſchätzete.

Giges. Iſt es nicht genug, daß man ſich ein beſonderes Vergnügen daraus macht? Je mehr die Eitelkeit verlieret; deſtomehr wird die Zärtlichkeit gewinnen.

Candaules. Nein, damit würden ſie es nicht halten wollen.

Giges. Aber erweget nur, daß die Ehre in der Liebe alles verderbet, ſo bald ſie ſich darein miſchet. Erſtlich iſt die Ehre des Frauenzimmers den Vortheilen der Liebhaber zuwieder; Und wenn dieſelbe zu Grunde gegangen, ſo machen ſich die Männer eine andre Ehre daraus, die dem Nutzen des Frauenzimmers ſehr zuwieder iſt. Da ſeht ihr, was das zu ſagen hat, wenn man die Ehre da mit einmiſchet, wo ſie nicht hingehöret.

Das IV. Geſpräch.

Helena und Fulvia.

Helena.

Ich muß etwas von euch erfahren, Fulvia, was mir Auguſtus vor weniger Zeit geſagt hat. Iſt es denn wahr, daß ihr einige Zuneigung gegen ihn gehabt; da er aber ſich nicht darein

ſchicken wollen, euren Mann Marcus Antonius gereitzet habt, ihn zu bekriegen?

Fulvia. Nichts iſt wahrhafter als dieſes, liebe Helene; denn unter uns Todten hat dies Bekentnis nichts zu bedeuten. Marcus Antonius hatte ſich in die Comödiantin Citheris verliebt, und ich hätte mich gern durch die Liebe des Auguſtus an ihm gerächet: allein Auguſt war gar zu eigenſinnig mit ſeinen Buhlerinnen. Ich war ihm weder jung noch ſchön genug, und obgleich ich ihm zu verſtehen gab, daß er ſich in einen Bürgerkrieg verwickeln würde, bloß weil er mich nicht die geringſte Zuneigung genieſſen laſſen: ſo war es doch unmöglich, einige Gefälligkeit von ihm zu erlangen. Wenn es euch nicht zuwieder iſt, ſo will ich euch gar die Verße herſagen die er hierauf gemacht, die mir aber nicht ſonderliche Ehre bringen. Die Cytheris nennt er Glaphira.

Glaphirens Reitzungen bezaubern den Anton;
Darum will Fulvia mich ihr zum Sclaven wehlen.
Anton iſt ungetreu, gantz gut, ich weiß es ſchon.
Wie will man mich mit Recht vor ſeine Fehler
quälen?
Soll ich ihr günſtig ſeyn, bloß weil es ihr gefällt?
So würde ja aus aller Welt,
Ein ungezehlter Haufen,
Geplagter Weiber zu mir laufen.
Liebt! ſpricht ſie, oder ſchlagt! Wohlan es iſt bedacht.
Sie ſieht zu heßlich aus; Trompeter! blaſt zur
Schlacht.

Hel.

Hel. So haben wir beyde denn die beyden gröſſeſten Kriege, die vielleicht jemahls geführet worden, verurſachet: Ihr den Krieg zwiſchen Anton und Auguſt, ich aber den Trojaniſchen.

Fulv. Das iſt nur der Unterſcheid, daß ihr den Trojaniſchen Krieg durch eure Schönheit, ich aber den Römiſchen Bürgerkrieg durch meine Heßlichkeit veranlaſſet.

Hel. Hingegen habet ihr den Vortheil, daß euer Krieg weit luſtiger iſt als der meinige. Mein Ehmann rächet ſich wegen der Beſchimpfung, die man ihm durch die Liebe gegen mich angethan hatte: welches ſehr natürlich iſt. Und der eurige rächet ſich wegen einer Beleidigung, die man euch erwieſen, da man euch nicht lieben wollen; welches die Männer nicht gern zu thun pflegen.

Fulv. Ja; aber Anton wuſte es nicht, daß er meinethalben Krieg führte; Menelaus aber wuſte es ſehr wohl, daß er ihn bloß euretwegen angefangen. Das iſt gantz was unverantwortliches. Wenn nehmlich, an ſtatt daß Menelaus in Geſellſchafft aller Griechen, zehn Jahre lang Troja belägerte, um euch dem Paris aus den Armen zu reiſſen; Wenn, ſage ich, Paris euch durchaus hätte wiedergeben wollen, hätte nicht Menelaus in Sparta eine zehnjährige Belagerung aushalten müſſen, um euch nicht wieder zu nehmen? Warhaftig, mich dünckt, Griechen und Trojaner müſſen damahls unſinnig geweſen ſeyn. Jene

waren Narren, daß ſie euch wiederfoderten; dieſe aber gedoppelte, weil ſie euch behielten. Wie kam es, daß ſoviel wackere Leute ſich den Lüſten eines jungen Menſchen aufopferten, der ſelbſt nicht wuſte was er that? Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als ich dieſe Stelle im Homerus laſe, wo man, nach einen neunjährigen Kriege und einer gantz neuen Schlacht, darinnen ſie ſehr viel Leute verlohren hatten, dennoch einen Kriegsrath vor dem Pallaſt des Priamus verſammlet. Da iſt Antenor der Meynung, man ſolle euch wiedergeben; und mich dünckt, es war nichts dabey zu bedencken: Man hatte vielmehr Urſache, es zu bereuen, daß man ſo ſpät auf dieſen Vorſchlag gerathen. Indeſſen giebt Paris zu verſtehen, daß ihm derſelbe mißfalle; und da Priamus, der nach Homeri Zeugniß, den Göttern an Weißheit gleich iſt, mit Verwirrung ſiehet, daß ſein Kriegsrath ſich wegen einer ſo ſchweren Sache zerſpaltet, und nicht weiß, welche Parthey er ergreifen ſoll: ſo befiehlt er, daß alle mit einander ſich zur Abendmahlzeit begeben ſollen.

Hel. Zum wenigſten hat der Trojaniſche Krieg das gute an ſich, daß das lächerliche gar leicht daran zu entdecken iſt: Allein der Bürger-Krieg Antons und Auguſts, ſah gantz anders aus, als er in der That beſchaffen war. Denn als man ſo viel Römiſche Adler im Felde ſahe, bildete ſich kein Menſch ein, daß dasjenige, welches ſie ſo

grau-

grauſam wieder einander erhitzete, nichts anders als die abſchlägige Antwort Auguſts, auf eure Gewogenheit wäre.

Fulv. So geht es unter den Menſchen zu. Man ſieht erſtaunende Bewegungen unter ihnen: aber der Urſprung derſelben, iſt gemeiniglich, ſehr lächerlich. Es iſt den wichtigſten Begebenheiten ein groſſer Vortheil, wenn ihre Urſachen verborgen bleiben.

Das V. Geſpräch.

Parmeniſcus und Theocritus von Chio.

Theocritus von Chio.

Habt ihr wircklich nicht mehr lachen können, nachdem ihr in der Höle des Trophonius geweſen waret?

Parm. Nein, ich war von einer auſſerordentlichen Ernſthaftigkeit.

Theocr. Wenn ichs gewuſt hätte, daß die Höle des Trophonius dieſe Tugend gehabt; ſo hätte ich wohl eine kleine Reiſe dahin thun mögen. Ich habe mein lebenlang mehr als zuviel gelachet, ja ich würde länger gelebt haben, wenn ich weniger gelachet hätte. Ein übelgerathner Schertz, hat mich an den Ort gebracht, wo wir uns itzo befinden. Der König Antigonus war einäugigt. Ich hatte ihn ſehr beleidigt; indeſſen hatte er verſprochen,

chen, ſich nicht im geringſten zu rächen, dafern ich mich ſelber vor ihn ſtellen würde. Man führte mich faſt mit Gewalt zu ihm, und meine Freunde ſagten, um mich aufzumuntern: Geht nur, fürchtet euch nicht, eures Lebens ſeyd ihr ſicher, ſo bald ihr vor den Augen des Königes erſcheinet. Ach! gab ich ihnen zur Antwort, kan ich nicht Gnade erlangen, ohne vor ſeinen Augen zu erſcheinen; ſo bin ich verlohren. Antigonus der ſchon geſonnen war, mir mein Verbrechen zu verzeihen, konnte mir dieſe Spottrede nicht vergeben, und dieſer übel angebrachte Schertz koſtete mir den Kopf.

Parm. Ich weiß nicht, ob ich mir nicht eure Gabe, ſchertzhaft zu ſeyn, gewünſchet hätte; wenn es mir gleich nicht beſſer gehen ſollen.

Theocr. Und wie gern wollte ich mir itzo eure Ernſthaftigkeit wünſchen!

Parm. Ach! ihr ſeyd ſo unbedachtſam. Ich dachte nur immer daß ich vor Ernſthaftigkeit ſterben würde. Nichts in der Welt ergetzte mich mehr. Ich zwang mich zur Luſtigkeit, konnte aber damit nicht zu Stande kommen. Ich konnte keines lächerlichen Dinges mehr genieſſen, denn alles auslachens-würdige war mir was trauriges. Aus Verzweifelung über ein ſolch gravitätiſches Weſen, gieng ich nach Delphis, und bat den Apollo inſtändigſt, mir ein Mittel zur Luſtigkeit vorzuſchlagen. Dieſer ſchickte mich, in zweydeutigen Ausdrückun-

gen, zur mütterlichen Krafft. Ich dachte, daß durch dieſe mütterliche Krafft mein Vaterland verſtanden würde, und begab mich nach Hauſe; allein meine Ernſthaftigkeit war nicht dadurch zu überwinden. Nunmehro fieng ich an mich zufrieden zu geben, wie man in einer unheilbaren Kranckheit thut, biß ich von ohngefehr eine Reiſe nach Delos that. Daſelbſt betrachtete ich mit groſſem Erſtaunen den Tempel des Apollo, und die Schönheit ſeiner Bildſeulen. Er war überall in Marmor, oder in Gold vorgeſtellet, und zwar von den geſchickteſten Künſtlern in Griechenland. Als ich aber zu einer hölzernen Latona kam, die ſehr heßlich geſchnitzt war, und wie ein altes Weib ausſahe, fieng ich mit lauter Stimme an zu lachen; indem ich zwiſchen den Bildern der Mutter und ihres Sohnes eine Vergleichung anſtellete. Ich kan es euch nicht genugſam beſchreiben, wie ſehr ich erſchrocken, ja wie ſehr ich vergnüget und erfreuet worden, daß ich einmahl wieder gelachet hatte. Da verſtand ich allererſt den wahren Sinn des Orackels. Alle die marmorne und goldene Apollons bekamen kein Opfer von mir. Die hölzerne Latona bekam alle meine Geſchencke und Gelübde. Ich weiß nicht, wie viel Opfer ich ihr brachte. Ich beräucherte ſie gantz mit meinem Rauchwercke, Und ich hätte der zum Lachen bewegenden Latona einen Tempel aufgerichtet, wenn mein Vermögen nur zulänglich geweſen wäre.

Theocr.

Theocr. Mich dünckt, Apollo hätte euch zum Lachen bringen können, ohne daß ſolches ſeiner Mutter nachtheilig geweſen wäre. Ihr hättet ja Dinge genug finden können, die zu eben der Wirckung fähig geweſen wären, als Latona.

Parm. Wenn man verdrüßlich iſt, ſo findet man, daß die Menſchen der Mühe nicht werth ſind, daß man über ſie lachet. Sie ſind von Natur dazu beſtimmt, daß ſie auslachenswürdig ſeyn ſollen. Sie ſinds auch in der That; und das iſt kein Wunder. Aber wenn ſich eine Göttin dazu macht, die iſt noch viel auslachens-würdiger. Sonſt hat vielleicht Apollò zu verſtehen geben wollen, daß meine Ernſthaftigkeit ein Ubel wäre, dem durch alle menſchliche Mittel nicht zu helfen ſtünde: Ja daß ich in einen ſolchen Zuſtand gerathen, wo ich ſo gar eines göttlichen Beyſtandes benöthiget wäre.

Theocr. Dieſes luſtige und ſchertzhaffte Weſen iſt noch ein weit ärgeres Ubel. Man hat vor Zeiten ein gantzes Volck deswegen verdacht, und daſſelbe hat viel darüber leiden müſſen.

Parm. Wie? hat ſich ein gantzes Volck zum Schertzen und Lachen geneigt befunden?

Theocr. Ja, und das waren die Tirinthier.

Parm. Die glückſeligen Leute!

Theocr. Durchaus nicht; denn wie ſie bey keiner einzigen Sache mehr ernſthaft ſeyn konnten, ſo gerieth bey ihnen alles in Unordnung. Ver-

ſammleten ſie ſich auf dem Marckte, ſo unterredeten ſie ſich von lauter Narrenpoſſen, an ſtatt von ihren öffentlichen Angelegenheiten zu ſprechen. Verhörten ſie fremde Geſandten, ſo verſpotteten ſie dieſelbe. Hielten ſie Rath in der Stadt, ſo wären die Stimmen der anſehnlichſten Rathsherren lauter Zoten. Kurtz, bey allen Gelegenheiten würde ein ernſtlich Wort, oder eine ernſthafte That ein Wunder bey den Tirinthiern geweſen ſeyn. Endlich merckten ſie es, als ihnen dieſes ſchertzhafte Naturell beſchwerlich ward, zum wenigſten eben ſo ſehr, als euch euer traurig Weſen. Sie giengen eben ſo als ihr, nach Delphis, das Orackel zu befragen; aber in gantz andern Abſichten, nehmlich daſſelbe um ein Mittel zu erſuchen, wie ſie wiederum einige Ernſthaftigkeit bekommen ſollten? Das Oracкel antwortete, wenn ſie dem Neptunus einen Ochſen würden opfern können, ohne zu lachen, ſo ſollte es künftig in ihrer Gewalt ſtehen, verſtändiger zu ſeyn. Ein Opfer iſt eben an ſich ſelbſt nichts luſtiges; damit es indeſſen recht ernſtlich dabey zugehen möchte; ſo machten ſie groſſe Anſtalten. Sie beſchloſſen keine junge Leute dazu zu nehmen; ſondern nur Greiſe: und nicht einmahl alle Greiſe, ſondern nur ſolche, die entweder kranck wären, oder viel Schulden drückten, oder ſehr böſe Weiber hätten. Als nun alle dieſe erwehlte Perſonen, am Ufer der See waren, um das Opfer zu bringen, war es nöthig, daß ſie

alle,

alle, ohngeachtet ihrer Weiber, Schulden, Kranckheiten und ihrer Jahre, auf die Erde ſehen, und ſich in die Lippen beiſſen muſten. Aber zum Unglück ward man gewahr, daß ſich ein Kind unter ſie gemiſchet hatte. Man wollte es wegſchaffen, wie vorhin geordnet war; da fieng es an zu ſchreyen: Wie? meynt ihr denn, daß ich euch euren Ochſen verſchlingen werde? Dieſer Poſſen ſetzte alle dieſe gravitätiſche Herren auſſer ſich. Man lachte aus vollem Halſe, das Opfer ward geſtöret, und die Tirinthier wurden nicht klug. Die Leute thaten ſehr übel, da ihnen ihr Ochſe fehl geſchlagen hatte, daß ſie nicht an die Höle des Trophonius dachten. Denn dieſelbe hatte ja die Kraft, die Leute ernſthaft zu machen, wie man an euch ein merckwürdiges Exempel ſieht.

Parm. In Wahrheit, ich bin in der Höle des Trophonius geweſen; allein was mich ſo ſehr traurig gemacht, iſt gantz was anders, als man meynet.

Theocr. Was iſt es denn?

Parm. Das ſind die Betrachtungen. Kaum hatte ich ſie angefangen: ſo lachte ich nicht mehr. Hätte das Orackel befohlen, die Tirinthier ſollten dergleichen anſtellen: ſie würden ihrer Luſtigkeit gewiß loß geworden ſeyn.

Theocr. Ich geſtehe zwar, daß ich nicht eigentlich weiß, was Betrachtungen ſind, aber ich begreife doch nicht, wie ſie ſo verdrüßlich ſeyn ſollten?

Kan man denn kein einziges Ding vernünftig betrachten, ohne zu gleicher Zeit traurig dabey zu ſeyn? Sind denn die Irrthümer allein luſtig; und iſt die Vernunft uns bloß zur Quaal gegeben?

Parm. Vermuthlich iſt die Abſicht der Natur wohl nicht geweſen, daß man ſehr ſpitzfündig dencken ſollte: denn dieſe Gattung von Gedancken zu erlangen, das koſtet ſehr viel. Ihr wollt tiefſinnige Betrachtungen anſtellen; ſpricht ſie, zu uns: Nehmt euch in acht damit: Ich werde mich an euch durch die Traurigkeit rächen, welche ſie euch verurſachen werden.

Theocr. Ihr ſaget mir aber nicht, warum die Natur es nicht haben will, daß wir unſre Betrachtungen ſo hoch treiben ſollen, als es uns möglich iſt.

Parm. Sie hat die Menſchen in die Welt geſetzet, um daſelbſt zu leben. Leben aber heißt, nicht wiſſen was man die meiſte Zeit über thut. Wenn wir die Nichtswürdigkeit alles deſſen gewahr werden, womit wir beſchäftiget ſind, und deſſen was uns empfindlich iſt: ſo entdecken wir die Heimlichkeiten der Natur. Man wird gar zu klug, und bleibt nicht genugſam in den Schrancken eines Menſchen. Man dencket nur, und will nichts mehr thun: Seht ihrs, das gefällt der Natur nicht.

Theocr. Aber eben die Vernunft, welche macht, daß ihr beſſer dencken könnet als die andern,

unter-

unterläßt ja nicht, euch zu verdammen, daß ihr eben ſo handeln müſſet als ſie.

Parm. Ihr habt recht. Es giebt eine Vernunft, die uns vermittelſt der Gedancken, über alles erhebet: Folglich muß es noch eine andre geben, die uns durch die Handlungen wieder in vorigen Stand ſetzet. Iſt es ſolchergeſtalt nicht faſt beſſer, gar nicht nachgedacht zu haben?

Das VI. Geſpräch.
Brutus und Fauſtine.

Brutus.

Wie? Iſt es möglich, daß ihr euch ein Vergnügen gemacht, dem Käyſer Marcus Aurelius tauſendfältige Untreue zu erweiſen; da er ein Mann, der euch alle erſinnliche Gefälligkeit erwieß, und ohne Zweifel im gantzen Römiſchen Reiche der allertugendhafteſte Menſch war?

Fauſtine. Iſt es auch möglich, daß ihr den Julius Cäſar, einen ſo gelinden und ſanftmüthigen Käyſer, ermordet habt?

Brutus. Ich wollte alle unrechtmäßige Regenten durch das Exempel Cäſars erſchrecken, den auch ſeine Sanftmuth und Gelindigkeit nicht in Sicherheit hätten ſetzen können.

Fauſtine. Wenn ich euch denn ſagte, ich hätte durch das Exempel des Marcus Aurelius, deſſen Gütigkeit ſo übel belohnet wurde, alle Ehmänner ſo gar erſchrecken wollen; daß ſich nie-

mand ferner unterſtehen möchte, ein Ehmann zu werden.

Brutus. Fürwahr, eine herrliche Abſicht! Ehmänner müſſen ja ſeyn: denn wer würde ſonſt die Weiber regieren? Aber Rom bedurffte keinen Cäſar, um von ihm regieret zu werden.

Fauſtine. Wer hat euch das geſagt? Rom fieng an, eben ſolche unordentliche Fantaſien zu kriegen, und ſo wunderliche Einfälle zu haben, als man den meiſten Weibern zuzueignen pfleget. Ohne ein Haupt konnte es nicht länger ſeyn; und doch wollte es keinen haben. Die Weiber ſind juſt eben ſo geſinnet. Man muß es auch zugeben, daß die Männer bey ihrer Herrſchaft gar zu eiferſüchtig ſeyn. Sie brauchen dieſelbe im Eheſtande, das iſt ſchon viel: aber ſie wollten ſie auch gern in der Liebe anwenden. Wenn ſie fordern, ein Frauenzimmer ſolle ihnen treu ſeyn: ſo bedeutet treu nichts anders als unterthan. Das Reich ſollte billig zwiſchen dem Liebhaber und der Geliebten fein gleich getheilet ſeyn. Indeſſen hat allezeit einer von beyden die Oberhand, und zwar faſt allezeit der Liebhaber.

Brutus. Ihr ſeyd warlich allen Männern ſehr aufſätzig.

Fauſtine. Ich bin eine Römerin, und habe ganz römiſche Meynungen von der Freyheit.

Brutus. Ich verſichere euch, daß auf ſolche Weiſe die ganze Welt voller Römerinnen iſt. Aber

Aber hingegen bekennet nur ſelbſt, daß ſolche Römer als ich, ein wenig ſeltſamer ſind.

Fauſtine. Deſto beſſer iſts! Ich glaube nicht, daß ein rechtſchaffener Menſch dasjenige thun würde, was ihr gethan habt, nehmlich ſeinen Wohlthäter zu ermorden.

Brutus. Und ich glaube eben ſo wenig, daß es rechtſchaffene Weiber gebe, die ſich ſo wie ihr aufführen. Mich anlangend, ſo werdet ihr geſtehen müſſen, daß ich ſtandhaft genug geweſen ſey. Es gehörte gewiß viel Hertzhaftigkeit dazu, ſich durch die Freundſchaft, die Cäſar mir erwieſen, nicht bewegen zu laſſen.

Fauſtine. Meynet ihr, es habe weniger Muth dazu gehöret, die Sanftmuth und Gedult Marci Aurelii auszuhalten? Alle Untreue, die ich ihm erwieſe, ſahe er mit Gleichgültigkeit an. Er wollte mir nicht die Ehre gönnen, eiferſüchtig zu werden, und ließ mir die Luſt nicht, ihn betrügen zu können. Ich war ſo erzürnet darüber, daß ich zuweilen Luſt bekam, eine ehrliche Frau zu ſeyn. Indeſſen hütete ich mich allezeit vor dieſer Schwachheit, und hat mir Marcus Aurelius nicht nach meinem Tode den Verdruß gemacht, mir Tempel zu bauen, Prieſter zu beſtellen, und mir zu Ehren ein Fauſtiniſches Feſt anzuordnen? Sollte einen das nicht raſend machen? Mich mit groſſem Gepränge vergöttert zu haben? Mich gar zu einer Göttin aufgeworfen zu haben?

Brutus. Warlich ich kenne euch Weiber nicht mehr. Sind das nicht die allerungereimteſten Klagen von der Welt?

Fauſtine. Hättet ihr nicht lieber verpflichtet ſeyn wollen, wieder den Sylla, als wieder den Cäſar eine Verſchwerung einzugehen? Sylla würde durch ſeine abſcheuliche Grauſamkeit euren Zorn und Haß erwecket haben. Ich hätte auch lieber den eiferſüchtigſten Mann betrügen wollen; z. E. eben den Cäſar von dem wir reden. Er hatte einen unerträglichen Hochmuth. Er wollte die Herrſchaft über die Welt, und ſeine Frau gantz und gar haben; und weil er ſahe, daß Clodius das eine, und Pompejus das andre mit ihm theilete; ſo konnte er weder dieſen noch jenen leiden. Wie glücklich wäre ich beym Cäſar geweſen!

Brutus. Vor einem Augenblicke wolltet ihr alle Männer ausrotten, und itzo wünſchet ihr euch die ärgſten.

Fauſtine. Ich wollte daß gar keine wären, damit wir Weiber allezeit frey bleiben möchten. Aber wenn ſie ja ſeyn müſſen; ſo gefallen mir die ſchlimmen allezeit beſſer, weil man ein beſonderes Vergnügen hat, wenn man ſich ſeine Freyheit wieder nimmt.

Brutus. Ich glaube, vor ſolche Weiber, als ihr ſeyd, iſt es am beſten, daß es Männer giebt. Die Empfindung der Freyheit iſt deſto lebhafter, je mehr Boßheit mit unterläufet.

Ge=

Geſpräche der ältern Todten mit neuern.

Das I. Geſpräch.
Seneca und Marot.

Seneca.

Ich bin hertzlich erfreuet, da ich von euch vernehme, daß die Stoiſche Secte noch beſtehet, ja daß ihr euch ſelbſt nur noch gantz neulich zu derſelben bekannt habt.

Marot. Ich bin, ohne Ruhm zu melden, ein gröſſerer Stoicus geweſen als ihr, als Chryſippus und als Zeno, euer Stiffter ſelbſt. Ihr alle waret im Stande, nach eurer Bequemlichkeit zu philoſophiren: Ins beſondre hat es euch an Gütern nicht gefehlt. Die andern anlangend, ſo hat man ſie weder ins Elend verwieſen noch ins Gefängniß geworffen, aber ich habe Armuth, Landesverweiſung und Gefängnis ausgeſtanden, und doch gewieſen, daß alle dieſes Ubel nur den Cörper allein angienge, aber nicht biß in die Seele eines Weiſen dringen könne. Die Kümmerniſſe haben ſich allezeit geſchämet, daß ſie durch alle erſinnliche Mittel und Wege keinen Eingang in mein Gemüthe finden können.

Seneca. Es iſt mir überaus lieb, daß ich euch

euch ſo reden höre. Bloß aus euren Worten würde ich euch ſchon vor einen groſſen Stoicker erkennen. Und waret ihr denn nicht ein rechtes Wunder eurer Zeiten?

Marot. Freylich war ichs. Ich ließ mir nicht genügen, mein Unglück mit Gedult zu ertragen: ich trotzete demſelben gar, wo ich ſo reden darf, durch Spötterey und Schertz. Die Standhaftigkeit würde einem andern Ehre gemacht haben: ich aber brachte es gar ſo weit, daß ich luſtig dabey war.

Seneca. O Stoiſche Weißheit; ſo biſt du denn keine leere Einbildung, wie man insgemein glaubet! Du biſt unter den Menſchen anzutreffen, und ſiehe, hier iſt ein Weiſer, den du eben ſo glücklich gemacht haſt, als den Jupiter ſelbſt. Kommt, daß ich euch dem Zeno und unſern andern Stoickern zeigen könne. Sie ſollen ſehen, was ihre unvergleichliche Lehren in der Welt gefruchtet haben.

Marot. Ihr werdet mich ſehr verbinden, wenn ihr mich mit ſolchen berühmten Todten bekannt machen werdet?

Seneca. Wie ſoll ich euch nennen?

Marot. Clement Marot.

Seneca. Marot? Der Nahme iſt mir bekannt. Habe ich nicht von euch gegen viele heutige Printzen, die hier ſind, reden gehöret?

Marot. Das kan wohl ſeyn.

Seneca.

Seneca. Habt ihr nicht ihnen zur Ergeẞung viel kleine Gedichte verfertiget, die man ſehr artig befunden hat?

Marot. Ja.

Seneca. Aber ſo ſeyd ihr ja kein Philoſoph geweſen?

Marot. Warum nicht?

Seneca. Das iſt kein Werck vor einen Stoicker, luſtige Scherẞſchriften zu machen, und ein Gelächter zu erwecken.

Marot. Ach ich ſehe wohl, ihr habt die Vollkom̃enheiten des Scherẞes noch nicht inne. Darinnen ſteckt die ganẞe Weißheit. Man kan allenthalben was lächerliches finden; ſo gar in euren eigenen Schriften wollte ich dergleichen gar leicht antreffen, wenn ich Luſt hätte; aber zur Ernſthafftigkeit iſt nicht alles geſchickt: Und ich fordere euch auf, meine Schriften ſo zu erklären, daß etwas ernſtliches heraus komme Zeigt dieſes nicht, daß das Lächerliche überall herrſche, und daß die weltlichen Dinge nicht dazu beſtimmet ſind, daß man ernſthaftig damit umgehen ſolle? Ich habe mir ſagen laſſen, man habe die göttliche Eneis, das Helden-Gedicht eures Virgils, in lächerliche Knittelverẞe überſeẞet. Das erfreuet mich herẞlich; wie hätte man beſſer zeigen können, daß das Prächtige mit dem Lächerlichen ganẞ nahe verwand ſey? Es kommt alles ſo heraus, wie gewiſſe perſpectiviſche Kunſtſtücke, wo etliche hin und her zerſtreuete Figu-

Figuren z. E. einen Käyſer vorſtellen, wenn ihr ſie aus einem gewiſſen Geſichtspunckte anſehet. Verändert aber nur den Geſichtspunct, ſo werden euch eben dieſelben Figuren einen Bettler abbilden.

Seneca. Ich beklage euch alſo, daß man es nicht begriffen hat, daß eure Scherzgedichte in der Abſicht verfertiget worden, um die Leute zu ſolchen tiefſinnigen Gedancken zu leiten. Man würde euch mehr verehret haben, als geſchehen iſt, wenn man es gewuſt hätte, daß ihr ein ſo groſſer Weltweiſer wäret. Aber aus den Schriften, die ihr heraus gegeben, war ſolches nicht leicht zu errathen.

Marot. Wenn ich groſſe Bücher geſchrieben hätte, um zu erweiſen, daß das Gefängniß, Unglück, und die Verweiſung, das Vergnügen eines Weiſen gar nicht ſtören müſſen; wären dieſelbe einem Stoicker nicht wohlanſtändig geweſen?

Seneca. Ohn allen Zweifel.

Marot. Und ich habe, wer weiß wieviel Wercke geſchrieben, welche darthun, daß ich ohngeachtet der Verweiſung, des Gefängniſſes, und meines wenigen Glückes, dieſes Vergnügen wircklich behalten: Iſt das nicht noch beſſer? Eure moraliſche Tractate ſind nichts als Speculationen von der Weißheit: Aber meine Verße waren eine beſtändige Ausübung derſelben: ich mochte mich in einem Zuſtande befinden, in welchem es immermehr ſeyn konnte.

Seneca.

Seneca. Ich bin verſichert, daß eure vorgegebene Weißheit keine Wirckung eurer Vernunft geweſen.

Marot. Und das iſt eben die beſte Gattung derſelben, die irgendwo zu finden iſt.

Seneca. Gut! das ſind mir luſtige Weiſen, die es durch ihr Temperament geworden. Hat man es ihnen wohl zuzuſchreiben, daß ſie keine Narren ſind? Zuweilen hat einer oder der andre das Glück, von Natur tugendhaft zu ſeyn: Aber wer es mit Ruhm ſeyn will, der muß nicht anders als durch die Vernunft dazu gelangen.

Marot. Man macht gemeiniglich nicht viel daraus, wenn man etwas durch ſeine Mühe erlanget hat. Denn wo jemand eine Tugend an ſich hat, und man kan entdecken, daß ſie ihm nicht natürlich iſt, ſo achtet man ſie faſt vor nichts. Es ſcheinet zwar, daß ſie um deſto höher ſollte gehalten werden, weil ſie durch Fleiß und Bemühung erlanget worden: allein das macht nichts: Eine ſolche Tugend iſt eine Wirckung der Vernunfft: Man trauet ihr nicht.

Sen. Man muß den ungleichen Temperamenten eurer Weiſen noch weniger trauē. Sie ſind nur weiſe, nachdem es ihrem Geblüte beliebt. Weñ man wiſſen wollte, wie weit ſich ihre Tugend erſtrecken wird, ſo müſte man die Einrichtung und Beſchaffenheit der innerlichen Theile ihres Leibes kennen. Iſt es nun nicht tauſendmahl beſſer, ſich durch die

Ver=

Vernunft allein leiten zu laſſen, und ſich der Herrſchaft der Natur ſo gar zu entziehen, daß man im Stande ſey, keine Ubereilung zu befürchten.

Marot. Das wäre freylich am beſten, wenn es nur möglich wäre: Aber zum Unglück, behält die Natur allezeit ihr Recht. Ihre erſten Regungen kan man ihr niemahls hindern. Oftmahls haben dieſelben ſchon ſehr ſtarck zugenommen, ehe die Vernunft es gewahr wird; und wenn ſie endlich ihre Pflicht in acht nehmen will, ſo findet ſie ſchon lauter Unordnung. Es iſt auch eine ſchwere Frage, ob ſie dieſelbe wieder zurecht wird bringen können? In Wahrheit, es nimmt mich nicht Wunder, wenn man ſo viele findet, die der Vernunft nicht gar zuviel trauen.

Seneca. Nichts deſto weniger muß ſie doch gantz allein die Menſchen regieren, und alles, was in der Welt geſchiehet, anordnen.

Marot. Indeſſen iſt ſie nicht im Stande, ihre Autorität zu behaupten und ſehen zu laſſen. Ich habe ſagen hören, daß etliche hundert Jahre nach eurem Tode, ein Platoniſcher Weltweiſer, den damahls regierenden Käyſer um Erlaubnis gebeten habe, eine verwüſtete kleine Stadt in Calabrien wieder anzubauen, ſie nach den Geſetzen der Platoniſchen Republic einzurichten, und Platonopel zu nennen. Allein der Käyſer habe es dem Weltweiſen abgeſchlagen, und der Vernunft des groſſen Platons ſo viel nicht zugetrauet,

daß

daß er derſelben das Regiment dieſer kleinen Stadt überlaſſen hätte. Urtheilet hieraus, wie ſehr die Vernunft ihren Credit verlohren. Wäre dieſelbe nur der geringſten Hochachtung werth, ſo könnte ſie niemand anders hoch ſchätzen als die Menſchen. Und eben die Menſchen achten ſie nichts.

Das II. Geſpräch.

Artemiſia und Raymund Lullius.

Artemiſia.

DAs iſt mir ja recht was neues. Ihr ſagt man habe ein Geheimnis, die Metalle in Gold zu verwandeln, und daſſelbe nenne man den Stein der Weiſen.

R. Lullius. So iſt es, und ich habe daſſelbe lange geſuchet.

Artem. Habt ihrs denn gefunden?

R. Lullius. Nein; aber alle Welt bildete ſich ein, ich hätte es gefunden, ja man glaubt es noch. Doch die Wahrheit zu ſagen, dieſes Geheimniß iſt nichts als eine leere Einbildung.

Artem. Warum habt ihr euch denn darum bemühet?

R. Lullius. Man hat mich allererſt hier unten klug gemacht.

Artem. Das heißt meines Erachtens ein wenig zu lange gewartet.

R. Lullius. Ich ſehe wohl, ihr habt Luſt

mich auszulachen. Wir beyde ſind uns aber einander viel ähnlicher als ihr vielleicht glaubet.

Artem. Ich? Sollte ich euch ähnlich seyn? Ich, das Muſter ehelicher Treue, die ich die Aſche meines Mannes in mich getruncken, und ihm ein prächtiges Grabmahl erbauet? Wie könnte ich einem Manne ähnlich seyn, der ſein lebenlang geſuchet hat, die Metalle in Gold zu verwandeln?

R. Lull. Ja, ja. Ich weiß wohl, was ich rede. Nach allen den herrlichen Dingen, derer ihr euch gerühmet habt, vernarretet ihr euch in einen jungen Menſchen, der euch nicht wieder liebete. Ihr opfertet ihm das prächtige Gebäude auf, daraus ihr ſo viel Ehre hättet haben können, und die Aſche des Mauſolus, die ihr verſchlucket hattet, war nicht kräftig genug geweſen, euch vor einer neuen Liebe zu verwahren.

Artem. Ich dachte nicht, daß ihr meiner Sachen ſo kundig wäret. Dieſe Begebenheit iſt ziemlich unbekannt, und ich bildete mir nicht ein, daß viele was davon wüſten.

R. Lull. Ihr werdet alſo geſtehen, daß unſre Verhängniſſe einander ähnlich ſind, und zwar darinnen, daß man uns beyden eine Ehre erweiſet, die wir nicht verdienen. Euch, wenn man glaubt, daß ihr eurem verſtorbnen Manne allezeit treu geblieben; und mir, wenn man glaubt, daß ich den Stein der Weiſen gehabt.

Artem. Ich geſtehe es gantz gerne. Die

Welt

Welt muß ſich oft eine Naſe drehen laſſen, und man muß ſich ſeine Umſtände wohl zu Nutze machen.

R. Lull. Sollte ſich aber ſonſt keine Aehnlichkeit zwiſchen uns beyden finden?

Artem. Bishero laſſe ich mirs gefallen, euch ähnlich zu ſeyn. Sagts, wenn ihr noch was wiſſet.

R. Lull. Haben wir nicht beyde etwas geſuchet, was man doch nicht finden kan? Ihr, das Geheimnis eurem Manne treu zu ſeyn; und ich die Verwandlung der Metalle in Gold? Ich glaube, die eheliche Treue iſt dem Steine der Weiſen ſehr ähnlich.

Artem. Einige Leute haben eine ſo gar üble Meynung von dem Frauenzimmer, daß ſie ſagen würden, der Stein der Weiſen ſey noch nicht einmahl unmöglich genug, mit der Treue der Eheweiber, in Vergleichung geſtellet zu werden.

R. Lull. Ach! ich verſichere euch, eben ſo unmöglich als es nur immer ſeyn kan.

Artem. Aber woher kommt es, daß man ihn ſuchet, und daß ihr ſelber in dieſe Fantaſie gerathen ſeyd, da ihr doch ein Mann von gutem Verſtande zu ſeyn ſcheinet.

R. Lull. Es iſt wohl wahr, daß man den Stein der Weiſen nicht finden kan, aber es iſt gut, daß man ihn ſuchet. Indem man ihn ſuchet, findet man ſehr ſchöne Geheimniſſe, die man nicht ſuchete.

Artem. Wäre es nicht viel beſſer, die Geheimniſſe zu ſuchen, die man finden kan, als auf diejenigen zu ſinnen, die man niemahls finden wird?

R. Lull. Alle Wiſſenſchaften haben ein gewiſſes Hirngeſpenſt, welchem ihre Schüler nachjagen, ohne es jemahls einzuholen: Unterwegens aber treffen ſie andre ſehr nützliche Wahrheiten an. Hat die Chymie ihren Stein der Weiſen, ſo hat die Geometrie ihre Quadratur des Circkels, die Aſtronomie ihre Länge der Oerter, die Mechanic, ihre immerwährende Bewegung. Alles dieſes zu erfinden, iſt unmöglich; aber es zu ſuchen, das iſt ſehr nützlich. Ich rede mit euch in einer Sprache, die ihr vielleicht nicht recht verſtehet, aber zum wenigſten werdet ihr doch verſtehen, daß die Moral auch ihr Hirngeſpenſte hat, das iſt die Freyheit von allem Eigennutz, die vollkommene Freundſchaft. Man wird niemahls dazu gelangen, aber es iſt gut, daß man darnach ſtrebe. Zum wenigſten gelangt man durch dieſe Bemühung zu vielen andern Tugenden.

Artem. Ich ſage es noch einmahl, meinen Gedancken nach, ſollte man alle Hirngeſpenſter fahren laſſen, und ſich nur um wirckliche Dinge bemühen.

R. Lull. Iſt das euer Ernſt? Der Menſch muß ſich allezeit einen Grad der Vollkommenheit vorſtellen, der ihm zu hoch iſt. Sie würden ſich

nicht einmahl auf den Weg machen, wenn ſie nicht weiter zu kommen dächten, als ſie wircklich kommen werden. Sie müſſen ein eingebildetes Ziel vor Augen haben, welches ihnen Muth machet. Hätte man mir geſagt, die Chymie würde mich nicht die Kunſt Gold zu machen lehren; ſo hätte ich ſie verachtet. Hätte man euch geſagt, daß die äuſſerſte Treue, die ihr gegen euren Mann beweiſen wolltet, nicht natürlich wäre; ſo würdet ihr euch die Mühe nicht gegeben haben, das Andencken des Mauſolus durch ein prächtiges Grabmahl zu beehren. Man würde allen Muth sincken laſſen, wenn man nicht durch falſche Einbildungen unterſtützet würde.

Artem. Es iſt alſo nichts unnützliches, daß die Menſchen betrogen werden und irren.

R. Lull. Was unnütze? Wenn ſich die Wahrheit zum Unglücke ſo zeigen ſollte, wie ſie iſt, ſo wäre alles aus. Aber ſie ſcheinet es wohl zu begreiffen, wie viel daran gelegen iſt, daß ſie ſich allezeit auf gewiſſe Weiſe verborgen halte.

Das III. Geſpräch.

Apicius und Galiläus.

Apicius.

Ach wie ſehr badaure ich es, daß ich nicht zu euren Zeiten gebohren bin.

Galil. Mich dünckt, ein ſolches Naturell,

als das eurige geweſen, hätte ſich ſehr wohl in die Zeiten geſchickt, da ihr gelebt habt. Ihr wolltet nur lauter leckerhafte Speiſen genieſſen; und wurdet eben zu der Zeit, und zwar in Rom, zur Welt gebohren, als dieſe Stadt eine ruhige Beherrſcherin der Welt war; als von allen Orten die ſeltſamſten Vögel und Fiſche zuſammen kamen; Kurtz, als es ſchien, die gantze Welt wäre von Rom nur deswegen bezwungen worden, damit ſie zu ihrem Wohlleben alle das ihrige beytragen möchte.

Apicius. Aber meine Zeiten waren unwiſſend; und wenn es einen ſolchen Mann, als ihr ſeyd, gegeben hätte: ſo hätte ich ihn am Ende der Welt aufgeſuchet. Das Reiſen war mir ein Kinderſpiel. Wiſſet ihr nicht von derjenigen, die ich einer Gattung von Fiſchen halber that, welche ich zu Minturnus in Campanien gegeſſen hatte? Man ſagte mir, daß dieſer Fiſch in Africa weit vollfleiſchigter wäre. Alsbald rüſte ich ein Schiff aus, und ſegle nach Africa. Dieſe Schiffahrt war beſchwerlich und voller Gefahr. Kaum näherten wir uns den Africaniſchen Küſten, ſo kamen mir, wer weiß wie viel Fiſcherkahne entgegen, denn ſie hatten ſchon Nachricht von meiner Reiſe bekommen, und brachten mir von der Art Fiſche, darnach ich Verlangen trug. Sie dünckten mir nicht fetter zu ſeyn, als die Minturniſchen, und den Augenblick befahl ich den Bootsleuten, um zu kehren und nach Italien zurück zu ſeegeln. Weder

die

die Neugierigkeit ein Land zu ſehen, welches ich niemahls geſehen hatte, noch das inſtändigſte Bitten der Schiffer, welche ſich auf dem Lande ein wenig erfriſchen wollten, konnten mich davon abhalten. Nun könnt ihr euch leicht einbilden, daß ich dieſe Beſchwerlichkeit viel lieber euretwegen ausgeſtanden haben würde.

Galil. Ich kan es nicht errathen, was dabey eure Abſicht geweſen wäre. Ich war ja nur ein armſeliger Gelehrter, zu einem mäßigen Leben gewöhnt, allezeit mit den Sternen beſchäfftiget, und in Zubereitung guter Speiſen ſehr unerfahren.

Apicius. Ihr habt aber die Ferngläſer erfunden; nach euren Zeiten hat man dergleichen Inſtrumente vor die Ohren erdacht, als ihr vor die Augen ausgeſonnen hattet; und ich habe mir ſagen laſſen, man habe auch Sprachröhre, welche die Stimme verdoppeln und ſtärcker machen. Mit einem Worte, ihr habt die Sinnen der Menſchen vollkommener gemacht, und dieſe Kunſt andern gelehret. Darum würde ich euch gebeten haben, auch vor den Geſchmack zu ſorgen, und ein ſolch Inſtrument auszudencken, wodurch die Ergetzlichkeit im Eſſen vermehret würde.

Galil. Fürtreflich! Als wenn der Geſchmack nicht ſchon von Natur ſeine gantze Vollkommenheit hätte.

Apicius. Warum ſollte er hierinnen vor dem Geſichte einen Vorzug haben?

Galil. Das Geſicht iſt ebenfals ſehr vollkommen. Die Menſchen haben überaus gute Augen.

Apicius. Wo ſind denn die böſen Augen, denen eure Ferngläſer zuſtatten kommen?

Galil. Das ſind die Augen der Weltweiſen. Dieſe Leute, welchen daran gelegen iſt, zu wiſſen, ob die Soñe Flecken hat, ob die Planeten ſich um ihren Mittelpunct drehen, ob die Milchſtraſſe aus kleinen Sternen beſtehet, haben ſolche gute Augen nicht, alle dieſe Dinge ſo klar und deutlich zu entdecken, als es nöthig iſt. Aber die andern Menſchen, denen dieſes nichts angehet, haben ein unvergleichliches Geſicht. Wenn ihr euch nur den Genuß der Dinge angelegen ſeyn laſſet, ſo fehlet euch nichts, dazu zu gelangen: aber dieſelben recht zu wiſſen und zu erkennen, dazu fehlt euch alles. Dem Menſchen fehlt nichts; und der Weltweiſe hat an allem Mangel. Jenen kan die Kunſt kein neues Inſtrument geben; und dieſen wird ſie niemahls genug Werckzeuge geben können.

Apicius. Ich gebe zu, daß die Kunſt gemeinen Menſchen keine neue Werckzeuge giebt, beſſer zu eſſen; allein ich wollte, daß ſie die Weltweiſen damit verſorgen möchte; ſo wie ſie ihnen Ferngläſer giebt, beſſer zu ſehen: und alsdann hielte ich davor, daß ihnen ihre Mühe, ſo ſie auf die Philoſophie wenden, wohl belohnt wäre. Denn wozu dient dieſelbe, wenn ſie nichts erfindet? und

was ſind die Erfindungen nütze, wenn ſie nicht unſre Ergetzlichkeiten betreffen?

Galil. Das iſt ſchon eine alte Klage.

Apicius. Weil aber die Vernunft bisweilen ihr Reich erweitert und zunimmt; warum ſollen es die Sinne nicht auch thun? An ihrer Zunahme wäre gewiß mehr gelegen.

Galil. Dadurch würde ſich ihr Werth verkleinern. Sie ſind ſo vollkommen, daß ſie ſo gleich alle Ergetzlichkeiten gefunden haben, die ihnen angenehm ſind. Erfindet die Vernunfft neue Wahrheiten; ſo iſt ſie deswegen zu beklagen; denn das kommt daher, weil ſie von Natur ſehr unvollkommen war.

Apicius. Waren denn die Könige in Perſien Narren, welche denjenigen groſſe Belohnungen ausboten, die neue Ergetzlichkeiten ausſinnen würden?

Galil. Freylich. Ich bin verſichert, von dieſen Belohnungen werden ſie nicht arm geworden ſeyn. Neue Ergetzlichkeiten erfinden! Man hätte erſt machen müſſen, daß in dem Menſchen neue Bedürffniſſe entſtünden.

Apicius. Wie? Soll denn jede Ergetzlichkeit auf eine Nothdurfft gegründet ſeyn? So wollte ich lieber beydes zugleich entbehren. Auf ſolche Art hätte uns die Natur nichts umſonſt gegeben.

Galil. Ich habe nicht Schuld daran. Euch

aber, die ihr doch meine Meynung verdammet, iſt mehr daran gelegen, daß ſolches wahr ſey. Geſetzt, man erfände noch neue Ergetzlichkeiten: Würdet ihr euch wohl jemahls zufrieden geben, daß ihr nicht mit eurem Leben vor die letzten Zeiten aufbehalten worden, wo ihr die Erfindungen aller Jahrhunderte hättet genieſſen können? Die neuen Wahrheiten anlangend; ſo weiß ich, daß ihr ſie niemanden mißgönnen würdet.

Apicius. Ich nehme eure Meynung an; denn ſie iſt meinen Neigungen günſtiger als ich dachte. Ich ſehe, daß es eben kein ſonderlicher Vorzug ſey, Wahrheiten zu erfinden: weil ſie einem jeden überlaſſen ſind, der ſich darum bemühen will, und daß die Natur ſich nicht die Mühe genommen, alle Menſchen in dieſem Stücke zu allen Zeiten gleich zu machen: Allein die Ergetzlichkeiten ſind von weit gröſſerm Werthe. Es wäre gar zu unbillig geweſen, ein Jahrhundert mehrere derſelben genieſſen zu laſſen, als ein anderes: Und eben deswegen iſt die Eintheilung ſo gleich gemacht worden.

Das IV. Geſpräch.

Plato und Maria aus Schottland.

Maria.

Kommt mir zu Hülfe, göttlicher Plato, kommt, ſtehet mir bey, ich beſchwere euch!

Plato.

Plato. Worüber ſtreitet ihr?

Maria. Uber einen Kuß, den ich einem ſehr heßlichen Gelehrten, mit ziemlicher Inbrünſtigkeit gegeben habe. Ich mag itzo, ſo lange ich will, dasjenige zu meiner Rechtfertigung vorbringen, was ich damahls ſchon vorgebracht, daß ich denjenigen Mund hätte küſſen wollen, aus welchem ſo viel ſchöne Worte gefloſſen wären: ſo ſind wer weiß wie viel Schatten da, die mich auslachen, und behaupten, daß dergleichen Gunſtbezeigungen, nicht vor diejenigen gehören, die wohl reden können: und daß die Wiſſenſchafft nicht mit derſelben Müntze bezahlt werden müſſe, als die Liebe. Kommet, lehret doch dieſe Schatten, daß dasjenige, welches eigentlich die Leidenſchafften zu erregen würdig iſt, unſichtbar ſey, und daß man von einer Schönheit bezaubert werden könne, wenn ſie gleich durch einen ſehr heßlichen Cörper, womit ſie bekleidet iſt, erblicket wird.

Plato. Was wollt ihr, daß ich ſolch Zeug vorbringen ſoll? Es iſt ja nicht wahr.

Maria. Ihr habt es ja ſchon mehr als tauſend und noch tauſendmahl vorgetragen.

Plato. Ja! aber das geſchah, als ich noch lebte. Ich war ein Weltweiſer, und wollte von der Liebe reden. Das hätte ſich vor meinen Stand nicht geſchickt, ſo davon zu ſprechen, wie die Verfaſſer der Mileſiſchen Fabeln (*). Ich verkleidete dieſe Materien alſo in ein Philoſophiſches Geſchwätze,

* Dieſes waren Romane der damahligen Zeit.

ſchwätze, als in eine Wolcke, welche dann machte, daß nicht aller Welt Augen dieſelbe davor anſa-hen, was ſie doch in der That waren.

Maria. Ich glaube, ihr ſagt mir was, daran ihr damahls nicht gedacht habt. Ihr müßt ja wohl von einer gantz andern, als der gemeinen Liebe geredet haben, da ihr ſo prächtig beſchrieben, wie die geflügelten Seelen auf gewiſſen Wagen, auf dem äuſſerſten Gewölbe des Himmels herum wandern: wo ſie die Schönheit in ihrem Weſen betrachten: ihren unglücklichen Fall von dieſem ſo erhabenen Orte, biß auf die Erde, aus Verſehen des einen ihrer Pferde, welches ſehr ſchwer zu regieren iſt: das Klatſchen ihrer Flügel; ihren Aufenthalt in den Cörpern; Was ihnen wiederfährt, wenn ſie einem ſchönen Geſichte begegnen, welches ſie vor eine Abbildung der Schönheit halten, die ſie im Himmel geſehen haben; Wie ſich ihre Flügel erheben, und anfangen zu ſchlagen, deren ſie ſich auch bedienen wollen, um nach demjenigen zu fliegen, was ſie lieben; Kurtz, die Furcht, den Abſcheu, das Entſetzen, davon ſie gerühret werden, bey dem Anblicke einer Schönheit; davon ſie wiſſen, daß ſie göttlich iſt; den heiligen Trieb, der ſie entzücket, und die Begierde, welche ſie ſpüren, dem Gegenſtande ihrer Liebe zu opfern; ſo wie man der Gottheit zu opfern pfleget.

Plato. Ich verſichere euch, wenn man dieſes alles recht verſtehet, und getreulich überſetzet,

ſo heißt es nichts anders, als daß ſchöne Perſonen viel Entzückungen zu verurſachen vermögend ſind.

Maria. Aber, eurer Meynung nach, hält man ſich bey der cörperlichen Schönheit nicht auf; denn dieſelbe erinnert uns nur einer Schönheit, die unendliche mahl reitzender iſt. Wäre es wohl möglich, daß alle, die von euch abgeſchilderte ſo lebhafte Regungen, nur durch ein paar groſſe Augen, einen kleinen Mund und eine angenehme Farbe verurſachet ſeyn ſollten? Ach gebt ihnen die Schönheit der Seelen zum Gegenſtande, wenn ihr ſie rechtfertigen, und euch ſelbſt vertheidigen wollet, daß ihr ſie abgeſchildert habt.

Plato. Soll ich euch die Wahrheit ſagen? Die Schönheit des Geiſtes erwecket Bewunderung; die Schönheit der Seelen Hochachtung; und die Schönheit des Leibes Liebe. Die Hochachtung und Bewunderung ſind ruhig: Nur die Liebe allein iſt ungeſtüm.

Maria. Ihr ſeyd nach eurem Tode gottlos geworden: denn in eurem Leben habt ihr nicht nur gantz anders von der Liebe geredet; ſondern auch die hohen Gedancken, ſo ihr von derſelben abgefaſſet hattet, wircklich ausgeübet. Habt ihr nicht die Arqueanaſſe von Colophon geliebt, da ſie ſchon alt war? Habt ihr nicht folgende Verſe [illegible] gemacht? 1

Arqueanaſſe iſt wahrhaftig hoch zu halten, 2
Sie hat zwar ein Geſicht voll Falten,

Allein

Allein ich ſehe, wie darauf,
Wie in den Runtzeln ſelbſt die Liebesgötter ſpielen.
Ihr, die ihr ſie geſehn, eh ihr der Zeiten Lauf
Die Reitzungen geſchwächt, die aller Welt gefielen,
Und dieſe Tiefen ausgeſchnitten:
Ach ſagt, was habt ihr nicht erlitten?

Fürwahr, dieſes Heer von Liebesgöttern ſpielte in den Runtzeln der Arqueanaſſe. Das waren die Annehmlichkeiten ihres Geiſtes, den das Alter recht vollkommen gemacht hatte. Ihr beklagt diejenigen, die ſie jung gekannt hatten, weil ihre Schönheit gar zu ſtarcke Wirckungen bey ihnen gehabt; und ihr liebetet ſie um ihrer Verdienſte halber, die durch die Jahre nicht konnten vernichtet werden.

Plato. Ich bin euch ſehr verbunden, daß ihr die kleine Satire ſo vortheilhaftig erklären wollen, die ich auf Arqueanaſſen machte, die ſich in ihrem Alter noch einbildete, daß ſie mich verliebt machen könnte. Meine Neigungen waren nicht ſo metaphyſiſch als ihr euch einbildet, und ich kan es euch durch andre Verſe darthun, die ich gemacht habe. Wenn ich noch lebte, wollte ich die eitle Ceremonie machen, die ich meinen Socrates machen laſſe, wenn er von der Liebe reden will; ich würde mir das Geſicht verhüllen, und ihr würdet mich nur durch eine Verdeckung reden hören; aber hier ſind dergleichen Weitläuftigkeiten nicht nöthig. Dieß ſind meine Verſe:

Wenn

Wenn Agathis durch einen heiſſen Kuß,
Die Schmertzen ſtillen will, die ich empfinden muß.
So fühl ich, daß mein Geiſt auf meinen Lippen
ſchwimmt,
Und ſeinen Weg, nach ihren Lippen nimmt.

Maria. Wie? Iſt es auch Plato, den ich reden höre?

Plato. Ja er iſt es, in eigner Perſon.

Maria. Was? hat dem Plato mit ſeinen vierſchrötigen Schultern, ſeiner ernſthaften Geſtalt, und aller der Philoſophie, die er im Kopfe hatte, dieſe Gattung von Küſſen auch gekannt?

Plato. Ja freylich.

Maria. Aber dencket ihr wohl, daß der Kuß, den ich meinen Gelehrten gab, gantz und gar Philoſophiſch geweſen, derjenige aber, den ihr eurer Geliebten gereichet, durchaus nichts philoſophiſches an ſich gehabt: und daß ich alſo eure Perſon, ihr aber die meinige vorgeſtellet?

Plato. Ich bin mit euch eins. Die Philoſophen werden ſo lange galant ſeyn, als diejenigen, die zur Galanterie gebohren worden, ſich bemühen werden Philoſophen zu ſeyn. Wir laſſen den philoſophiſchen Hirngeburten diejenigen nachjagen, die ſie nicht kennen; wir aber halten uns an das weſentliche Stücke derſelben.

Maria. Ich ſehe wohl, daß ich an dem Liebhaber der Agathis eine ſchlechte Vertheidigung meines Kuſſes finden werde. Hätte ich dieſen heßlichen Gelehrten geliebet, ſo würde ich bey euch
noch

noch ſchlechter zurecht kommen. Indeſſen kan der Verſtand durch ſich ſelbſt Leidenſchafften erwecken; und dieſes weiß das Frauenzimmer wohl. Dadurch ſuchen ſie ſich auszuhelfen, wenn ſie nicht ſchön ſind.

Plato. Ich weiß nicht, ob der Verſtand Leidenſchafften verurſache, aber ich weiß wohl, daß er den Cörper geſchickt macht, dieſelben zu erregen, ohne die Beyhülfe der Schönheit, indem er ihm die Annehmlichkeiten giebt, welche ihm fehleten. Dieſes erhellet daraus, weil der Cörper auch dabey ſeyn, und allezeit etwas von dem Seinigen beytragen muß: Das iſt zum wenigſten die Jugend; denn wenn er ſich gar nicht hilfft, ſo iſt ihm der Verſtand gantz und gar nichts nütze.

Maria. Immer was cörperliches in der Liebe!

Plato. Ihre Natur erfordert es ſo. Wenn ihr wollt, ſo gebt ihr den Verſtand allein zum Gegenſtande; ihr werdet dabey nichts gewinnen. Ihr werdet euch wundern, daß er ſich alsbald in die Materie verſtecken wird. Habt ihr bloß den Verſtand eures Gelehrten geliebet; warum habt ihr ihn denn geküſſet? Darum, weil der Cörper auserſehen iſt, den Nutzen von den Leidenſchafften zu genieſſen, die ſelbſt von dem Verſtande erwecket worden.

Das

Das V. Geſpräch.

Strato und Raphael von Urbino.

Strato.

DAs hätte ich nicht gedacht, daß der Anſchlag, den ich meinem Sclaven gab, ſo glückliche Wirckungen nach ſich ziehen würde. Oben gewann ich dadurch auf einmahl das Leben und Regiment; hier aber ſetzt es mich bey allen Weiſen in Verwunderung.

Raphael. Und was war es denn vor ein Anſchlag?

Strato. Ich war ein Tyrier. Alle Sclaven in der Stadt empöreten ſich, und ſchlugen ihre Herren todt, allein ein Knecht, den ich hatte, war ſo menſchlich, daß er mir das Leben ſchenckte, und mich vor der Wuth aller übrigen verbarg. Sie wurden eins, denjenigen aus ihrem Mittel zum Könige zu wehlen, der auf einen beſtimmten Tag den Aufgang der Sonnen zuerſt wahrnehmen würde. Deswegen verſammlete man ſich in einem Felde. Die gantze Menge kehrte das Geſicht nach Oſten zu, wo die Sonne aufgehen ſollte. Nur mein Sclave allein, den ich zuvor belehret hatte, wie er ſich zu verhalten hätte, ſahe gegen Weſten. Ihr könnt euch leicht einbilden, daß ihn die andern vor einen Narren werden gehalten haben. Indeſſen, ob er ihnen gleich den Rücken

zukehrete, ſo ſahe er doch die allererſten Sonnenſtrahlen, welche an der Spitze eines ſehr hohen Thurns erſchienen; da ſeine Cameraden noch den Cörper der Sonnen ſelbſt gegen Morgen ſuchten. Man bewunderte den ſcharſen Verſtand deſſelben; er geſtand aber, daß er mir dieſe Klugheit zu dancken hätte, und daß ich noch am Leben wäre. Augenblicklich ward ich, als ein recht göttlicher Mann, zum Könige erwehlet.

Raphael. Ich ſehe wohl, daß dieſer Anſchlag, den ihr eurem Sclaven gegeben, euch ſehr nützlich geweſen; aber daß er ſo was wunderwürdiges an ſich gehabt, das kan ich nicht finden.

Strato. O! alle Philoſophen die hier ſind, werden vor mich antworten: daß ich meinem Sclaven etwas gelehret, was alle Weiſen ausüben müſſen. Wer nehmlich die Wahrheit finden will, muß allezeit der Menge den Rücken zukehren: und die gemeinſten Meynungen, ſind allezeit eine Richtſchnur der geſunden Vernunft, wenn man das Wiederſpiel davon annimmt.

Raphael. Dieſe Philoſophen reden ziemlich philoſophiſch. Ihr Handwerck bringet es mit ſich, die gemeinen Meynungen und Vorurtheile zu läſtern: indeſſen iſt nichts bequemer und nützlicher als dieſelben.

Strato. Aus euren Reden kan man ſchon rathen, daß es euch nicht übel gelungen ſeyn muß denenſelben zu folgen.

Raph.

Raphael. Ich verſichere euch, daß, wenn ich mich vor die Vorurtheile erkläre; ſo thue ich es ohne Eigennutz: Denn im Gegentheil haben ſie mich in der Welt ſehr lächerlich gemacht. Man arbeitete zu Rom in alten Ruinen, und ſuchte geſchnittene Bilder auszugraben. Wie ich nun ein guter Bildſchnitzer und Mahler war, ſo hatte man mich erwehlet zu urtheilen, ob es auch alte Stücke wären, die man gefunden hatte. Michael Angelo, der mit mir um den Vorzug in dieſer Kunſt ſtritte, verfertigte heimlich eine vollkommen ſchöne Abbildung des Bachus. Als er damit fertig war, brach er ihr einen Finger ab, und vergrub ſie an einem Orte, wo er wuſte, daß man bald graben würde. So bald man dieſelbe gefunden hatte, erklärte ich ſie vor einen Uberreſt des Alterthums. Michael Angelo behauptete, daß es ein Werck von neuern Zeiten wäre. Ich berief mich ſonderlich auf die Schönheit des Bildes, welches nach den Grundregeln der Kunſt wohl werth wäre, von einem griechiſchen Meiſter herzukommen, und in der Hitze des Wiederſprechens ſagte ich gar; dieſer Bachus müſte zu Zeiten des Phidias, oder Policletes gemacht ſeyn. Endlich wieß Angelo den abgebrochenen Finger, welches ein gantz unauflößlicher Vernunftſchluß war. Man lachte mich meines Vorurtheils halber aus. Aber was hätte ich ohne daſſelbe wohl machen ſollen? Ich war einmahl Richter; und dieſes Amt will, daß man einen Ausſpruch thun ſoll. Strato.

Strato. Ihr hättet nach der Vernunft ſprechen ſollen.

Raphael. Thut denn die Vernunft hier einen Ausſpruch? Hätte ich ſie zu Rathe gezogen; nimmermehr hätte ich gewuſt, ob dieſes Bild alt oder neu wäre. Nichts mehr hätte ich gewuſt, als daß es ſehr ſchön wäre. Aber das Vorurtheil kam mir zu ſtatten, und ſagte mir: ein ſchönes Werck muß was altes ſeyn. Da habt ihr die Entſcheidung; und ſogleich that ich den Ausſpruch.

Strato. Es könnte wohl kommen, daß die Vernunft in ſolchen Kleinigkeiten als hier, keine unleugbare Gründe zur Beurtheilung an die Hand gäbe. Allein in allem dem, was den Wandel der Menſchen betrifft, thut ſie die ſicherſten Ausſprüche. Es iſt nur zu beklagen, daß man ſie nicht zu Rathe ziehet.

Raphael. Wir wollen ſie worüber um Rath fragen; laßt ſehen, was ſie ſprechen wird. Ich frage: Soll man bey dem Tode ſeiner Freunde und Verwandten lachen oder weinen? Eines theils wird ſie rufen: Weinet! denn ihr habt ſie verlohren. Andern theils wird ſie ſagen: Lachet! denn ſie ſind von dem Elende des Lebens befreyet. Seht, das ſind die Antworten der Vernunfft. Allein die Gewohnheit des Landes beſtimmet was gewiſſes. Wir weinen, wenn ſie es befiehlt, und weinen ſo ehrlich; daß wir nicht begreifen können, wie es möglich ſey darüber zu

lachen.

lachen. Oder wir lachen auch darüber, und lachen ſo hertzlich, daß wir uns nicht vorſtellen können, wie es möglich ſey darüber zu weinen.

Strato. Die Vernunfft iſt nicht allezeit ſo unentſchloſſen. Sie überläſt dem Vorurtheile ſolche Dinge zu entſcheiden, die nicht verdienen von ihr ſelbſt entſchieden zu werden. Aber von wie vielen wichtigen Dingen hat ſie nicht die richtigſten Begriffe, daraus ſie hernach eben ſo wichtige Folgerungen herleitet?

Raphael. Ich irre entweder, oder dieſe richtigen Begriffe ſind in ſehr kleiner Anzahl.

Strato. Das hindert nichts. Man muß ſonſt nichts vor gantz gewiß halten, als eben dieſelben.

Raphael. Das geht nicht an; denn die Vernunfft liefert uns eine gar zu kleine Anzahl gewiſſer Grundſätze, und unſer Gemüthe iſt weit mehrere zu glauben beſtimmet. Alſo gereichet der Uberſchuß ſeiner Neigung zum Glauben, den Vorurtheilen zum Vortheile, und die falſchen Meynungen füllen daſſelbe vollends an.

Strato. Was hat man es aber nöthig, ſich in Irrthümer zu ſtürtzen? Kan man in zweifelhaften Dingen ſein Urtheil nicht an ſich halten? Die Vernunft ſtehet ſtille, wenn ſie nicht weiß welcher Straſſe ſie folgen ſoll.

Raphael. Ihr ſagt die Wahrheit. Wenn die Vernunfft ſtehen bleibet, ſo hat ſie kein ander

Mittel, um ſich nicht zu verirren, als keinen einzigen Tritt zu thun. Sobald ſich der Weg theilet, ſo bleibt ſie ſtecken; aber dieſe Verfaſſung des Gemüthes, thut unſrer Seelen Gewalt. Sie iſt in Bewegung: ſie muß fortgehen. Alle Welt kan nicht zweifeln; Es gehört viel Verſtand dazu, um zum Zweifeln zu gelangen, und eine Stärcke der Seelen, dabey zu verharren. Uberdas iſt auch der Zweifel gantz unwirckſam, unter den Menſchen aber muß ein thätiges Weſen ſeyn.

Strato. So muß man denn die Vorurtheile der Gewohnheit beybehalten, damit man ſo lebe wie andre Leute: allein man muß ſich von den Vorurtheilen des Verſtandes befreyen, damit man wie ein weiſer Mann dencken könne.

Raphael. Es iſt beſſer alle miteinander zu behalten. Vermuthlich müſſen euch die beyden Antworten jenes Samnitiſchen Greiſes unbekannt ſeyn, die er ſeinem Volcke gegeben. Man fragte ihn, was man zu thun hätte, als man die gantze Römiſche Armee, als ihre Todtfeinde, in dem Paß der Caudiniſchen Scheren eingeſperret hatte, und im Stande war, ihr gantzes Schickſal nach Belieben zu verhängen. Der Greiß antwortete, man ſollte alle Römer niederhauen. Sein Anſchlag ſchien zu hart und zu grauſam, und die Samniter ſchickten noch einmahl an ihn, und lieſſen ihm die übeln Folgen ſo daraus entſtehen möchten, vorſtellen. Er gab darauf zur Antwort, man ſollte allen

allen Römern ohne Unterſcheid das Leben ſchencken, und keine Bedingungen hinzuſetzen. Man folgte weder dieſem noch jenem Anſchlage, und befand ſich ſehr übel dabey. So geht es auch mit den Vorurtheilen. Entweder man muß ſie alle behalten; oder alle insgeſamt ausrotten. Thut ihr anders, ſo werden diejenigen, davon ihr euch befreyet habt, euch alle andre Meynungen verdächtig machen, die ihr noch übrig behalten. Das Unglück, in vielen Dingen zu irren, iſt alsdann nicht mehr durch das Vergnügen erſetzet, welches man bey unerkannten Irrthümern genießt, und ſo genieſſet ihr weder des Lichtes der Wahrheit, noch der Annehmlichkeiten des Irrthums.

Strato. Wenn alſo kein Mittel verhanden iſt, und eine von den vorgeſchlagenen Partheyen ergriffen werden muß; ſo muß man ſich nicht lange bedencken, was man wehlen ſoll. Man muß ſich von allen Vorurtheilen befreyen.

Raphael. Allein die Vernunft wird alle ihre alte Meynungen aus unſerm Verſtande vertilgen, und keine andre an ihre Stelle ſetzen. Sie wird denſelben gleichſam ausleeren: Und wer kan das aushalten? Nein, nein, bey ſo weniger Vernunft als die Menſchen haben, müſſen ſie auch ſoviel Vorurtheile beſitzen, als ſie gewohnt ſind zu dulden. Die Vorurtheile helfen der Vernunfft aus. Was auf einer Seite fehlt, das wird von der andern erſetzet.

Das VI. Geſpräch.

Lucretia und Barbara Plomberg.

Barbara Plomberg.

Ihr wollt mir nicht glauben; indeſſen iſt nichts gewiſſer, als das Käyſer Carl der fünfte mit der gedachten Prinzeßin ein heimliches Verſtändnis hatte, ich aber muſte zum Vorwande dienen: Aber dabey blieb es nicht. Die Prinzeßin bat mich, ich möchte mich doch vor die Mutter des kleinen Prinzen ausgeben, der zum Vorſcheine kam: und ihr einen Gefallen zu erweiſen, that ich es auch. Warum entſetzt ihr euch ſo ſehr? Habt ihr nicht ſagen hören, daß ein Menſch bey allen ſeinen Verdienſten ſich noch über dieſelben ſchwingen müſſe, indem er ſich wenig daraus macht: zum Exempel, daß ſcharfſinnige Köpfe ſich dergeſtalt über ihren witzigen Geiſt erheben ſollen? Was mich anlanget, ſo hatte ich mich über meine Tugend geſchwungen: denn ich beſaß davon mehr, als ich zu beſitzen ſcheinen wollte.

Lucretia. Das kommt ſchön heraus. Ihr habt Luſt zu ſchertzen. Man kan derſelben wohl niemahls zuviel haben.

Barbara. Im Ernſte, wenn ich wieder in die Welt zurücke gehen ſollte, mit dem Bedinge, eine gantz vollkommene Perſon vorzuſtellen: ſo

würde

würde ich mich ſchwerlich dazu entſchlüſſen können. Ich weiß, daß ich bey einer ſo groſſen Vollkommenheit gar zu viel Leute beleidigen würde. Ich würde mir immer etwa einen Fehler oder eine Schwachheit ausbitten, zur Befriedigung derer, mit welchen ich zu leben hätte.

Lucretia. Das heißt, dem Frauenzimmer zu gefallen, die nicht gar zu viel Tugend übrig haben, wollt ihr die eurige ein wenig mindern.

Barbara. Ich hatte nur den äuſſerlichen Schein derſelben ein wenig gemindert, aus Furcht, ſie möchten mich als ihre Anklägerin bey der Welt anſehen, wenn ſie ſich eingebildet hätten, ich wäre ſtrenger als ſie.

Lucretia. In Wahrheit, ſie ſind euch viel Danck ſchuldig geweſen: inſonderheit die Prinzeßin, die ſo glücklich war, an euch eine Mutter vor ihr Kind gefunden zu haben. Gab ſie euch denn nicht mehr als eins?

Barbara. Nein.

Lucretia. Das nimmt mich Wunder. Sie hätte ſich des Vortheils, den ſie hatte, beſſer bedienen ſollen; denn euch war ja an eurem guten Nahmen gantz und gar nichts gelegen.

Barbara. Ich will euch was wunderliches ſagen. Wiſſet, daß ich mit dieſer Gleichgültigkeit wegen meines guten Nahmens, meinen Zweck erreichet. Die Wahrheit kam wieder meinen Willen ans Licht, und man erfuhr es endlich;

daß der Printz, der vor meinen Sohn ausgegeben ward, es in der That nicht wäre. So wurde ich mehr gerühmet als ich wünſchte, und es ſcheint, als hätten ſie mich dadurch belohnen wollen, daß ich mit meiner Tugend nicht geprahlet, und es aus Großmuth der Welt nicht aufbürden wollen mich ſo hoch zu achten als ich verdienete.

Lucretia. Das iſt eine ſeltſame Gattung von Großmuth. Mich dünckt hierinnen muß man die Welt nicht ſchonen.

Barbara. Glaubt ihr das! Sie iſt ſehr eigenſinnig, bißweilen lehnt ſie ſich wider diejenigen auf, die mit Gewalt ihre Hochachtung verlangen. Ihr ſollet dieſes auch von rechtswegen weit beſſer wiſſen als jemand. Es haben ſich Leute gefunden, die durch ihre gar zu groſſe Ehrbegierde gewiſſer maſſen beleidiget worden, und dieſe haben alles mögliche gethan, daß ſie nur euren Tod ſo hoch nicht halten dörfften, als er wohl verdienete.

Lucretia. Und was haben ſie vor Mittel erdacht, eine ſolche Heldenthat anzugreiffen?

Barbara. Was weiß ichs? Sie haben geſagt, ihr hättet euch ein wenig ſpät umgebracht: Euer Todt würde tauſendmahl höher zu ſchätzen ſeyn, wenn ihr die letzte Gewalt des Tarquins nicht erwartet hättet; aber vermuthlich hättet ihr euch nicht ſo leichtſinnig ermorden wollen, ohne zuvor recht zu wiſſen warum? Mit einem Worte,

es

es ſcheint, man habe euch nur wieder Willen euren Ruhm zugeſtanden: Mir hergegen hat man ihn mit Luſt gegeben. Vielleicht deswegen, weil ihr gar zu ruhmbegierig waret, ich aber die Ehre ruhig erwartete, ja nicht einmahl wünſchte, daß ſie mir wiederfahren möchte.

Lucretia. Ihr könnt noch hinzuſetzen, daß ihr alles mögliche gethan, dieſelbe von euch abzuwenden.

Barbara. Allein iſt denn das nichts, wenn man Beſcheidenheit hat? Ich hatte dieſelbe in ſo hohem Grade, daß ich auch meine Tugend geheim halten wollte. Ihr hergegen habt die eurige gantz zur Schau ausgeſtellet, und ein Gepränge damit getrieben. Ihr wollet euch nicht eher, als in Verſammlung eurer gantzen Familie tödten. Iſt denn die Tugend nicht mit dem Zeugniſſe zufrieden, welches ſie ſich ſelber giebt? Steht es nicht groſſen Seelen zu, die Phantaſie des Ruhmes zu verachten?

Lucretia. Weit gefehlt! das wäre eine ſehr gefährliche Weißheit! Dieſe Phantaſie iſt das allermächtigſte von der Welt. Sie iſt die Seele aller Dinge; und man ziehet ſie allem übrigen für. Seht nur, wie ſie die Elyſiſchen Felder anfüllet. Die Ruhmbegierde führet mehr Seelen her als das Fieber, und mich hat ſie auch hergebracht; ich weiß ein Wort davon zu ſprechen.

Barbara. So ſeyd ihr denn eben ſowohl

als

als die übrigen von ihr betrogen worden, indem ihr an eben der Kranckheit geſtorben ſeyd. Denn den Augenblick, da man hier unten anlanget, iſt uns aller erſinnliche Ruhm zu nichts nütze.

Lucretia. Das iſt ein Geheimniß des Ortes, da wir uns befinden. Die Lebenden müſſen nichts davon erfahren.

Barbara. Was könnte das ſchaden, wenn ſie eine Einbildung ablegen möchten, von welcher ſie betrogen werden?

Lucretia. Man würde alsdann keine Heldenthaten mehr thun.

Barbara. Warum das? Man würde ſie aus Betrachtung ſeiner Pflichten thun. Dieſe Abſicht iſt weit edler; denn ſie gründet ſich auf die Vernunfft.

Lucretia. Eben deswegen iſt ſie ſo unvermögend und ſchwach. Die Ehre beſteht nur in der Einbildung, und doch iſt ſie weit kräfftiger. Die Vernunfft ſelbſt würde es nicht fordern, daß ſich der Menſch durch ſie allein regieren laſſen ſollte; ſie weiß es gar zu wohl, daß ſie des Beyſtandes der Einbildungs-Krafft benöthiget iſt. Als Curtius im Begriffe war, ſich vor ſein Vaterland aufzuopffern, und gewaffnet zu Pferde in den Schlund zu ſpringen, der ſich in Rom geöffnet hatte; da hätte man ihm ſagen mögen: Es iſt eure Schuldigkeit, euch in dieſen Abgrund zu ſtürzen; aber ſeyd verſichert, daß niemahls ein

Menſch

Menſch von eurer That reden wird. Warhafftig, mir iſt bange; Curtius würde ſein Pferd rückwerts gelencket haben. Ich zum wenigſten will nicht gut davor ſtehen, daß ich mich getödtet haben würde, wenn ich nichts als meine Pflicht betrachtet hätte. Warum ſollte ich mich erſtechen? Ich hätte gedacht, meine Pflicht wäre durch die Gewalt, die mir geſchehen war, nicht verletzet worden: Zum höchſten hätte ich ihr mit Thränen ein Gnügen zu thun geglaubet. Aber ſich einen groſſen Nahmen zu erwerben, muſte die Bruſt durchbohrt werden: Sogleich ſtieß ich zu.

Barbara. Soll ich euch meine Gedancken davon ſagen? Ich wollte es eben ſo gern ſehen, daß ſolche groſſe Thaten gantz nachbleiben möchten, als daß man ſie aus einem ſo falſchen Antriebe als die Ehrbegierde iſt, thäte.

Lucretia. Ihr geht ein wenig zu geſchwinde. In der That werden doch alle Pflichten erfüllt, ob man ſie gleich nicht in Betrachtung ſeiner Schuldigkeit erfüllet. Alle groſſe Thaten, die von Menſchen verrichtet werden ſollen, werden verrichtet; Kurtz, die Ordnung, welche die Natur in der Welt gemacht, bleibt unverrückt. Alles was man ſagen kan, iſt dieſes, daß die Natur dasjenige durch unſre Thorheit erhält, was ſie durch unſre Vernunfft nicht würde erhalten haben.

Geſpräche der Todten aus neuern Zeiten.

Das I. Geſpräch.
Solyman und Juliette von Gonzaga.

Solym.

Ach! warum ſehe ich euch doch itzo zum erſtenmale? Warum iſt doch alle meine Mühe vergebens geweſen, womit ich euch in meinem Leben ſuchen laſſen? Ich hätte die ſchönſte Perſon von gantz Italien in mein Serrail bekommen, und itzo ſehe ich nichts als einen Schatten ohne alle Reitzungen, der allen übrigen ähnlich iſt.

Juliette. Ich kan es nicht genugſam verdancken, daß ihr mich, wegen des Rufes, den meine Schönheit hatte, eurer Liebe werth geachtet. Dieſes verdoppelte meine Hochachtung, und meine angenehmſten Augenblicke habe ich euch zu dancken. Inſonderheit werde ich allezeit mit Vergnügen an die Nacht gedencken, da der See-Räuber Barbaroſſa, den ihr beordert hattet, mich aufzufangen, mich in Cayette zu greifen dachte, und mich nöthigte, mit der gröſſeſten Unordnung und in höchſter Eil aus der Stadt zu weichen.

Solym. Warum nahmet ihr die Flucht, wenn es euch angenehm war, von mir geſuchet zu werden.

Juliette. Ich freuete mich, daß man mich ſuchte; aber noch mehr, wenn man mich nicht finden konnte. Nichts machte mich ſtolz, als wenn ich dachte, daß der groſſe Solymann ohne mich nicht glücklich ſeyn könnte; und daß es in dem Serrail, einem Orte, der mit ſo vielen Schönheiten angefüllet iſt, an mir noch fehlete: Mehr verlangte ich nicht. Das Serrail iſt nur denen angenehm, die man dahin wünſchet; nicht aber denen, die man darinnen verſchlieſſet.

Solym. Ich ſehe wohl, was euch furchtſam gemacht hat. Die groſſe Anzahl der Neben-Buhlerinnen hätte euch nicht angeſtanden. Vielleicht habt ihr auch beſorgt, es möchten etwa unter ſo vielen liebens-würdigen Weibern ſehr viele ſeyn, die bloß dem Serrail zur Zierde dieneten.

Juliette. Ihr gebt mir gewiß recht artige Meynungen.

Solyman. Was hatte denn das Serrail ſo ſchreckliches an ſich?

Juliette. Ich würde den höchſten Verdruß über euch Sultans und eure Thorheit empfunden haben, die ihr mit eurer Hoheit zu prahlen, wer weiß wie viel ſchöne Weiber verſperret, davon die meiſten euch nichts nütze ſind, und derer gleichwohl

wohl die übrige Welt entbehren muß. Ubrigens, meynt ihr wohl, daß ein Liebhaber angenehm ſey, deſſen Liebes-Erklärungen unwiederrufliche Befehle ſind, und welcher nicht anders als aus dem Thone unumſchränckter Gewalt ſeufzet? Nein, ich ſchickte mich nicht ins Serrail. Es war unnöthig, daß ihr mich ſuchen lieſſet. Durch mich wäret ihr niemahls glücklich geworden.

Solym. Wie wiſſet ihr das ſo gewiß?

Juliette. Daher, weil ich weiß, daß ich durch euch nicht würde glücklich geworden ſeyn.

Solym. Ich ſehe nicht, wie das folget. Was iſt daran gelegen: ich möchte euch glücklich gemacht haben oder nicht?

Juliette. Was? bildet ihr euch ein, man könne in der Liebe glücklich ſeyn durch eine Perſon, die man nicht wieder glücklich macht? daß es einſeitige Vergnügungen gebe, die es nicht nöthig hätten, ſich dem andern mitzutheilen, und daß man derſelben genieſſen könne, wenn man ſie nicht zu gleicher Zeit erwecket? Ach vor ſolchen Meynungen entſetzt ſich ein wohlgeartetes Hertz.

Solyman. Ich bin ein Türcke, und man müſte mirs verzeihen, wenn ich nicht alle mögliche Zärtlichkeit hätte: Indeſſen glaube ich nicht ſo gar unrecht zu haben. Habt ihr nicht dieſen Augenblick die Eitelkeit recht eifrig verdammet?

Juliette. Ja.

Solym. Iſt denn das keine Regung der

Eitel-

Eitelkeit, wenn man andre glücklich machen will? Iſt das nicht eine unerträgliche Frechheit, wenn ihr nicht einwilliget, mich glücklich zu machen, wo ich euch nicht auch glücklich mache? Ein Sultan iſt viel beſcheidener; er genießt von vielen ſehr liebenswürdigen Weibern Beluſtigungen, denen er ſich nicht einbildet wiederum dergleichen zu erwecken. Lachet nur nicht über dieſen Gedancken; er iſt gründlicher als ihr glaubet. Denckt der Sache nach, und ſtudirt das menſchliche Hertz; ſo werdet ihr finden, diejenige Zärtlichkeit, welche ihr ſo hoch ſchätzet, ſey nichts anders als eine hochmüthige Wiedervergeltung, wo man dem andern nichts ſchuldig bleiben will.

Juliette. Gut, ich gebe alſo zu, daß die Eitelkeit nothwendig iſt.

Solym. Ihr habt ſie ja nur dieſen Augenblick verworfen.

Juliette. Ja, diejenige, von welcher ich ſprach; aber dieſe gefällt mir ſehr wohl. Fällt es euch denn ſo ſchwer zu begreifen, daß die guten Eigenſchafften eines Menſchen mit andern Ubeln zuſammen hängen, und daß es gefährlich ſeyn würde, ihn von ſeinen Fehlern zu befreyen?

Solym. So weiß man ja aber nicht woran man iſt. Was ſoll ich derowegen von der Eitelkeit halten?

Juliette. Gewiſſer maſſen iſt ſie ein Laſter; etwas weniger, ſo iſt ſie eine Tugend.

Das II. Geſpräch.

Paracelſus und Moliere.

Moliere.

UM eures bloſſen Nahmens willen würde ich euch ſchon lieben, mein Paracelſus. Sollte man doch dencken ihr wäret etwa ein Grieche oder Lateiner; und niemand würde ſichs einbilden, daß Paracelſus ein Schweitzeriſcher Philoſoph geweſen.

Paracelſus. So ſchön dieſer Nahme iſt; ſo berühmt habe ich ihn gemacht. Meine Schrifften ſind allen denen ſehr nützlich, die ſich um die Erkenntnis der Natur und ihrer Geheimniſſe bemühen; inſonderheit aber denen, die ſich bis zur Erkenntnis der Geiſter, und der Elementariſchen Einwohner erheben.

Moliere. Ich begreiffe es gantz leicht, daß dieß die warhafften Wiſſenſchafften ſind. Die Menſchen, welche man täglich vor Augen hat, zu erkennen, das iſt nichts ſonderliches: Ein ieder iſt dazu vermögend. Aber die Geiſter zu kennen, welche man nicht ſiehet, das iſt gantz was anders.

Parac. Sonder Zweifel. Ich habe ſehr genau gelehret, welches ihre Natur ſey; was ſie vor Verrichtungen, und Neigungen haben; was vor Gattungen es unter ihnen giebt, und was vor Macht ſie in der Welt haben.

Moliere.

Moliere. Wie glücklich seyd ihr geweſen, da ihr alle dieſe Dinge verſtanden: denn um ſoviel beſſer werdet ihr alles, was den Menſchen angehet, verſtanden haben. Indeſſen haben es doch ſehr viele, nicht einmahl ſo weit bringen können.

Paracelſus. O! es iſt ja kein Philoſoph ſo klein, der es nicht ſo weit gebracht hätte.

Moliere. Ich wills glauben. Alſo war auch denn von der Natur der menſchlichen Seelen, ihren Wirckungen und ihrer Vereinigung mit dem Cörper, keine Schwierigkeit mehr übrig geblieben?

Paracelſus. Die Wahrheit zu ſagen; es iſt nicht anders möglich, als daß wir allezeit einige Schwierigkeiten in dieſen Materien übrig behalten müſſen. Allein man weiß davon ſchon ſoviel, als die Philoſophie davon lehren kan.

Moliere. Habt ihr denn nichts mehr verſtanden, als das?

Paracelſus. Nein. Und iſt das nicht genug?

Moliere. Genug? Das iſt noch gar nichts. Und ihr habt alſo von den Menſchen, die ihr noch nicht erkannt hattet, einen Sprung bis zu den Geiſtern gethan?

Paracelſus. Die Geiſter haben etwas, ſo unſere natürliche Neugierigkeit ſehr erwecket und an ſich ziehet.

Moliere. Ja! es iſt aber nicht eher erlaubt

daran zu dencken, als bis man an dem Menſchen nichts mehr wird zu erkennen haben. Sollte man doch auf die Gedancken kommen, der menſchliche Verſtand hätte alles erſchöpfet, wenn man ſieht, daß er ſich gewiſſe Dinge zum Grunde der Wiſſenſchafften wehlet, die vielleicht nichts wirckliches ſind, und damit er ſich zur Luſt beläſtiget. Indeſſen iſt es ausgemacht, daß er mit wircklichen Dingen genug zuthun haben würde, wenn er nur wollte.

Paracelſus. Der Verſtand pflegt natürlicher weiſe die gar zu ſchlechten und leichten Wiſſenſchafften zu verachten, und die Geheimnißvollen deſto eifriger zu ſuchen. Nur in dieſen kan er allen ſeinen Kräfften was zu ſchaffen geben.

Moliere. Deſto ärger iſt es vor den Verſtand; denn eure Worte gereichen ihm zur Schande. Die Wahrheit ſtellet ſich demſelben vor, aber weil ſie gar zu ungekünſtelt ausſiehet; ſo erkennet er ſie nicht davor, und ſieht lächerliche Geheimniſſe bloß deswegen vor Wahrheiten an, weil ſie Geheimniſſe ſind. Ich bin verſichert: wenn die meiſten Menſchen die Ordnung des gantzen Welt-Gebäudes, ſo wie ſie wircklich beſchaffen iſt, ſehen ſolten; aber weder gewiſſe Kräffte der Zahlen, noch Einflüſſe der Planeten, noch mit gewiſſen Zeiten und groſſen Veränderungen verknüpfte Fatalitäten wahrnehmen möchten: ſie würden ſich bey dieſer wunderwürdigen Einrich-

tung nicht enthalten können zu ruffen; Wie? Iſt denn nichts mehr als das?

Paracelſus. Ihr treibt euren Spott mit Geheimniſſen, die ihr nicht habt ergründen können, und die in der That nur vor groſſe Leute aufbehalten ſind.

Moliere. Ich halte diejenigen weit höher, ſo dieſe Geheimniſſe nicht verſtehen: als diejenigen, welche ſie begriffen haben. Aber zum Unglücke hat die Natur nicht allen Menſchen die Fähigkeit ertheilet, welche erfordert wird, nichts von denſelben zu begreifen.

Paracelſus. Ihr aber, der ihr ſo groſsmüthig urtheilet, ſagt mir, was habt ihr in eurem Leben vor ein Handwerck getrieben?

Moliere. Ein gantz anderes, als ihr. Ihr habt euch auf die Kräffte der Geiſter gelegt; ich aber habe die Thorheiten der Menſchen ausſtudiret.

Paracel. Ey welch ein herrliches Studium! Weiß man es nicht längſt, daß die Menſchen mancherley Thorheiten unterworfen ſind?

Moliere. Man weiß es zwar überhaupt und obenhin; aber man muß ſie ſtückweiſe durchgehen: und alsdann erſtaunet man allererſt über die Weitläufftigkeit dieſer Wiſſenſchafft.

Paracelſ. Was war ſie euch denn endlich nütze?

Moliere. Ich verſammlete an gewiſſen

Oertern ſo viel Leute als ich immermehr konnte, und zeigte ihnen daſelbſt, daß ſie alle Narren wären.

Paracelſ. Es gehören fürwahr erſchreckliche lange Reden dazu, um ſie von dergleichen Warheit zu überführen.

Moliere. Es iſt nichts leichter als dieſes. Man beweiſet ihnen ihre Thorheiten, ohne alle ſonderliche Redner-Künſte, ohne alle wohl ausgeſonnene Vernunft-Schlüſſe. Dasjenige, was ſie thun, iſt ſo lächerlich, daß man es nur vor ihren Augen nachmachen darf: ſo müſſen ſie ſich ſelbſt zu Tode lachen.

Paracelſ. Ich verſtehe euch ſchon; ihr ſeyd ein Comödiant. Was mich betrifft, ſo weiß ich nicht was man in Comödien vor ein Vergnügen finden kan. Man geht dahin, die Vorſtellung der Sitten zu belachen: Warum lachet man nicht über die Sitten an ſich ſelbſt?

Moliere. Wer über weltliche Dinge lachen will, muß ſie einigermaſſen von auſſen anſehen: und in ſolchen Zuſtand ſetzt euch die Comödie. Sie ſtellet euch alles vor Augen, als wenn ihr gar kein Theil daran hättet.

Paracelſ. Aber man kehret alsbald wieder in dieſe Lebens-Art zurücke, darüber man gelachet hat, und fängt an, Theil daran zu nehmen.

Moliere. Ohne Zweifel. Als ich mir neulich eine Luſt machen wollte, erdachte ich davon

folgende Fabel. Ein junger Vogel flog, eben ſo ſchlecht als alle andere von ſeiner Gattung fliegen; und indem er ſich einen Augenblick etwa einen Fuß hoch von der Erden erhob, verachtete er die andern Thiere neben ſich. Unglückſeelige Thiere! ſprach er: ich ſehe euch unter mir, und ihr könnt nicht ſo die Lüffte durchſtreichen. Dieſer Spott aber währte nicht lange: Denn augenblicklich ſanck der Vogel wieder herunter.

Paracelſ. Wozu dienen denn die Betrachtungen, dazu die Comödie Anleitung giebt, wenn ſie nur dem Fluge dieſes Vogels zu vergleichen ſind, daß man alle Augenblick wieder in die gemeinen Thorheiten fällt?

Moliere. Das iſt ſchon viel, wenn man ſich einmahl ſelbſt ausgelachet hat. Die Natur hat uns ſehr viel Geſchicklichkeit verliehen, es zu hindern, daß wir uns nicht ſelbſt betrügen. Wie offt geſchieht es nicht, daß, wenn eine Parthey unter uns etwas mit Fleiß und Eifer thut; eine andere daſſelbe verſpottet? und wenn es nöthig wäre, könnte man noch wohl die dritte finden, die beyde vorige zugleich auslachen würde. Sollte man nicht glauben der Menſch ſey aus wiederwärtigen Theilen gemacht?

Paracelſ. Ich ſehe nicht, daß man hier viel Anlaß habe, ſeinen Verſtand zu üben. Etliche leichte Anmerckungen; etliche Schertz-Reden, die

offt übel gegründet ſind, verdienen keine groſſe Hochachtung: Aber was vor ein tiefſinniges Nachdencken gehöret nicht dazu, höhere Materien abzuhandeln.

Moliere. Ihr kommt wieder auf eure Geiſter, und ich weiß bloß von meinen Thoren zu reden. Indeſſen, obgleich ich lebenslang nur mit dieſen gemeinen Dingen beſchäfftiget geweſen, die einem jeden in die Augen fallen; ſo kan ich euch doch vorher ſagen, daß meine Schau-Spiele länger dauren werden, als eure hohe Schrifften. Alles iſt den Veränderungen der Moden unterworfen: ſelbſt die Kinder des Verſtandes ſind nicht beſſer daran als die Kleidungen. Ich habe wer weiß wieviel Bücher und Arten von Schrifften mit ihren Urhebern begraben geſehen: wie man bey gewiſſen Völckern mit den Verſtorbenen alles dasjenige begräbt, was ihnen im Leben lieb geweſen. Ich weiß vollkommen was die gelehrte Welt vor Veränderungen erleiden kan: und bey dem allen ſtehe ich vor die Dauerhafftigkeit meiner Wercke. Ich weiß auch wohl warum? Wer was unvergängliches mahlen will, der muß Narren mahlen.

Das III. Geſpräch.

Maria Stuart u. David Riccio.

D. Riccio.

NEin, ich werde mich über meinen Todt niemahls zufrieden geben. M. Stu-

M. Stuart. Indeſſen dünckt mich, daß er vor einen Muſicanten ziemlich anſtändig geweſen. Die vornehmſten Herren am Schottiſchen Hofe und mein Gemahl der König ſelbſt, muſten ſich wider dich vereinigen: ja man hat niemahls mehr Behutſamkeit gebraucht, auch niemals mehr Umſtände beobachtet, irgend einen Fürſten ums Leben zu bringen.

D. Riccio. Ein ſo herrlicher Tod war wohl vor einen armſeeligen Lauteniſten, den die Armuth aus Italien nach Schottland getrieben, viel zu gut. Ihr hättet viel beſſer gethan, wenn ihr mich mein Leben bey euren Muſicanten ruhig hättet zum Ende bringen laſſen; als daß ihr mich zur Würde eines Staats-Miniſters erhoben, welches gewiß mein Leben verkürtzet hat.

M. Stuart. Ich hätte es nicht gedacht daß du bey ſo vielen Gnaden-Bezeigungen, ſo ich dir erwieſen habe, ſo unempfindlich ſeyn würdeſt. War denn das ein geringer Vorzug, daß ich dich täglich vor allen andern an meine Tafel nahm? Glaube mir, Riccio, eine ſolche Gewogenheit gereichte dir zu keiner Schande.

D. Riccio. Sonſt ſchadete ſie mir nichts, als daß ſie mir das Leben koſtete, weil ich ſie gar zu offt genoſſen hatte. Ach! ich ſpeiſete, wie gewöhnlich, gantz allein mit euch, als ich den König nebſt demjenigen herein kommen ſahe, der einer meiner Mörder zu ſeyn erwehlet war. Das war der heß-

lichſte Schottländer, der jemahls gelebt, und den ein langes Fieber, davon er kaum aufgeſtanden war, noch viel abſcheulicher gemacht hatte. Ich weiß nicht ob er mir etliche Stöſſe gegeben; aber ſoviel ich mich erinnern kan, ſtarb ich von bloſſem Schrecken, welches mir ſein Anblick verurſachete.

M. Stuart. Ich habe dein Andencken ſo beehret, daß ich dich ſo gar in das Grab der Schottländiſchen Könige ſetzen laſſen.

D. Riccio. Stehe ich im Grabe der Schottländiſchen Könige?

M. Stuart. Es iſt nichts gewiſſer als dieſes.

D. Riccio. Es iſt das erſte, daß ich ſolches von euch höre, ſo wenig habe ichs bisher gefühlet. O meine liebe Laute, warum habe ich dich verlaſſen müſſen, um mir mit der Regierung eines Königreichs zu thun zu machen?

M. Stuart. Du beklagſt dich! Dencke nur; daß mein Todt tauſendmahl unglücklicher geweſen als der Deinige.

D. Riccio. Kein Wunder! Ihr waret in einem Stande gebohren, der groſſen Veränderungen unterworfen iſt: aber ich war gebohren, um auf meinem Bette zu ſterben. Die Natur hatte mich in den beſten Umſtänden von der Welt geſchaffen: Kein Vermögen, ein ſchlechtes Herkommen, nur eine mittelmäßige Stimme und ein Naturell zur Laute.

M. Stuart.

M. Stuart. Deine Laute liegt dir noch allezeit im Sinne. Aber gut! du haſt einen böſen Augenblick gehabt; hingegen wieviel angenehme Tage hatteſt du nicht vorhin genoſſen? Was hätteſt du machen wollen, wenn du niemahls was anders als ein Muſicant geweſen wäreſt? Eines ſo mittelmäßigen Standes wäreſt du bald überdrüßig geworden.

D. Riccio. Ich hätte mein Glück in mir ſelbſt geſucht.

M. Stuart. Geh! Du biſt ein Narr. Nach deinem Tode haſt du dich entweder durch müßiges Speculiren, oder durch den Umgang mit den hieſigen Weltweiſen, ſehr verſchlimmert. Das gehöret vor die Menſchen, ihr Glück in ſich ſelbſt zu finden.

D. Riccio. Sie dörften es nur glauben; ſonſt fehlt ihnen nichts daran. Ein Poete unter meinen Landes-Leuten hat ein bezaubertes Schloß beſchrieben, wo die Liebhaber und Liebhaberinnen unaufhörlich und mit groſſer Begierde und Unruhe einander ſuchen, faſt jeden Augenblick antreffen und ſich doch niemahls kennen. Bey dem Glücke der Menſchen iſt eine gleiche Neigung anzumerken. Es iſt in ihren eigenen Gedanken; aber ſie wiſſen nichts davon. Es ſtellet ſich ihnen tauſendmahl vor Augen: und ſie ſuchen es wer weiß wie weit.

M. Stuart. Weg mit dem Geſchwätze und

deinen

deinen Philoſophiſchen Hirngeſpinſten. Wenn nichts verhanden iſt, das zu unſerm Glücke was beyträgt, ſind wir alsdenn wohl im Stande, uns die Mühe zu nehmen, und durch unſere eigene Vernunfft glücklich zu werden.

D. Riccio. Indeſſen wäre die Glückſeeligkeit ſchon werth, daß man ſich ihrenthalben dieſe Mühe nehmen möchte.

M. Stuart. Es würde vergebens ſeyn. Denn dieſe beyden Dinge würden ſich nicht zuſammen ſchicken. Sobald man die Bemühung nach der Glückſeeligkeit bey ſich ſpüret, hoffet man auch glückſeelig zu ſeyn. Wenn jemand empfände, wie ſeine Gliedmaſſen ſich beſtrebten, ſich in guter Geſundheit zu erhalten, glaubt ihr, daß ſich derſelbe wohl befinden würde? Ich würde ihn vor kranck halten. Das Glück iſt der Geſundheit ähnlich: Es muß an dem Menſchen ohne ſein Zuthun zu finden ſeyn, und wenn es ja ein Glück giebt, welches die Vernunfft zuwege bringet; ſo iſt es derjenigen Geſundheit ähnlich, die ſich nur durch Artzneyen erhält, und allezeit ſehr ſchwach und ſehr ungeſund zu ſeyn pfleget.

Das IV. Geſpräch.

Der dritte falſche Demetrius und Carteſius.

Carteſius.

ICh muß ja die Nordiſchen Länder faſt eben ſo gut kennen als ihr. Einen ziemlichen Theil

Theil meines Lebens, habe ich in Holland mit Philoſophiren zugebracht, und endlich ſtarb ich in Schweden, als ich meine Philoſophie aufs höchſte gebracht hatte.

Demetr. Aus dem Entwurfe, den ihr mir von eurem Leben machet, ſehe ich wohl, daß es ſehr ruhig geweſen. Ihr habt nichts gethan als philoſophiret. Ich habe lange nicht ſo geruhig gelebet.

Cart. Ihr habt ſelbſt Schuld daran gehabt. Warum lieſſet ihr euch die Luſt ankommen, Groß-Fürſt in Moſcau zu werden, und warum bedienet ihr euch zu dieſem Ende derjenigen Mittel, die ihr dazu anwendetet? Ihr unterſtundet euch, euch vor den Printzen Demetrius auszugeben, dem der Thron zugehörete, und hattet doch ſchon das Exempel zweyer andern Betrüger vor euch, welche dieſen Nahmen nacheinander angenommen hatten, aber bald erkannt, und unglücklich umgekommen waren. Ihr hättet euch doch die Mühe geben ſollen, eine etwas neuere Betrügerey zu erſinnen. Es war ja gar nicht zu vermuthen, daß ihr mit dieſer ſo offt wiederholten Liſt euren Zweck erlangen würdet.

Demetr. Unter uns geredt; die Moſcowiter ſind nicht ein gar zu witziges Volck. Nach ihrer Thorheit bilden ſie ſich ein, den alten Griechen ähnlich zu ſeyn; aber GOtt weiß, worauf ſie ſich gründen wollten.

Cart.

Cart. Und doch waren ſie ſo dumm nicht, ſich durch drey Demetrios nacheinander betrügen zu laſſen. Verſichert, als ihr anfienget, euch vor einen Printzen auszugeben; ſo rieſen ſie faſt durchgehends voller Verdruß: Wie, wollen denn die Demetrii noch kein Ende nehmen?

Demetr. Indeſſen hatte ich mir doch einen ziemlichen Anhang gemacht. Der Nahme Demetrius war beliebt, und alle Welt hieng ihm an. Ihr kennet ja die Art des Pöbels wohl.

Cart. Da es aber den beyden andern ſo übel gelungen war; ward euch denn nicht bange dabey?

Demetr. Gantz und gar nicht: ich war deſto beherzter. Muſte man nicht glauben, das würde ja gewiß der rechte Demetrius ſeyn, weil er ſich unterſtünde hervor zu kommen, nachdem es den beyden andern ſo ſchlecht gegangen war. Dazu gehörte warlich viel Hertzhafftigkeit; ſo gar wenn man der warhaffte Demetrius geweſen wäre.

Cart. Geſetzt aber, ihr wäret der erſte geweſen, der dieſen Nahmen angenommen, wie waret ihr ſo verwegen, ihn anzunehmen, da ihr nicht verſichert waret, daß ihr denſelben durch ſehr wahrſcheinliche Beweißthümer würdet behaupten können?

Demetr. Und ihr, die ihr mir ſo viel Fragen vorleget, und ſo ſchwer zu vergnügen ſeyd, wie

unter-

unterſtundet ihr euch doch, euch vor das Haupt einer neuen philoſophiſchen Secte auszugeben, darinnen alle bis dahin unbekannte Wahrheiten anzutreffen ſeyn ſollten?

Cart. Ich hatte ſo viel ziemlich ſcheinbare Dinge erfunden; daß ich mir ſchon ſchmeicheln konnte, daß ſie wahr und neu genug wären, um eine beſondere Secte zu ſtifften.

Demetr. Wurdet ihr denn nicht durch die Exempel ſo vieler Weltweiſen abgeſchreckt, die mit eben ſo wohl gegründeten Meynungen als die eurigen waren, dennoch endlich vor ſchlechte Philoſophen waren erkannt worden? Man konnte euch eine entſetzliche Menge derſelben nahmhafft machen: ihr aber konntet mir nur zwey Demetrios nennen, die vor mir geweſen waren. Ich war ja nur der dritte von meiner Gattung, der ſich erkühnete, die Moſcowiter zu betrügen. Ihr hingegen waret nicht einmahl der tauſendſte, der ſich unterſtanden, die gantze Welt deſſen zu überreden.

Cart. Ihr wuſtet gar wohl, daß ihr nicht der Printz Demetrius waret; aber ich habe nichts behauptet, als was ich vor wahr gehalten, und ich habe nichts ohne einen guten Schein dafür gehalten. Ich habe die Irrthümer meiner Philoſophie hier allererſt kennen gelernet.

Demetr. Das machet nichts aus. Eurer Aufrichtigkeit ungeachtet gehöret doch eine Hertz-

haff-

hafftigkeit dazu, um ſo muthig zu verſichern, daß ihr endlich einmahl die Wahrheit erfunden hättet. Man iſt ſchon ſo offt durch ſo viel andre betrogen worden, die ſolches auch vorgegeben haben, daß es mich Wunder nimmt, wenn ſich wiederum neue Weltweiſe anmelden, daß nicht alle Welt mit einem Munde fraget: Wie, wollen denn die Weltweiſen und die Philoſophieen noch kein Ende nehmen?

Cart. Man hat einiger maſſen Grund, ſich durch die Verheiſſungen der Philoſophen betrügen zu laſſen. Es werden von Zeit zu Zeit einige kleine Wahrheiten von geringer Wichtigkeit entdecket: die aber eine angenehme Beſchäfftigung geben. Das Haupt-Weſen der Philoſophie wird nicht viel vollkommener. Ich glaube auch, daß man zuweilen in wichtigen Puncten die Warheit ergründet, aber zum Unglücke weiß man es nicht, daß man ſie gefunden. Denn die Philoſophie, (mich dünckt ein Todter kan ſagen was ihm beliebt,) iſt einem gewiſſen Spiele der Kinder ähnlich; darinnen eines mit verbundenen Augen dem andern nachläuft. Ergreiſt es eins derſelben, ſo muß es ſelbiges bey Nahmen nennen: trifft es denſelben nicht, ſo muß es das Gehaſchte wieder los laſſen, und von neuem zu laufen anfangen. Mit der Wahrheit geht es eben ſo. Es liegt nicht daran, daß wir Philoſophen dieſelbe nicht zuweilen erhaſchen ſollten: ob uns gleich die Augen

ſehr

ſehr wohl verbunden ſind: Woran denn? Wir können es nicht behaupten, daß diejenige es wircklich ſey, die wir ergriffen haben: und den Augenblick entwiſcht ſie uns wieder.

Demetr. Da ſieht mans ja augenſcheinlich, daß die Wahrheit nicht nothwendig vor uns ſey. Ihr werdets auch erfahren, daß man ſich endlich nicht mehr bemühen wird, dieſelbe zu erfinden: der Muth wird den Menſchen ſincken, und daran werden ſie wohl thun.

Cart. Ich verſichere euch, daß eure Weiſſagung nichts tauget. Die Menſchen haben eine unglaubliche Hertzhafftigkeit in Dingen, darinn ſie einmahl erſoffen ſind. Ein jeder glaubt, dasjenige, was allen übrigen verſagt iſt, ſey ihm aufbehalten. Innerhalb vier und zwanzig tauſend Jahren werden Weltweiſe aufſtehen, die ſich rühmen werden, alle Irrthümer zu vernichten, welche innerhalb dreyßig tauſend Jahren geherrſcht haben werden; ja es wird alsdann Leute geben, die in der That glauben werden, man habe zu ihrer Zeit allererſt angefangen die Augen aufzuthun.

Demetr. Wie? Die Moſcowiter zum dritten mahle betrügen zu wollen, das war eine entſetzliche Verwegenheit; alle Welt aber zum dreyßig tauſendſten mahle betrügen zu wollen, dabey wird nichts zu wagen ſeyn? So muß denn die Welt wohl noch viel einfältiger ſeyn, als die Moſcowiter.

Cart. Ja, nehmlich in dem Puncte von der Wahrheit. Sie haben ſich hefftiger darein verliebet, als die Moſcowiter ſich in den Nahmen Demetrius verliebet hatten.

Demetr. Wenn ich wieder lebendig werden könnte, ſo wolte ich nicht mehr ein falſcher Demetrius, ſondern ein Philoſoph ſeyn: Allein wenn man der Philoſophie überdrüßig würde, und an Entdeckung der Wahrheit gar verzweifelte! Was wäre dann zu thun? denn davor würde mir immer bange ſeyn.

Cart. Ihr hattet vielmehr Urſache furchtſam zu ſeyn, als ihr ein Fürſt waret. Glaubet mir nur, daß die Menſchen den Muth niemahls werden ſincken laſſen: Nein, das wird niemahls geſchehen. Weil die heutigen Gelehrten die Wahrheit nicht beſſer entdecken als die Alten; ſo iſt es ja billig, daß ſie zum wenigſten eben ſo viel Hoffnung haben, dieſelbe zu entdecken. Dieſe Hoffnung iſt allezeit angenehm, wenn ſie gleich eitel iſt. Soll die Wahrheit weder einem noch dem andern zu Theil werden, ſo ſollen ſie ſich doch zum wenigſten an einerley Irrthum vergnügen.

Das V. Geſpräch.

Die Hertzogin von Valentinois und Anna von Boulen.

Anna.

Ich bewundre eure Glückſeligkeit. Euer Vater St. Valier ſchien nur deswegen

gen zu ſündigen, daß er euch glücklich machen möchte. Der Kopf ſoll ihm vor die Füſſe gelegt werden, und ihr verfüget euch zum Könige um Gnade zu bitten. Annehmlich ſeyn, und einen jungen Prinzen um Gnade bitten; das heißt eben ſo viel als ſich anheiſchig machen, ihm wieder einen Gefallen zu thun. Alsbald wurdet ihr die Beyſchläferin Franciſci des erſten.

Die Herzogin. Mein gröſtes Glück dabey war dieſes, daß ich durch die Pflicht, ſo einer Tochter obliegt, das Leben ihres Vaters zu retten, zur Galanterie geleitet worden. Die Zuneigung, ſo ich darzu hatte, konnte ſich unter einem ſo ehrlichen und erwünſchten Vorwande leicht verbergen.

Anna. Aber der Erfolg wieß ſattſam, daß ihr ein Belieben daran gehabt, denn eure Galanterien daureten weit länger, als die Gefahr eures Vaters.

Die Herzogin. Das hat nichts zu ſagen. In Liebes-Sachen kommt alles auf den Anfang an. Die Welt weiß es ſchon, daß derjenige, der A geſagt, auch B und C ſagen werde. Es liegt nur daran, daß mans im Anfange recht mache. Ich ſchmeichele mir, daß ich mich ſo ziemlich in die Gelegenheit zu ſchicken gewuſt, welche mir das Glück darbot, und daß man mir in den Geſchichten etwas mehr als eine mittelmäßige Geſchicklichkeit zuſchreiben wird. Man hat

es bewundert, daß der Graf Montmorenci der Miniſter und Liebling dreyer Könige geweſen. Ich bin gar die Beyſchläferin zweyer Könige geweſen: und ich behaupte, daß dieſes weit was gröſſeres ſey.

Anna. Ich kan euch eine Geſchicklichkeit nicht abſprechen; doch mich dünckt, die meinige hat noch einen Vorzug. Ihr habt gemacht, daß ihr lange geliebet worden: ich aber habe mich gar heyrathen laſſen. Ein König verehret euch, ſo lange ſein Hertz gerühret wird: das kommt ihm nicht ſauer an. Wenn er euch aber zur Königin macht, ſo iſt es gar aufs höchſte gekommen, und er hat alsdann nichts mehr zu hoffen gehabt.

Die Hertzogin. Aber die Leidenſchafft eines Liebhabers will allezeit erhalten ſeyn: Eine Ehe hingegen, die einmahl geſchloſſen iſt, macht mehr Verdruß. Es iſt leicht Liebe zu erregen, wenn man ihr kein Gnügen thut; aber ſehr ſchwer dieſelbe nicht verlöſchen zu laſſen, wenn man ſie vergnüget. Kurtz, ihr durfftet nur allezeit mit einerley Strengigkeit abſchlagen: und ich muſte allezeit mit neuen Annehmligkeiten willfahren.

Anna. Weil ihr denn ſo ſcharf mit mir verfahret, ſo muß ich zu dem, was ich bisher geſaget, noch hinzu ſetzen, daß wenn ich mich gleich habe heyrathen laſſen, ich doch ſolches nicht aus ſonderlicher Keuſchheit gethan habe.

Die Hertzogin. Und wenn ich mich ſehr be-

ſtän-

ſtändig habe lieben laſſen, ſo kam es nicht aus meiner ſonderbaren Treue her.

Anna. So will ich denn noch hinzu ſetzen; daß ich weder tugendhafft geweſen, noch davor gehalten worden.

Die Herzogin. So habe ich euch verſtanden; denn den Schein der Tugend hätte ich vor die Tugend ſelbſt gerechnet.

Anna. Mich dünckt, eure Untreue gegen euren Liebhaber hättet ihr zu euren Vorzügen nicht zehlen ſollen: weil ſie allem Abſehen nach heimlich geweſen. Sie kan alſo euren Ruhm nicht vergröſſern. Als aber der König von Engelland mich zu lieben anfieng, ſo verſchwieg die Welt, welche meine Lebens-Art kannte, dieſe meine Heimlichkeiten nicht, und nichts deſto weniger überwand ich die böſe Nachrede.

Die Herzogin. Wenn ich wollte, ſo könnte ich euch vielleicht erweiſen, daß meine Untreue gegen Henrich den II. kein ſonderliches Geheimniß geweſen, um mir daraus eine Ehre zu machen: Allein dabey will ich mich nicht aufhalten. Den Mangel der Treue kan man entweder verbergen, oder ſonſt erſetzen: Aber wie kan man den Mangel der Tugend erſetzen? Und doch bin ich damit zu Stande gekommen. Ich war eine Buhlerin, und ließ mich verehren: Das iſt noch nichts, ich war auch alt. Ihr, ihr waret jung, und lieſſet euch den Kopf

abſchlagen. Ob ich gleich ſchon eine Großmutter war, ſo bin ich verſichert, daß ich ſo viel Geſchicklichkeit gehabt hätte, es ſo weit nicht kommen zu laſſen.

Anna. Ich geſtehe es, dieſes iſt es eben, wodurch mein Leben beflecket worden: Wir wollen nicht daran gedencken. Doch ich gebe euch auch wegen eures Alters noch nicht recht, darauf ihr ſo trotzet. Daſſelbe war ohne Zweifel leichter zu verhelen, als meine vorige Aufführung. Ich muſte demjenigen ziemlich das Gehirn verrückt haben, der ſich entſchlieſſen konnte, mich zu heyrathen. Ihr aber dorfftet nur diejenigen Augen, die euch allezeit vor ſchön hielten, gleich im Anfange eingenommen, und ſie allmählich zu den Veränderungen eurer Geſtalt gewöhnet haben.

Die Hertzogin. Ihr kennet die Manns-Perſonen nicht. Wenn man ihren Augen ſchön zu ſeyn dünckt, ſo dünckt man ihrem Gemüthe alles zu ſeyn, was man ſelbſt will: Auch ſo gar tugendhafft, wenn man gleich nichts weniger iſt. Es kommt alſo bloß darauf an, daß man ihren Augen ſo lange angenehm vorkomme, als man wünſchet.

Anna. Ihr habt mich überzeuget, ich will euch nachgeben: aber laßt mich zum wenigſten wiſſen, durch was vor ein Geheimniß ihr euch wie-

wieder jung gemachet. Ich bin itzo todt, und ihr könnt mirs entdecken, ohne zu fürchten, daß ich mirs zu Nutze machen werde.

Die Herzogin. Bey meiner Treue, ich weiß es ſelber nicht. Man thut die groſſen Thaten faſt allezeit, ohne zu wiſſen, wie man ſie thut, und man wundert ſich hernach ſelbſt, daß man ſie gethan hat. Fraget nur den Cäſar, wie er ſich zum Herrn der Welt gemacht hat, vielleicht wird er euch ſo leicht nicht antworten.

Anna. Dieſe Vergleichung iſt ziemlich prahleriſch.

Die Herzogin. Aber ſie ſchickt ſich ſehr wohl. Um in einem ſolchen Alter, als das Meinige war, geliebet zu werden, hatte ich Cäſars Glück vonnöthen. Das glücklichſte dabey iſt, daß man Leuten, die ſo groſſe Dinge thun, als Cäſar und ich, allezeit nach vollbrachten Thaten, gewiſſe Abſichten und untrügliche Geheimniſſe zuſchreibet, und ihnen dadurch mehr Ehre erweiſet, als ſie verdienet haben.

Das VI. Geſpräch.

Ferdinand Cortez und Montezum.

F. Cortez.

Geſtehet nur die Wahrheit. Ihr Americaner

ner waret doch überaus einfältig, da ihr die Spa-
nier vor Leute anſahet, die aus der feurigen Sphäre
des Himmels herab gekommen wären; weil ſie
Stücke bey ſich führeten: und da ihre Schiffe
euch groſſe Vögel zu seyn schienen, die über das
Meer flögen.

Montezum. Ich gebe es zu, aber ich frage
euch, ob die Athenienſer ein polites Volck gewe-
ſen?

F. Cortez. Wie? Sie ſind ja eben diejeni-
nigen, die allen übrigen Menſchen die Artigkeit
beygebracht haben.

Montezum. Was dünckt euch von der
Weiſe, wie Piſiſtratus, ihr Tyrann, wieder in
das Athenienſiſche Schloß kam, daraus man ihn
vertrieben hatte? Verkleidete er nicht ein
Weibsbild, wie eine Minerva, von welcher Göt-
tin man glaubte, daß ſie Athen vorſtünde?
Stieg er nicht mit dieſer ſeiner Göttin auf einen
Wagen; und fuhr er nicht mit ihr durch die gän-
tze Stadt. Da ſie denn den Athenienſern zu-
rief; Sehet da, ich bringe euch den Piſi-
ſtratus, und befehle euch, denſelben anzu-
nehmen. Was that dieſes ſo geſchickte und wi-
tzige Volck? Unterwarf es ſich nicht dieſem Ty-
rannen, um der Minerva zu gehorſamen, die
ſich ſelbſt mündlich ſeiner angenommen hatte?

F. Cortez. Woher wiſſet ihr denn ſo viel
von den Athenienſern?

Mon-

Montezum. Seit dem ich mich hier aufgehalten, habe ich mich auf die Hiſtorie gelegt, indem ich mich mit verſchiedenen Todten unterredet habe. Indeſſen werdet ihr mirs zugeſtehen, daß die Athenienſer noch ein wenig einfältiger geweſen, als wir. Wir hatten noch niemahls weder Schiffe noch Stücke geſehen: und als Piſiſtratus es unternahm, ſie vermittelſt ſeiner Göttin unter ſeinen Gehorſam zu bringen; erwieß er warlich weniger Hochachtung gegen ſie, als ihr gegen uns blicken lieſſet, indem ihr uns mit eurem Geſchütze bezwunget.

F. Cortez. Kein Volck iſt ſo klug, daß es nicht einmahl betrogen werde. Man erſtaunet leicht worüber; und der Pöbel reiſſet die Verſtändigen mit ſich. Was ſoll ich viel ſagen? Es vereinigen ſich viel Umſtände dabey, die man nicht errathen kan, und die man vielleicht nicht gewahr werden würde, wenn man ſie gleich ſehen möchte.

Montezum. Iſt das aber aus Ubereilung geſchehen, daß die Griechen zu aller Zeit geglaubet, die Wiſſenſchafft künftiger Dinge wäre in einer unterirdiſchen Höle verborgen, aus welcher ſie in Geſtalt der Ausdämpfungen hervor käme? Und durch was vor einen Kunſtgriff hatte man ſie überredet, daß man den Mond in ſeiner Verfinſterung durch ein erſchreckliches Getöne wieder ſichtbar machen könne? Und wie kam es, daß nur eine kleine Anzahl von Leuten

barn billiger umgehen, als ſie es verdieneten; Ich glaube aber, ihr ſeyd unter einander ſo höflich und gerecht, als gewiſſenhafft ihr gegen uns geweſen. Wenn man den Europäern ihre Ceremonien und Weitläufftigkeiten wegnehmen ſolte, ſo würde es bey ihnen nicht viel anders, als in America ausſehen. Die Höflichkeit miſſet alle eure Schritte ab; ſtöſſet euch alle Worte zu; verwirret alle eure Unterredungen, und zwinget alle euer Thun und Laſſen. Aber ſie erſtrecket ſich nicht bis auf eure Gedancken und Meynungen: und die Gerechtigkeit, ſo ſich billig in eurem Vorhaben zeigen ſollte, wird nur in euren Ausflüchten und Einwendungen angetroffen.

F. Cortez. Vor die Hertzen will ich nicht gut ſtehen. Man ſieht die Menſchen nur von auſſen. Ein Erbe, dem ſein Blutsverwandter ſtirbt, und der dadurch viel Güter bekommt; kleidet ſich ſchwartz. Iſt er aber ſehr betrübt? Nein; vermuthlich nicht. Indeſſen wenn er es nicht thäte, würde er wieder die Vernunfft handeln.

Montezum. Ich höre ſchon, was ihr ſagen wolle. Die Vernunfft herrſchet unter euch nicht, ſie thut nur ihre Vorſtellungen, daß alles anders zugehen ſollte, als es gehet: Daß z. E. die Erben ihre Verwandten beklagen ſollten. Sie nehmen dieſe Vorſtellung an, und um der-

derſelben ein rechtes Gnügen zu thun, ſo ziehen ſie ſchwartze Kleider an. Eure Ceremonien zeigen nur, daß ſie gewiſſe Rechte hat, und daß ihr ſie derſelben nicht genieſſen laſſet; Ihr thut auch nicht, was ihr thun ſolltet, ſondern ihr ſtellet ſolches nur äuſſerlich vor.

F. Cortez. Iſt das nicht viel? Bey euch vermag die Vernunfft ſo wenig, daß ſie nicht einmahl in eure äuſſerliche Handlungen etwas einführet, welches euch deſſen erinnern könnte, was ſich von rechtswegen darinnen finden ſollte.

Montezum. Ihr erinnert euch aber derſelben ſo wenig, als gewiſſe Griechen, von welchen ich hier habe reden hören, ſich ihres Urſprunges erinnerten. Sie hatten ſich in Toſcanien niedergelaſſen, einem, ihrer Meynung nach, barbariſchen Lande. Aber allmählich hatten ſie alle Sitten deſſelben ſo vollkommen angenommen, als ſie ihre eigenen vergeſſen hatten. Indeſſen verdroß es ihnen, wer weiß wie ſehr, daß ſie Barbarn geworden wären, und verſammleten ſich jährlich an einem gewiſſen Tage. Sie läſen ihre alte Geſetze Griechiſch vor, denen ſie doch nicht mehr nachlebten, und die ſie kaum mehr verſtunden. Sie weineten, und zogen wieder von einander. Sobald ſie weg waren, fiengen ſie frölich die gewöhnliche Lebensart des Landes wieder an. Man

be-

bekümmerte ſich bey ihnen um die Griechiſchen Geſetze, wie bey euch um die Vernunfft. Sie wuſten, daß dieſe Geſetze in der Welt waren; ſie erwehnten derſelben auch, aber obenhin, und ohn alle Frucht. Ja ſie bedaureten dieſelben noch einigermaſſen; ihr aber thut ſolches nicht einmahl gegen die Vernunfft, die ihr abgeſchaffet habt. Ihr habt es euch angewöhnt, ſie zu erkennen und zu verachten.

F. Cortez. Wenn man ſie erkennet, iſt man zum wenigſten mehr im Stande ihr zu gehorchen.

Montezum. Alſo weichen wir euch nur in dieſem einzigen Stücke. Ach warum hatten wir doch keine Schiffe, eure Länder damit zu entdecken! Und warum kamen wir nicht auf die Gedancken, daß ſie uns zugehöreten? Wir hätten eben ſo viel Recht gehabt, uns derſelben zu bemächtigen; als ihr hattet, euch der Unſrigen zu bemeiſtern.

Ende des andern Theils.

Plutons

Plutons Urtheil über beyde Theile der neuen Geſpräche der Todten.

Auszug
aus einem Schreiben des Verfaſſers dieſer Geſpräche
an ſeinen Verleger.

Ich ſchätze mir es vor keine geringe Ehre, daß man verſchiedene Beurtheilungen wider mich gemacht hat; wie ſie mir berichten. Weil man ſie ihnen anbiethet, ſo rathe ich ihnen, ſie alle miteinander drucken zu laſſen, wofern ſie nur ihren Vortheil finden: ich werde mich des Rechtes nicht bedienen, welches ſie mir einräumen, ſie daran zu verhindern. Meine Abſicht iſt nicht geweſen, ein Buch ohn alle Fehler zu machen: und wenn nur die Beurtheilungen keine Schmähworte in ſich halten; ſo bin ich zufrieden. Um davon verſichert zu ſeyn, ſo zeigen ſie dieſelben dem Herrn N. N. dieſer wird ihnen ſagen, was man auslaſſen müſſe: wenn er nehmlich Dinge darinnen antreffen wird, ſo nicht eigentlich wieder die Geſpräche der Todten laufen.

Zuſchrifft

Zuſchrifft
an Herrn
L. M. D. S. A.

Mein Herr,

Halten ſie ſich vor meinen Schuldner, wo ſie belieben: Denn ohne ihr Zureden, hätte ich dieſes Urtheil Plutons nicht geſchrieben. Ich hab es ihnen offt geſagt, daß nichts unnützlicher, zugleich aber auch nichts leichter ſey, als Critiqven zu machen. Critiſiren ſie, ſoviel ſie wollen; werden ſie wohl jemanden auf andere Gedancken bringen? Keinen eintzigen. Und warum ſollte man wohl den Leuten ihre Meynung ändern? Ihr erſtes Urtheil iſt ja offtmahls ſehr gut geweſen. Was die Leichtigkeit betrifft: ſo werden ſie ſelbſt geſtehen, daß es ſo ſchwer nicht ſey, anderer Leute Fehler zu entdecken. So träge ich auch bin; ſo wollte ich, daß man mich zum Richter über alle neue Bücher beſtellet hätte. Obgleich dieſes Amt ſehr weitläufftig zu ſeyn ſcheinet: ſo bin ich verſichert, daß ich noch Zeit übrig behalten würde, müſſig zu gehen. Man bewundert auch die Einſicht nicht ſonderlich, womit ein Criticus die Mängel einer Schrifft ans Licht bringet.

Entweder man hatte dieſelbe noch nicht angemercket; und alsdann will man ihm nicht Recht geben: oder man hatte ſie ſchon wahrgenommen; und alsdann raubt man ihm die Ehre ſeiner Anmerckungen. Kurtz, ſein Leſer iſt ihm entweder ſchon zuvor gekommen; oder er iſt nicht ſeiner Meynung. Warum habe ich denn bey ſogeſtalten Sachen eine Beurtheilung geſchrieben? Will ich mich etwa der guten Aufnahme dieſer Geſpräche der Todten wiederſetzen? So groß iſt mein Anſehen bey der Welt nicht. Will ich zeigen, daß es allenthalben Fehler gebe? das wäre nichts ſeltſames. Will ich endlich zeigen, daß ich was beſſers machen könnte als das, was ich beurtheile? dieſes am allerwenigſten. Was will ich denn? Ich weiß nicht ob man es wird glauben wollen, daß diejenige ſchlechte Beurtheilung der Geſpräche der Todten, die wir beyde ungedruckt geleſen; diejenige Beurtheilung, welche nichts beurtheilte, an ſtatt deſſen aber ſchimpfte und ſchmähete, uns auf die Gedancken gebracht, eine andere zu verfertigen, die im Abſehen auf das Buch weit ſtrenger, im Abſehen auf den Verfaſſer aber weit höfliger wäre; als welcher gewiß diejenige Hochachtung, ſo man vor ihn hat, wohl verdienet. Unſre erſten Gedancken gefielen uns, und ſie, mein Herr, wollten, daß ich mich darüber machen ſollte. Ich habe es gethan. Iſt es mir nicht gelungen; ſo wird mir die darauf gewandte Mühe genugſam durch das Vergnügen vergolten werden, womit ich ihnen bewieſen habe, daß ich ſey ꝛc. ꝛc.

Plu-

Plutons Urtheil über die Geſpräche der Todten.

Erſter Theil.

Niemahls war dergleichen Unordnung unter der Erden geweſen. Es war eine Verwirrung, die man ſchwerlich glauben würde. Vorhin waren verſchiedene Abtheilungen in der Höllen, darinnen man alle Todten von einer Gattung zuſammen that. Sie redeten mit einander von Sachen, die ſich vor ſie ſchickten: oder ſie ſchwiegen vielmehr gar ſtille: Allein nachdem ſie die Geſpräche geleſen, die man ſie hatte halten laſſen; ward das unterſte zu oberſt gekehret. Die Buhlerinnen drungen ſich in das Behältniß der Helden, und ſagten ihnen tauſend Narrenpoſſen vor, wodurch die Ernſthafftigkeit dieſer Herren aufs äuſſerſte beleidiget wurde. Die Gelehrten, die ſonſt den Prinzen aufwarteten, giengen ſo mit ihnen um, wie dieſelben mit Gelehrten umgehen ſollten. Alle Ordnung, die der Natur gemäß, unter ihnen eingeführet worden, war geſtöret, und man ſahe Carl den fünften neben dem Eraſmus gehen, und ihm als einer Majeſtät begegnen. Wenn Pluto einen Todten verlangete, wuſte man ihn nicht mehr zu finden. Neu-

lich ließ er den Aretin in der gantzen Hölle ſuchen. Als man ihn nirgends fand, glaubte man er wäre entwiſchet, und bildete ſich nichts weniger ein, als daß er beym Kayſer Auguſto ſeyn würde. Zum Unglücke traf Pluto den Anacreon und Ariſtoteles an, welche mit einander ſprachen. Als ſie ſich nun hefftig zancketen, und Pluto den einen bey der Schulter in den Aufenthalt der Poeten; den andern aber in den Wohnplatz der Weltweiſen ſtieß; erblickte er nicht weit davon den Homer und den Eſopus, die aus ihren Behältniſſen gegangen waren, um ſich einander erſt höflich zu begegnen, hernach aber zu ſchimpfen; und ein wenig weiter hin, den Kayſer Adrian und Margarethen von Oeſterreich, die von den äuſſerſten Enden der Höllen gekommen waren, ſich mit einander zu ſchlagen. Er ſahe wohl, daß es ſchwer fallen würde, dieſem Ubel abzuhelffen: und indem er die Zeit erwartete, da er ſein Reich wieder in Ordnung bringen könnte; wollte er allen ſeinen Verdruß über das Buch auslaſſen, welches ſo viel Unruhe verurſachet hatte. Er entſchloß ſich, die Beurtheilung deſſelben öffentlich vorzunehmen; aber wie er in dieſen Materien nicht gar zu viel Einſicht hat, indem er nur einen gemeinen Verſtand beſitzet, der zwar geſund, aber nicht ſonderlich zart iſt: ſo ward er willens, von jederman die Klagen, über die Geſpräche der Todten anzuhören, und ſein Urtheil darnach einzurichten.

ten. Derowegen ließ er in der Höllen ausruffen, daß man an einem beſtimmten Tage dieſes Buch in ſeinem Pallaſte beurtheilen würde, und daß die Todten eingeladen würden, ſich daſelbſt einzufinden: Lucian aber, und die ſechs und dreyßig Todten, die ſonderlich an den Geſprächen Theil hätten, ſollten gantz unfehlbar daſelbſt erſcheinen.

Der Tag erſchien, und die Verſammlung war ſehr zahlreich. Pluto ſaß mit einem verdrüßlichen Geſichte auf ſeinem Throne. Alle Augenblicke jähnete er; weil er zuvor in dem Buche geleſen hatte: ja er beklagte ſich gar über groſſe Kopf-Schmertzen, welche von der Aufmerckſamkeit herkamen, womit er daſſelbe geleſen hatte. Eacus und Rhadamantus waren neben ihm, aber weit mürriſcher und düſterer von Anſehen als gemeiniglich. Alle Todten waren in einer tiefen Stille: Als Pluto ſich erhub und dieſe nachdrückliche und kurtze Anrede hielte.

Ihr Todten! Wo Teufel hat der Verfaſſer dieſer Geſpräche es her, daß ich unbrauchbar geworden ſey? Ich will ihm zeigen, daß er ſich betrogen habe. Die gantze Hölle ſoll von meiner Rache zeugen, und das Gerüchte davon, ſoll bis in Blagearts Buchladen erſchallen.

Mehr ſagte er nicht. Augenblicklich fiengen, ich weiß nicht wieviel Kläger auf einmahl an zu reden. Eacus gab ein Zeichen, daß man ſchwei-

gen ſollte, und ſagte: er wolle ſchon ſorgen, daß ſie alle nach der Ordnung ſollten zu reden kriegen: ja damit das Verfahren deſto juriſtiſcher herauskommen, und niemand dencken möchte, man hätte das Buch ohne alle Vertheidigung deſſelben verdammet, befahl er dem Lucian, die Stelle des Verfaſſers dieſer Geſpräche zu vertreten, und vor ihn zu antworten: Allein Lucian erklärte ſich ſogleich, daß er die Mühe nicht über ſich nehmen würde. Wie? ſprach Eacus, ihr ſeyd die Haupt-Perſon des Buches; euch hat er es zugeeignet; und ihr wollt es nicht vertheidigen? Derjenige, dem ein Buch zugeſchrieben wird, muß es entweder bezahlen; oder beſchützen. Ihr habt eurem Scribenten nichts gegeben: ſo vertheidiget ihn doch zum wenigſten. Ich darf keines von beyden thun, verſetzte Lucian. Wenn der Verfaſſer einen andern Helden hätte finden können als mich, ſo würde er es demſelben zugeſchrieben haben. Er hat nur in Ermangelung der Lebendigen, einen Todten gewehlet. Und wer hat es euch geſagt, daß die Zueignungs-Schrifften einen zu etwas verbinden? Fraget nur bey vielen groſſen Herren nach, die ich hier ſehe, deren Nahme vor unzehligen Büchern ſtehet.

Der Stoicker Chryſippus, welcher zugegen war, und ohngeachtet er von Natur ſchon verdrüßlich iſt, nicht gar zu viel Urſache hat, ein Freund des Lucians zu ſeyn, fieng an zu reden,

und

und ſagte: Lucian thäte recht, daß er das Amt eines Fürſprechers für einem ſolchen Gerichte, nicht auf ſich nähme, wo er ſelbſt als Verbrecher erſcheinen müſte. Er wäre eben derjenige, der das böſe Exempel gegeben hätte, die Todten redend aufzuführen. Man könnte alle Fehler ſeines Nachfolgers auf ſeine Rechnung anſchreiben, ja vielleicht ihm ſelber Mühe genug machen, wenn man ſeine eigene Geſpräche unterſuchen wollte. Pluto, der auf alle Geſpräche böſe war, billigte es, daß man auch die Lucianiſchen verurtheilen ſolle: und Chryſippus fuhr, vor Freuden über dieſe Gelegenheit ſich zu rächen, alſo fort:

Ich ſehe, ſprach er, daß Lucian ſich mit einer ſpöttiſchen und verächtlichen Mine fertig macht, mich anzuhören. Es iſt wahr, daß er in der andern Welt die lachende Parthey auf ſeiner Seite gehabt: Aber ich zweifle, ob er allhier eben ſo glücklich ſeyn werde. Er gehört unter die Luſtigmacher, die immer daſſelbe zu ſagen pflegen, und nur immer aus einerley Tone ſchertzen können. Man ſagt ihm, indem an ihn gerichteten Schreiben: **Man ſehe es nicht gerne, daß die ſchönen Materien von Gleichheit der Todten, von ihrem Verlangen nach dem Leben, von der Standhafftigkeit der Philoſophen im Tode, von dem lächerlichen Unglücke junger Leute; die eher ſterben als die Greiſe, denen ſie als ihre Erben aufwarteten, daß,**

ſage ich, alle dieſe Materien bereits erſchöpfet wären. Ich verſichere euch, daß ſein Nachfolger in dieſen Stücken unmöglich was neues ſagen können; ſo gern er es auch hätte thun mögen. Lucian hat alles nach der Ordnung gethan, und dieſe Sache auf tauſenderley Arten vorgetragen, die doch ſehr miteinander übereinkommen. Wieviel Geſpräche hat er nicht inſonderheit von den armſeeligen betrogenen Erben? Wenn man immer neues von ihm fordern wollte, würde er vielleicht kaum ein halbes Dutzend Todten-Geſpräche übrig behalten. Was mich anlanget, ſo hielte ich davor, man ſollte ihn ſeiner Wiederholungen wegen, hier an die Stelle des Siſyphus ſtellen, und ihm den groſſen Stein ohn Unterlaß umzudrehen geben; wie er es mit ſeinen Materien gemacht hat.

Alle Todten fiengen an zu lachen. Lucian lachte mit, aber nicht gar zu ungezwungen. Chryſippus, welcher durch dieſen kleinen Beyfall einen Muth gefaſſet hatte, wollte fortfahren; aber Rhadamant, ein billiger Richter, der nicht zuläſt, daß man von ſeiner Sache viel ausſchweife, ſagte ſehr ernſthafftig: Hier fragt es ſich nicht von Lucians Geſprächen. Seine Hochachtung iſt ſchon feſt geſetzet: Hätte man ſich derſelben wiederſetzen wollen; ſo hätte man es viel eher thun müſſen. Ihr ſeyd recht gnädig, fiel ihm Cato von Utica ins Wort, und zwar mit einem weit

ernſt-

ernſthafftern Geſichte als Rhadamant ſelbſt hatte. Die Herren Geſpräch-Schreiber ſchonen ja die allerälteſten und angeſehenſten Leute nicht. Was hat man mir vor, ſchlechte Ehrfurcht erwieſen? Ich bin ſechszehn hundert Jahre todt, und ſechszehn hundert Jahre her bewundert worden: nach dieſer Zeit aber beunruhiget man mich, meines Todes wegen. Dieſer hat nicht das Glück gehabt, dem Verfaſſer eines kleinen Büchleins zu gefallen. Er iſt zu gezwungen, ſagt er. Ich bin ihm gar zu ernſthafftig geſtorben, und nicht luſtig genug bey dieſer That geweſen. Ich machte nicht Poſſen und Kurtzweil, wie ein wahrhaffter Philoſoph hätte thun ſollen. Ich ſagte nicht:

Mein ſchüchternes flatterndes Seelchen wohin?

Mit einem Worte, ich ſchnarchete nicht wahrhafftig, und dadurch habe ich alles verdorben. Indeſſen iſt es gewiß, daß ich alles ohne einige Verwirrung anordnete, und meinen Tod nicht aufſchob, auch das Geſpräche Platons nicht zweymahl durchlaß, als nur bloß zu dem Ende, damit ich von meinen Freunden Nachricht einziehen könnte, welche ſich aufs Meer begeben hatten, dem Cäſar zu entfliehen; und daß ich mir den Stoß gab, ſobald ich dieſelbe Zeitung bekommen hatte. Wie will denn eigentlich dieſer gute Mann, daß man ſterben ſoll? Er thue uns den Gefallen und gebe uns ein Muſter eines Todes, der ihm gefällt,

fällt, damit man ſich darnach richten könne; und damit ein Held ſeiner Sache gewiß ſey, wenn er Luſt bekommt zu ſterben. Soll man etwa Verſze machen? denn die beyden Todten, mit denen er zufrieden zu seyn ſcheinet, haben es gethan. Sind denn groſſe Leute verbunden ihren Seelen Narrenpoſſen vorzuſagen, und ſollen ſich die Jungfern über ihre Jungferſchafft beklagen, die ſie wieder ihren Willen behalten haben? Hat er uns denn eben dieſe ſchöne Exempel der Groſzmuth vorſtellen müſſen, eines Urtheiles zu ſpotten, welches gantze ſiebenzehen Jahrhunderte von meinem Tode gefället hatten? Wo iſt die Hochachtung, die man dem Alterthume ſchuldig iſt? Mit was vor einem Rechte ſucht man die Helden deſſelben zu erniedrigen?

Die gantze Verſamlung ward durch die Hefftigkeit, die Cato im Reden blicken ließ, in Bewegung geſetzt. Aber der Kayſer Adrian trat auf, und ſagte gantz gelaſſen: Macht doch nicht ſoviel Geſchrey von der Ehre des Alterthums; daſſelbe hat keine Urſache, ſich über den neuen Verfaſſer der Geſpräche zu beſchweren. Es iſt wahr, er erniedriget euch darinnen, und nimmt euch aus der Zahl der Helden: Aber das Alterthum verliert nichts dabey, denn er ſetzet mich alſofort an eure Stelle; mich, der ich doch vorhin meines Todes wegen nicht unter die Helden gezehlet wurde. Ich bitte dieſe gantze Geſellſchafft um Vergebung:

Denn

Denn ich konnte mich nicht recht entſchlieſſen, mich zu ihr an dieſen Ort zu begeben. Ich war ſehr unruhig in meiner Kranckheit. Ich wollte durchaus, daß die Aertzte ein Mittel zur Erhaltung meines Lebens erfinden ſollten, und ich bin dem Verfaſſer der Geſpräche ſehr verbunden, daß er mir das alles gütigſt überſehen wollen. Ich verſichere auch, daß ſein Buch recht artig iſt, und daß ich es gern leſe. Es tröſtet mich wieder alle diejenigen, die von meinem Tode übel geredt haben. Man muß niemahls gantz verzagen. Ich ſtarb wie eine feige Memme, nach dem Berichte der meiſten Geſchichte: Und, ich weiß nicht wie lange hernach, werde ich zum Helden, ohne daß ich daran gedencke.

Ja, verſetzte Cato, aber ich komme ſchlecht dabey zu rechte. O! erwiederte Adrian, wo der eine gewinnet, muß ja der andre wohl verlieren: Das iſt eine alte Regul. Die Bücher-Schreiber ſind Herren über ihre Zuneigung und theilen ſie aus, wie es ihnen gut düncket.

Hierauf verdoppelte Pluto ſeine Ernſthaftigkeit, und verbot dem Adrian, ſolche gefährliche Maximen vorzubringen; um aber den Streit zwiſchen dem Cato und Adrian aufzuheben, gab er auf Gutachten des Eacus und Rhadamantus folgendes End-Urtheil:

Es wäre nicht erlaubet, Charactere der Perſonen zu verwechſeln, und aus einem

Cato einen Adrian, aus einem Adrian einen Cato zu machen; auch ſo gar nicht unter dem Vorwande der Wiedererſtattung, oder daß alles, was man einerſeits genommen, anderntheils wieder erſetzet würde.

Nach dieſem Schluſſe ſchrie Cato, daß die Hauptfrage noch unentſchieden gelaſſen würde, nehmlich die Verachtung des Alterthums; und dafern man darüber keine Verordnung machen würde: ſo würde kein Todter mehr ſo ehrwürdig ſeyn, daß er vor Spöttereyen geſichert ſeyn könnte. Man müſſe eine Zeit beſtimmen, in welcher eine herrliche That vor heilig und unverletzlich gehalten würde, und keinem Tadel mehr unterworfen werden müſte. Alsbald fiengen Alexander und Ariſtoteles, Homerus und Virgilius an, um eben das zu bitten, was Cato bat. Man bemerckte dabey, daß Lucian in der Stille aus dem Haufen zu entkommen ſich bemühete; aber Alexander rief, man ſollte ihn nicht weglaſſen. Lucian will ſich nicht ohne Urſache von hier entfernen, ſagte dieſer groſſe Printz. Die Frage, ſo man hier unterſuchet, geht ihn auch an. Er hat es ſeinem Nachfolger gelehret, nichts von demjenigen zu ehren, was die gantze Welt verehret. Lucian greifet das allergröſte und erhabenſte an, ſo ihm nur bekannt iſt: Sein Nachfolger thut eben das. Bißweilen greift jener einen

nen ſolchen groſſen Mann, dieſer aber einen andern an; allein wenn man zum Unglücke in der erſten Claſſe groſſer Leute ſtehet, ſo muß man ſich in den Geſprächen aller beyder Scribenten aufführen laſſen. So iſt es mir gegangen. Lucian hatte in ſeinen Spöttereyen ſchon an mich gedacht. Aber ſein vermeynter Nachfolger hat davor gehalten, mein Leben könne ihm noch was neues an die Hand geben, und ich wäre berühmt genug, mehr als einmahl in die Hände der Geſprächmacher zu fallen. Uberdas hat mir Lucian durch meinen Vater dasjenige vorrücken laſſen, was er an meinen Thaten auszuſetzen hatte: aber dieſer läßt mich von der Phryne zu Schanden machen. Wenn Phryne einem jungen Frauenzimmer die Kunſt zu buhlen lehren wollte; ſo würde das niemanden Wunder nehmen: Allein, daß ſie mir die Kriegs-Kunſt beybringen will! Phryne konnte ſichs etwa anmaſſen, einer jungen Buhlerin die Zahl ihrer Liebhaber vorzuſchreiben, und ihr ſagen: Nehmt nicht ſo viel Buhler auf einmahl an, das iſt zu viel; Es wird eine Verwirrung daraus entſtehen. Aber Phryne beſtimmet mir die Anzahl meiner Siege, und ſagt: Ihr hättet weder an Perſien, noch Indien dencken ſollen, Ihr brauchtet nur Griechenland, und die benachbarten Inſeln; und aus Gnaden räume ich euch noch ein kleines Stücke von Klein-Aſien

ſten ein. Kurtz, Phryne verſtehet ſich ſo wohl auf den Krieg, daß man dencken ſollte, ſie hätte zu Felde gedienet. Iſt es nicht wahr, kleine Weltbezwingerin, ſagte er, indem er ſich nach ihr umſahe? Antwortet doch, kleine Heldin wo habt ihr ſo viel gelernet? Phryne antwortete gantz erzürnt: Ich habs euch ſchon offt geſagt, daß ich keine kleine Heldin oder Weltbezwingerin heiſſen will: Alle Todten kommen, und ziſchen mich aus, indem ſie mir dieſen Nahmen geben: Aber ich will durchaus, daß ſie es nachlaſſen ſollen: denn der Verfaſſer der neuen Geſpräche hat ſich ſelbſt gebeſſert. Man hat mir geſagt, daß ich in der andern Auflage ſeines Buches nicht mehr eine kleine, ſondern anmuthige Weltbezwingerin heiſſe. Wenn man mir noch einen gröſſern Gefallen thun wollte; ſollte man mich ein artiges Weib nennen. Ich ſehe, daß alles ehrliche Frauenzimmer, ſo dabey auch angenehm geweſen, faſt in Verzweifelung gerathen, da man mich in den Geſprächen mit dieſer Eigenſchafft beehret hat. Sie meynten allein im Beſitze dieſes Titels zu ſeyn, und es iſt wahr, daß man Perſonen meines Handwercks, denſelben niemahls beygeleget: Aber ich freue mich, daß ihre Eitelkeit einmahl gedemüthiget worden, und daß ich unter allem Frauenzimmer von meiner Gattung zuerſt ein artiges Weib genennet bin. Gut, rief Alexander, anmuthige Weltbezwin-

zwin-

zwingerin, artiges Weib, oder wie ihr ſonſt heiſſen wollet: ſagt uns, wo ihr ſolche tieffſinnige Vernunfft-Schlüſſe herhabt; denn es ſcheint, ihr habt einen guten Kopf, da ihr die Weltbezwinger weit unter die Weiber ſetzet; Weil dieſelben den Armeen nöthig haben, wenn ſie was unternehmen wollen; die Weiber aber derſelben nicht bedörfen, wenn ſie was ausrichten; daß ihr gantz allein eure wichtigſten Thaten ausgeführet, ich aber nicht allein meine Feldzüge verrichten können. Laſſet mich zufrieden, verſetzte Phryne. Ich will mit euch nicht anders, als nur in den neuen Geſprächen zancken, wo man euch nicht gar zu viel Verſtand einräumet; aber hier seyd ihr ja ein rechter Sophiſt. Ich glaube, es kommt daher, weil euer Lehrmeiſter Ariſtoteles zugegen iſt.

Alsbald that Pluto den Ausſpruch:

Phryne ſoll ſich um nichts anders, als um ihr Handwerck bekümmern. Sie machte eine tiefe Reverentz, und ſprach: Sehr gerne.

Denſelben Augenblick ſchrie Ariſtoteles, man ſollte dem Anacreon eben das auferlegen. Mir, ſprach er, hat man eben ſo viel Unrecht gethan, als meinem Untergebenen. Ihm hat man eine Buhlerin entgegen geſetzt, mir aber einen alten Schlucker; und dieſer alte Schlucker will mich in der Philoſophie unterrichten; wie dort die

Buh-

Buhlerin dem Alexander Krieg führen lehret. Denn in den neuen Geſprächen iſt dieſes eine untrügliche Regel, daß man alles umgekehrt findet. So bald ihr einen weiſen Mann und einen Narren beyſammen ſehet; ſo ſeyd nur verſichert, daß der Narr über den Weiſen ſeyn wird. Käme es dem Verfaſſer in den Sinn, den Agamemnon und Therſites zu paaren: ſo glaubt nur, daß Agamemnon nicht mit Ehren davon kommen würde. Auf dieſen Schlag dörft ihr euch nicht wundern, daß er mich bey dem Anacreon in die Schule ſchicket; daß Anacreon ſagt, die Philoſophie ſey eine Kunſt zu lieben und zu ſauffen, und daß er das Lycäum in ein Weinhaus verwandelt. Alle dieſe Verkehrungen konnte man von einem Buche leicht vermuthen, worinnen Phryne über den Alexander den Sieg erlanget. Ich beklage mich auch nicht hauptſächlich darüber, daß Anacreon den gantzen Vortheil hat: ich beklage mich nur, daß ich ihm denſelben nicht einmahl ein wenig ſtreitig zu machen weiß. Ich beklage mich, daß ich gar ein Narr bin. Wie? kein einziges Wort antworten zu können! Durch ſein Saufliedchen ſtumm gemacht zu werden! Wo ſind alle meine Bücher? Geben ſie mir denn gar nichts an die Hand, deſſen ich mich bedienen könnte? Hatte ich etwa die Sprache oder das Gedächtniß verlohren? Du ſelbſt, Anacreon, um einen guten Einfall zu wiederhohlen,

der

der in Griechenland bekannt war, ſchämeſt du dich nicht, daß du mich überwunden haſt? Ganz und gar nicht, verſetzte Anacreon. Als ich den Titel unſers Geſpräches laß, erzitterte ich. Ich dachte, du würdeſt mir nach deiner Ernſthafftigkeit manchen Verweis geben; aber ich war überaus vergnügt, als ich wahrnahm, daß ich in dem Geſpräche dein Lehrmeiſter war. Ich gab allen meinen lieben Schülern, die ich in der andern Welt hatte, Befehl, des Verfaſſers Geſundheit zu trincken, allen Peripatetiſchen Weltweiſen den Krieg anzukündigen, und nichts zu ſparen, damit mein neues Philoſophiſches Syſtema auf den hohen Schulen angenommen würde.

Als Pluto ſahe, daß Anacreon nur Scherz und Kurtzweil trieb, und zur Vertheidigung des Geſpräches nichts ernſtliches vorbrächte; that er den Spruch:

Ein Geſpräch ſollte nicht ſo gemacht ſeyn, daß Anacreon allein redete: Ariſtoteles wäre verbunden, ihm zu antworten, und ein kleines Liedchen ſolle nicht von eben dem Gewichte ſeyn, als viel groſſe Folianten.

Virgil fieng auch an zu reden, um ſich zu beklagen, daß man den Anfang ſeines Gedichts vom Feldbaue lächerlich zu machen geſucht hätte, wo er an den Kayſer Auguſt eine höfliche Anrede gemachet. Ihr ſtellet euch eigenwillig an, ſprach

er zum Aretin. Ihr beluſtiget euch über die Tochter der Thetis und über den Scorpion. Dieſes hätte vielleicht zu euren Zeiten ſeltſam ſcheinen können: allein zu meiner Zeit war es eben ſo viel, als wenn ich Auguſtum wegen ſeiner Tapferkeit und guten Aufführung gelobet hätte. Sehr wohl, ſprach Aretin. Der Urheber der Geſpräche hat geſagt, daß es in allen Ländern Schönheiten giebt, und ich ſage, daß es zu allen Zeiten Thorheiten gebe. Ihr wäret ja glücklich, daß ihr mit unter die Alten gehöret, wenn euch dadurch ein Recht zuwüchſe, etwas zu ſagen, was wir Neuern nicht hätten ſagen dörfen. Aber mein Herr Aretin, erwiederte Virgil, ihr habt die Römiſche Hiſtorie ziemlich vergeſſen. Habt ihr niemahls von den Vergötterungen der Käyſer was gehöret? Cäſar war nach ſeinem Tode zum Sterne geworden: Ein eben ſo herrliches Schickſal konnte man ja dem Auguſto auch vorher verkündigen. Itzo, da es nicht mehr Mode iſt, jemanden zu vergöttern, würde man freylich gantz anders mit den Printzen reden. Aber, verſetzte Aretin, nichts war lächerlicher, als dieſe Vergötterungen. Ihr hättet den Auguſt auf eine einfältige und natürliche Art loben können, ohne ihm dergleichen ungereimte Ehre zu propheceyen, die er nach ſeinem Tode vermuthete. Aber weil die Vergötterung etwas erſtaunens-würdigers und unvernünftigers iſt; ſo unterlieſſet ihr nicht,

die-

dieſelbe zu wehlen. Was iſt daran gelegen, erwiederte Virgilius? Die Vergötterung mochte vernünfftig ſeyn, oder nicht: Genug, daß es eine bey den Römern eingeführte Gewohnheit war. Ach, rief Aretin, ihr thut den Römern unrecht. Der allertümmſte Pöbel ließ ſich dieſe Narrheiten kaum einbilden. Gantz recht, verſetzte Virgil, aber antwortet mir accurat. Glaubten die Römer von der Vergötterung weniger, als von demjenigen, was man von Elyſiſchen Feldern erzehlte? Nein, antwortete Aretin: ich glaube, die Elyſiſchen Felder ſind nicht beſſer erwieſen geweſen. Indeſſen, erwiederte Virgil, gefällt euch doch die Art ſehr wohl, womit ich den Cato lobe, indem ich ſage: Daß er der Verſammlung der rechtſchaffenſten Leute, die von den übrigen in den Elyſiſchen Feldern abgeſondert ſind, fürgeſetzt ſey. Wenn die Elyſiſchen Felder ſowohl als die Vergötterungen, nur vor läppiſche Thorheiten gehalten wurden: ſo iſt Catons Lob nicht beſſer gerathen, als das Lob Käyſers Auguſti. O, ſprach Aretin alsbald, das Lob, ſo ihr dem Cato gebt, will nur ſo viel ſagen: daß, wenn es Elyſiſche Felder geben möchte; ſo würde man daſelbſt tugendhaffte Leute von den andern abſondern, und den Cato zum Haupte derſelben machen. Sehr wohl, antwortete Virgil, das Lob, ſo ich dem Käyſer Auguſt gegeben, wollte auch nichts anders ſagen, als dieſes: wenn groſſe

Leute nach ihrem Tode unter die Zahl der Götter aufgenommen würden; ſo würde man Auguſtum ſo hoch halten, daß man ihm die Wahl im Abſehen auf den Rang und die Beſchäfftigung, laſſen würde. Beyde Lobes-Erhebungen ſind auf eine Bedingung gegründet: und die eine iſt nicht unmöglicher, als die andre. In Wahrheit, lieber Aretin, das iſt ein Verſehen, daraus ihr euch nicht ſo leicht los wickeln werdet. Glaubt mir: wer lügen will, muß ein gut Gedächtniß haben; und wer ſcherzen will, muß Verſtand beſitzen.

Cato, der wieder den neuen Scribenten ſehr aufgebracht war, erinnerte ſich, daß eben an der Stelle, davon Virgil und Aretin ſtritten, noch ein ander Wiederſpruch zu finden wäre: darum fieng er von neuem an, mit groſſer Hefftigkeit zu predigen. Man billigt das Lob, ſprach er, welches Virgilius mir gegeben: Derowegen iſt es gegründet, und nach der Meynung des Verfaſſers wahrhafftig; der doch ſo viel zu einem Lobſpruche erfordert. So bin ich denn unter allen rechtſchaffenen Männern der vornehmſte. Ich bin alſo nicht ein Verzagter geweſen, der weder mit einer anſtändigen Mine zu leben, noch zu ſterben gewuſt. Will man denn gar keine Abbildung von mir machen? Will man mir nicht ſagen, was man eigentlich von mir haben wolle?

Diogenes fiel dem Cato ins Wort, und ſagte mit einer ſpöttiſchen und boshafften Mine: Ich

 muß

muß doch den armen Scribenten, der nicht zugegen iſt, wieder den Cato vertheidigen. Es iſt wahr, er hat ſich wiederſprochen: aber er hat ſehr wohl daran gethan. Er ahmete dem Lucian nach: Und Lucian wiederſprach ſich auch. Ich kan beſſer davon reden, als ſonſt jemand; denn zum Theil betrifft es mich ſelbſt, wo er ſich wiederſprochen hat. In einem ſeiner Geſpräche ſagt Cerberus zum Menippus, er habe den Socrates ſehr verdrüßlich in die Hölle kommen geſehen; Er habe den Verluſt ſeiner Familie bedauret, und wie ein Kind geweinet: ja er beſinne ſich nicht, daß jemand einen ſchönern Einzug gehabt habe, als Menippus ſelbſt, mit dem er redete, und ich. In einem andern Geſpräche klingt es gantz anders: Bloß die ſieben Weiſen, Leute, die eben nicht gantz untadelich ſind, wie man weiß, ſind frölich geſtorben, und haben in der Höllen erwieſen, daß ſie mit ihrem Zuſtande zufrieden ſind. Da ſeht ihr mich aus der Zahl wahrer Weltweiſen ausgeſchloſſen, und ſonſt hat Cerberus doch ihrer mehr geſehen, als er ſagt. Es iſt offenbar, daß der Verfaſſer der neuen Geſpräche davor gehalten habe, er müſſe dieſen Wiederſpruch nachahmen; und ich muß geſtehen, daß er ihn ſehr glücklich nachgeahmet habe. Cato thäte ſehr unrecht, wenn er ſich über ihn beklagen wollte. Ich beſchwere mich ja nicht einmahl über den Lucian, der doch keine Entſchuldigung machen kan; indem

er ſich wiederſprochen hat, ohne jemanden nach-zuahmen.

Lucian, der in der That nichts zu antworten wuſte, und ſich ohnedem mit dem Diogenes nicht gern einlaſſen wollte, vor welchem er ſich fürchte-te; unterſtund ſich nicht, ſich zu vertheidigen oder zu rechtfertigen: und als Pluto ihn ſtillſchweigen ſahe, that er den Ausſpruch:

Daß er es den Todten-Geſpräch-Schrei-bern hiemit unterſaget haben wollte, nie-mahls was zu billigen, oder von jeman-den was gutes zu ſagen, aus Furcht, ir-gend einen Wiederſpruch zu begehen.

Hierauf gab Homerus ein Zeichen, daß man ihn hören ſollte, und ſagte mit einer gelaſſenen Art, daß er bisher diejenigen hätte reden laſſen, die ſich mehr genöthiget geſehen, ihre Klagen vor-zubringen; indeſſen hätte doch Virgilius vor den Fürſten aller Tichter mehr Hochachtung haben, und nicht eher, als derſelbe reden ſollen: Lucian und ſein Nachfolger wären ſehr übel mit ihm um-gegangen, aber dieſer letzte noch ärger als jener: Zum wenigſten hätte doch Lucian das Böſe, ſo er von ihm ſagen wollen, durch jemand anders, und nicht durch Homerum ſelbſt ſagen laſſen; aber bey dem neuen Scribenten ſpreche er ſelber böſes von ſich, und zeige andern, daß er nirgends ſcharf-ſinnig geſchrieben, und daß man ihm zu viel Ehre anthäte, wenn man was ſinnreiches in ſeinen

Schriff-

Schrifften fände: Er möchte es gern wiſſen, ob der Verfaſſer von ihm die Macht bekommen, ihn alſo reden zu laſſen? Wiedrigenfalls geſtünde er nichts, und übernehme ſichs zu zeigen, daß ſeine Schrifften voller Geheimniſſe und Allegorien wären: Dafern man auch nicht dieſe Frechheit der Scribenten im Zaume halten würde; ſo würde Achilles bald geſtehen, daß er vor Furcht in der Schlacht geſtorben, und Penelope, daß ſie in Abweſenheit ihres Mannes allen ihren Buhlern Gefälligkeiten erwieſen hätte; ja kürtzlich, es würde kein Todter mehr ſicher seyn, daß man ihn nicht einmahl wieder aufwecken möchte, bloß zu dem Ende, damit er ſich ſelbſt in einen übeln Nahmen bringen könnte.

Die Klagen Homeri ſchienen ſo gerecht zu ſeyn, und was noch mehr iſt, ſein Anſehen gab ihnen ſo viel Nachdruck, daß Pluto ohne dem Eſopus Gehör zu geben, der ihm antworten wollte, verbot:

Man ſolle niemahls eine Perſon wieder ſich ſelbſt reden laſſen: es wäre denn, daß man eine förmliche Erlaubniß darzu hätte.

Aber Homerus war damit nicht zufrieden. Er erinnerte den Pluto, man müſſe das Alterthum von den muthwilligen Beleidigungen rächen, die es von den beyden Verfaſſern der Todten-Geſpräche an hundert Stellen erlitten hätte. Was?

 ſprach

ſprach er: Lucian hat meinen Nahmen nicht in Ehren gehalten, der doch ſchon mehr als tauſend Jahre in Hochachtung geſtanden hatte! Der Nachfolger Lucians iſt noch verwegener als er ſelbſt: indem er eben denſelben Nahmen nicht verehret, der doch itzo ſchon ohngefehr ein Alter von drey tauſend Jahren hat? War denn dieſe unzehliche Menge von Menſchen, die in einer ſo langen Reyhe von Jahrhunderten meine Schrifften angebetet haben, eine Anzahl von lauter Narren? Man verdammet in einem Augenblicke, ohne ſonderliche Uberlegung ſo viel Urtheile, die alle einſtimmig geweſen. Die Vorurtheile vermögen viel; wird man ſagen. Wenn irgend einer in Verwunderung geräth, ſo gerathen alle andere auch in dieſelbe; und die, ſo wiederwärtiger Meynung ſind, dörfen ſich nicht erklären. Hierauf habe ich nur ein Wort zu ſagen. Man zeige mir, wie ich ohne mein Verdienſt, ſo viel Hochachtung habe erlangen können: ſo will ich es wircklich glauben, daß ich ſie nicht verdienet habe.

Homerus erhielte den Beyſtand unzehlicher Alten, die insgeſamt beleidiget waren, weil man ſo wenig Hochachtung vor ſie gehabt hatte. Ein jeder trug mit Verdruß die Anzahl der Jahre vor, die gleichſam vor ihn das Wort führete, und überhäufete die Richter mit unzehlbaren Zeugniſſen, die man zu ſeinem Ruhme abgeleget hatte. Endlich, als Pluto etwas länger als gewöhnlich über

das Urtheil gerathſchlaget hatte, welches er hierüber fällen wollte; war dieſes ſeine Verordnung:

Die Alten wären allezeit ehrwürdig: Lucian, der ſich zuerſt wieder ſie aufgelehnet hätte, ſollte der Vorrechte des Alterthums niemahls genieſſen und allezeit der Critick unterworfen bleiben: Und wer nach ſeinem Exempel die Alten läſtern würde; ſollte verbunden ſeyn, öffentlich zu geſtehen, er ſey damit zufrieden, wenn man ihn vor einen ſchlimmen Scribenten halte, wenn es ſich gleich zutrüge, daß ſeine Schrifften durchgehends Beyfall fänden; und bekennen, daß es ihm in ſeiner Arbeit nicht nach Wunſche gelungen, obgleich er ſich dadurch bey der Welt Hochachtung erworben.

Hierauf hörte man ein gewiſſes Murmeln unter der Schaar der Todten, welche vorhin gantz ſtille geweſen waren. Alles wurde aufmerckſam. Es war der Hertzog von Alençon, der zur Engliſchen Königin Eliſabeth ſagte: Wie? Eure Majeſtät wollens übel empfinden, daß ich ihnen eine Ehren-Erklärung verſchaffe? Eure Majeſtät dörfen kein Wort reden; aber ich bitte um Erlaubniß, daß ich vor dieſelben reden darf. Ich will alles ſo vornehmen, daß es ſcheine, als wenn ichs vor meinen Kopf thäte. Ich bitte mir dieſe Gnade von Eurer Majeſtät aus: ich kan es

nicht leiden, daß Eure Majeſtät unter meinem Nahmen beleidiget worden.

Alle Todten fiengen überlaut an zu lachen, als ſie das Wort Eure Majeſtät, ſo offt wiederholen hörten; denn dieſe Titulatur iſt in dieſem Lande nicht üblich. Aber der Hertzog von Alençon, wollte ſich im Ernſte rechtfertigen, und ſagte, er begegne der Königin nur deswegen ſo ehrerbietig, um diejenige Unhöflichkeit zu erſetzen, die er ihr in den neuen Geſprächen erwieſen: Seine Ehre hienge daran; wenn man glaubte, daß er ſo ſchlecht zu leben wüſte: Er wolle nicht vor einen Menſchen gehalten ſeyn, der es Königinnen mit ausdrücklichen Worten vorrücken könnte, daß ſie ihre Jungferſchafft nicht mehr hätten. Darüber, fuhr er fort, haben wir dieſen Augenblick mit einander geſtritten, wir, nehmlich Eliſabeth und ich. Ich wollte wegen des ihr angethanen Schimpfes eine Genugthuung fordern. Allein ſie ſagt unaufhörlich: Ein Frauenzimmer müſſe allezeit dergleichen Dinge vermeiden; und lieber die Beleidigung erdulden, als Rache deswegen ſuchen. Ihr würdet beſſer thun, fiel der Graf von Leiceſter ihm plötzlich ins Wort, wenn ihr des Unrechts halber eine Gnugthuung fordern möchtet, das man euch ſelbſt angethan hat. Ihr ſollt der Eliſabeth geſagt haben: Die Jungferſchafft ſey die ungewiſſeſte unter allen ihren Eigenſchafften geweſen: Und zu gleicher

Zeit

Zeit hättet ihr euch beklagt, daß ſie euch nicht zu ihrem Gemahl genommen. Das iſt weder höflich genug vor einen Printzen, noch zärtlich genug vor einen Liebhaber. O! rief eine Spröde, die nicht längſt geſtorben war: Will man von der Eliſabeth was unanſtändiges vermuthen! Iſt das möglich? Eliſabeth fand nichts artigers, als Anſchläge machen, Vorbereitungen anſtellen, und nichts zum Stande bringen. Vielleicht machte ſie ſich in der Liebe ein kleines Vergnügen, aber aufs höchſte ließ ſie es niemahls kommen. Und haben wir ihr nicht dieſe herrliche Regel zu zu verdancken: Was man wircklich erhält, iſt allezeit weniger werth, als vorhin, da man es nur hoffete. Und keine eingebildete Sache kommt zum Stande ohne viel von ihrer Annehmlichkeit zu verlieren.

Wie wenig Zärtlichkeit beſitzet ihr, fiel ihr Smindiride in die Rede, die eben nicht viel beſſer iſt, als eine Spröde. Ihr glaubt, die Einbildung vergröſſere das Vergnügen: Gerade das Wiederſpiel! Ach wie ſehr ſind die Menſchen zu beklagen! Ihr natürlicher Zuſtand giebt ihnen wenig Annehmlichkeiten zu genieſſen, und ihre Vernunfft lehret ſie, daß ſie ſich derſelben noch weniger bedienen, als ſie wohl könnten. Ihr ſeyd närriſch, ſprach ein grober Holländer, wenn ihr euch über den natürlichen Zuſtand der Menſchen, und

über die wenigen Ergeßlichkeiten ſo derſelbe ihnen verſchaffet, beklagt. Die aller einfältigſten und gemeinſten Beluſtigungen ſind die ſüſſeſten. Wiſſet ihr wohl, wie Eliſabeth ſich über einen Holländiſchen Ausdruck ergeßete, deſſen ich mich zu ihrem Lobe bedienete? Ich war kein Menſch der das Zärtliche in den Vergnügungen ſuchete, und wuſte nichts mehr davon, als alle Welt weiß. Indeſſen war die Königin von Engelland mit meiner Wiſſenſchafft wohl zu frieden, und ich bekam bey meiner Abreiſe ein ſchönes Geſchenck.

Ich beſorge ſehr, ſagte der Crotoniſche Milo, zu der Spröden, die vorhin geredet hatte, daß dieſer grobe Kerl die Königin nicht vielleicht aus ihren eingebildeten Ergeßlichkeiten geriſſen habe. Er ſieht bald ſo aus ‥ ‥ ‥ Seyd ſtille, ſprach Pluto gantz erzürnt. Der Kopf geht mir in die Runde. Ich weiß nicht mehr wo ich bin. Ich weiß nicht mehr wovon die Rede iſt. Ich verſtehe in dem Streite von den Beluſtigungen gar nichts. Von dem Character der Eliſabeth verſtehe ich nicht ein Haar mehr. Eliſabeth will nur lauter Anſtalten und lauter Hoffnung: Und hernach hat ſie doch mit dieſem Holländer einen weit handgreiflichern Geſchmack. Man verweiſet derjenigen, die nichts wirckliches liebet, daß ihre Jungferſchafft ſehr zweifelhafft ſey; und hernach wollte man ſie, dem allen ungeachtet, gern geheyrathet haben. Man ſagt die Ergeßlichkeiten beſtehen

hen in der Einbildung; man ſagt auch, daß ſie nicht darinnen beſtehen: Man ſagt, das Zärtliche müſſe in den Ergetzungen geſucht und recht ausgekünſtelt werden; man ſagt auch, daß die einfältigſten und gemeinſten Beluſtigungen die beſten ſind. Wer wird mir aus allen dieſen Verwirrungen helfen?

Ich nicht, gab Eacus zur Antwort: Ich auch nicht, ſprach Rhadamantus. Wir hätten vielweniger Mühe gehabt, unſre Verbrecher zu richten, als die Streitigkeiten aller dieſer Schwätzer, die ihr habt herkommen laſſen, zu entſcheiden. Sie werden niemahls recht über etwas eins werden, weder unter einander noch mit ſich ſelbſt. So recht, verſetzte Pluto mit Ungeſtüm: weil ihr alle beyde die Sache nicht anzugreifen wiſſet, ſo befehle ich:

Daß der Hertzog von Alençon, Eliſabeth von Engelland, Smindiride und der Holländer niemahls zuſammen kommen ſollen.

Kaum hatte Pluto dieſe letzte Worte ausgeſprochen, als Mercur in die Verſammlung trat. Man ſahe es ihm an, daß er was neues brächte: und in der That, ſagte er, ſobald er ankam, daß er von der Oberwelt käme, und daß ihm die Lebendigen eine Verrichtung aufgetragen hätten, die er ihnen ausführen wolle. Es war ein Brief an

die

die Todten, den ſie ihm mitgegeben hatten, und er, laß ihn gantz laut vor, wie folget:

Schreiben
der
Lebendigen an die Todten.

Hochgeehrte Todten,

Man trägt ſich bey uns mit Geſprächen herum, darunter eure Nahmen ſtehen: weil darinnen von ſo wichtigen Materien gehandelt wird, daß die Lebendigen dergleichen Unterredungen nicht hätten halten können; als welche nur lauter unnützes Zeug reden. Wir haben uns mit allem Ernſte geprüfet, wozu wir fähig wären; und mit aller Hochachtung, die wir euch ſchuldig ſind, befunden, daß wir in unſern gemeinen Geſprächen wohl eben ſo viel ſagen können, als man euch hat ſagen laſſen. Eure Vernunfft-Schlüſſe ſind uns ſo erhaben nicht vorgekommen, daß wir dieſelben zu erreichen verzweifeln müſten. Ins beſondre glaubet das Frauenzimmer, daß es voller Leben und Geſundheit ſeyn, und doch ſoviel Scharffſinnigkeit des Geiſtes haben könne als Dido u. Stratonica, Sappho und Laura, Agnes Sorel und Roxelane. Sie halten ſich vor beleidiget, daß man es vor nöthig befunden, dieſe Verſterbenen

nen aufzugraben, um ſie nichts beſſers ſagen zu laſſen, als ſie hier gethan. Nicht zwar als wenn ihre Unterredungen dem hieſigen Frauenzimmer unnützlich zu ſeyn ſchienen: Gantz und gar nicht. Sie halten davor, daß dasjenige, was Stratonica zur Dido von ihrem Liebes-Verſtändniſſe mit Enea ſagt, allen übelberüchtigten Perſonen zu groſſem Troſte dienen könne: daß die Hiſtorien von der Agnes Sorel und Roxelane, ſehr geſchickt ſind, das Frauenzimmer zu bereden, daß ſie gebohren ſeyn, das Regiment über ihre Liebhaber zu haben; und daß Sappho und Laura ihnen ſehr guten Unterricht gebe, wie ſie ihre Einbildungs-Krafft mit anſtändigen Dingen beſchäfftigen und üben ſollen; Sie ſind aber endlich auch ſehr von ihrer eigenen Fähigkeit überführet, daß ſie ſich düncken laſſen, alle dieſe Dinge wären nicht zu hoch vor ſie. Wir bitten euch alſo, Hochgeehrte Todten, es zu erlauben, daß wir hier oben eben ſo ſcharfſinnige und nützliche Unterredungen halten dörfen, als die eurigen ſind; ſo lange bis wir die Ehre haben werden, euch ſelbſt zu ſprechen, welches doch in Wahrheit ſo ſpät als möglich iſt, von uns geſchehen wird.

Als Mercurius dieſen Brief geleſen hatte, ward das Anſuchen der Lebendigen von allen Todten vor rechtmäßig erkannt, und alsbald verordnete Pluto:

Es ſolle nicht nöthig ſeyn, daß man eben

unter die Todten gehören müſſe, um etwas zu ſagen, was ſo voller Moral und Vernunfft-Schlüſſe iſt, als die neuen Geſpräche.

Laura wollte ſich indeſſen dieſem Schluſſe wiederſetzen. Sie ſtellte vor, daß ſie bey ihren Lebzeiten immermehr geſagt haben würde: Wenn man will, daß ein Geſchlecht dem andern wiederſtehen ſoll, ſo wolle man nur, daß es ſo lange wiederſtehe, als es nöthig iſt, dem andern, welches den Sieg davon tragen ſoll, denſelben deſto angenehmer zu machen; nicht aber ſo ſehr, daß es ſelber ſiege: es müſſe weder ſo ſchwach ſeyn, ſich gleich zu ergeben, noch ſo ſtarck, daß es ſich niemahls überwinden laſſe. In dieſem Vernunfft-Schluſſe ſtecke ſoviel Verſtand und wohlüberlegter Zuſammenhang, daß keine andre als eine Verſtorbene dazu fähig geweſen. Wenn man dieſen tieffſinnigen Gedancken recht gründlich einſehen wolle, ſo wäre es, als wenn das menſchliche Geſchlecht einen Reichs-Tag gehalten hätte, um die Frage zu entſcheiden; welches Geſchlecht von beyden den Angriff thun, oder ſich vertheidigen ſolle? und nach reifer Überlegung der Weltweiſen, welche dieſes nach ihren Grund-Sätzen unterſuchet, hätte man die Freyheit den Angriff zu thun den Männern, die Vertheidigung aber den Weibern übergeben. Das hieſſe nun eine Materie

recht

recht gründlich abhandeln. Dieſe Gründlichkeit wäre auch um deſto treflicher, je galanter die Sache wäre; und endlich wäre es ſicher genug, daß die lebenden Weiber niemahls darauf gekommen ſeyn würden, als welche die Sachen nur obenhin anſehen, und mit einigen äuſſerlichen Annehmlichkeiten übertünchen.

Kaum hatte ſie aufgehöret zu reden, als Petrarcha ſich ſehen ließ, und ſagte, daß nach dieſen neuen Geſprächen Laura ſich gantz verderbet hätte; vorhin wäre ſie vernünfftig geweſen, itzo aber wollte ſie von allen Dingen gantz ausführlich und ordentlich handeln; ihre neue Thorheit beſtehe darinn, daß ſie alle Dinge aus dem Grunde unterſuchen und methodiſch vortragen wolle; wenn er ſich einbilde ihr was galantes und angenehmes zu ſagen, ſo fände er an ihr eine Vernünfftlerin, die gleich anfienge Schlüſſe wieder ihn zu machen; er könne nicht länger mit ihr auskommen; ja er wäre auch nicht zufrieden, daß ſie mit der Sappho bekannt würde, welche eine ſehr gefährliche Geſellſchafft vor ſie wäre; Laura hätte in der That den beſten Theil ergriffen, indem ſie vertheidiget hätte: die Männer müſten angreifen, und die Weiber ſich wehren; er beſorge aber, ſie würde mit der Zeit dieſe guten Meynungen fahren laſſen, und Luſt bekommen, nach dem Exempel der Sappho, ſelbſt den Angriff zu thun.

Ludewig der zwölfte, König in Franckreich,

 und

und der Hertzog von Suffolck, vereinigten ſich mit dem Petrarcha, und brachten von der Britanniſchen Prinzeßin Anna, und Marien von Engelland eben die Klagen vor, hierüber die Laura vorgebracht hatte. Dieſe beyden Princeßinnen hatten ſichs aus den neuen Geſprächen angewöhnet, nur immer durch weiſe Sprüche und allgemeine Sätze zu reden. Sie hielten lange Unterredungen mit einander, darinnen eine der andern allezeit in lauter Maximen und Sprüchwörtern antwortete; und es war faſt nicht möglich, ſie von ihren hohen Betrachtungen abzuziehen, und ſie dahin zu bringen, daß ſie etwas von gemeiner Art vorbrächten. Niemahls hatte Anna von Bretagne Ludewig dem zwölften in ſeinem Leben mehr zu ſchaffen gemacht, ob ſie gleich bisweilen ſehr märriſch und ſtörrig geweſen; und der Hertzog von Suffolck wäre mit Marien von Engelland zur Zeit ihrer Ehe viel vergnügter geweſen, obgleich ihre Neigung zur Galanterie allezeit dem Gemahl einen rechtmäßigen Argwohn erwecket hätte.

Allen dieſen Unordnungen zuvor zu kommen verbot Pluto:

Man ſolle die Weiber nicht zu ſolchen Klüglingen oder Vernünfftlerinnen machen; aus Furcht vor üblen Folgerungen.

Hierauf ſahe man den Hervans kommen, der Carl den fünften bey dem Pluto anklagen, weil die-

ſer

ſer Kayſer ihm auf eine gewiſſe Anatomiſche Fra-
ge nicht antworten wollte. Ich bitte ihn, ſprach Hervåus, um eine kleine Erlåuterung von den Milchadern, und den Anaſtomoſibus, und er will mir dieſelbe nicht geben. Alsbald fiengen alle Todten an zu ruffen: Hervåus müſſe ein Narr ſeyn. Carl dem fünfften anatomiſche Fragen vorzulegen! Iſt er denn ein Wundarzt? Ey was, verſetzte Hervåus, wiſſet ihr nicht, daß Carl der fünffte mit Eraſmo als ein Doctor redet, nehmlich von Fibren, und von der Einrichtung des Gehirns, worinnen der Geiſt und Verſtand beſtehen ſolle? Er weiß, daß die aller ſubtilſte Anatomie dieſen Unterſchied der kleinſten Theile nicht entdecken könne; woher die Verſchiedenheit der Köpfe komme: Und bey dem allen ſollte er auf meine Fragen nicht antworten?

Man ſchaffe mir dieſen Phantaſten vom Halſe, ſprach Carl der fünffte, voller Zorn. Wo hat ers her, daß ein Kayſer die Anatomie verſtehen müſſe? Ey, verſetzte Hervåus, wer ſollte es nicht glauben, wenn man euch ſo reden höret, als ihr in den neuen Geſprächen thut? Was ich daſelbſt von der Anatomie ſage, erwiederte Carl der fünfte, iſt entweder vor nichts zu rechnen, oder alle Welt weiß doch daſſelbe ſchon. Allein, ſprach Hervåus, ihr redet recht mit den Kunſtwörtern dieſer Wiſſenſchafft, und auf eine ſolche Weiſe, daß man euch vor einen Naturkündiger von Profeßion hal-

ten ſollte: und das hat mich eben verführet. Wohlan, ſprach Carl der fünffte, iſt es denn einem groſſen Printzen nicht erlaubt, etliche Kunſtwörter zu wiſſen? Ja, ſprach Hervåus, aber er muß ſich derſelben nicht bedienen. In Wiſſenſchafften muß ein Fürſt nur die Sachen verſtehen und die Wörter den Gelehrten überlaſſen. Es muß nicht ſcheinen, daß er was gelernet habe, ſondern daß er es errathe.

Pluto pflichtete dem Hervåus bey, und verordnete:

Carl der fünffte ſollte nicht mehr ſo gelehrt aus der Natur-Wiſſenſchafft reden; oder er ſolle ſie recht von Grund aus erlernen.

Ich weiß wohl, ſetzte der König der Höllen hinzu, daß es eine gewiſſe Berenice giebt, die vor eine Königin ein wenig gar zu Grammatiſch iſt. Sie redet von einem grammatiſchen Tode der Nahmen, und von der Verwirrung, welche dieſelben den Gelehrten verurſachen, ſobald ein Buchſtaben darinnen verändert worden: Ich kan es ſchwerlich begreifen, wo ein Frauenzimmer, wo eine Prinzeßin dieſes her habe? Sie muß ſehr ſtudiret haben, ja was noch mehr iſt, ſie muß wohl kein ſonderlich Geheimniß daraus machen. Allein wir wollen ſie nicht beunruhigen, es iſt Zeit zu ſchlüſſen; ſie ſoll in dem Urtheile Carls des fünften begriffen ſeyn. Wir wollen die Ubrigen auch vernehmen:

Hervåus

Hervåus trat noch einmahl hervor, und ſprach: vorhin hätte er ſich über Carl den fünften als einen Kayſer beſchweret, daß er gar zu gut aus der Natur-Lehre geſprochen hätte; itzo aber beklage er ſich über den Eraſiſtratus einen Artzt, weil er ſehr ſchlecht aus der Medicin geredet hätte. Ich habe den Kreis-Lauf des Geblüts entdecket, und Eraſiſtratus bezeiget gegen dieſe meine Erfindung eine ziemliche Verachtung. Und warum das? Weil er, ohne von dem Umlauffe des Geblüts was zu wiſſen, den Prinzen Antiochus vom viertägigen Fieber befreyet; und zwar durch ein Mittel, welches zwar ſinnreich genug iſt; doch deswegen niemahls zu einer Mediciniſchen Regel werden wird. Denn ſagt mir, ich bitte euch, wird man wohl die Vorſchrifft machen, daß ein Artzt, der einem Krancken helfen ſoll, alles Frauenzimmer ſo derſelbe kennet, vor ihm vorüber gehen laſſen, ihm in währender Zeit die Puls halten, und diejenige Perſon anmercken ſolle, deren Anblick, die Bewegung ſeines Geblüts verdoppeln würde: Endlich aber hingehen, und ihm diejenige Perſon verſchaffen müſſen, in welche er ſich verliebt hätte? Indeſſen hält Eraſiſtratus davor, daß die Wiſſenſchafft von dem Kreislauffe des Geblüts nicht nöthig ſey; weil ſie bey der Kranckheit des Antiochus in der That nichts helffen konnte, indem es ſich nur fragte: was der junge Printz vor einen Kummer auf dem Hertzen hätte? Ich

das nicht ein ſchöner Schluß? Hat er zu der Zeit, da er auf der Oberwelt die Medicin trieb; dergeſtalt geſchloſſen; wie groß wird nicht eure Anzahl ſeyn, ihr Todten, die er an dieſen Ort verſchicket hat.

Das Ende dieſer Rede erweckte ein groſſes Gelächter. Eraſiſtratus wollte antworten; aber Pluto, welcher nicht glaubte, daß er was tüchtiges ſagen könnte, ließ ihm nicht Zeit dazu, und ſprach plötzlich:

Eraſiſtratus ſollte verbunden ſeyn, den Kreislauf des Geblüts zu verehren, obgleich er dem Antiochus geholfen hätte.

Schon vor einer kleinen Weile hatte Montagne ſich mercken laſſen, daß er gern reden möchte. Er näherte ſich, und trat wieder zurücke: Er öffnete den Mund, und machte ihn gleich wieder zu. Pluto, der dieſes gewahr wurde, ſprach zu ihm, was wollt ihr? Wollt ihr reden? Ich hätte wohl Luſt dazu, ſagte er, aber ich ſuche die Redensarten, damit ich mich ohne Anſtoß ausdrücken könne. In den neuen Geſprächen muß ich gebähren, und zwar mit ſolcher Leichtigkeit, daß ich mich ſchäme. Man hat meiner Ehre gar nicht geſchonet. Erinnert euch nur was Socrates, dieſe Wehmutter, mit welcher man mich gepaaret hat, mir beweiſen will; die Alten wären nichts beſſer geweſen, als die heutigen Leute. Um mich zu fangen, ſagte er mir, mit der von ihm bekannten Mine, daß zu ſeiner Zeit al-

les ſo verkehrt gegangen, daß es wohl zuletzt ein etwas vernünfftiger Ende hätte nehmen ſollen, und er habe geglaubt, daß die Menſchen durch die Erfahrung ſo vieler Jahrhunderte klug werden würden. Ich erinnere mich zwar nicht, was ich daſelbſt zu vertheidigen übernommen. Aber ich antwortete ihm; die Menſchen machten keine Anmerckungen über die Erfahrung, weil ſie zu allen Zeiten dieſelben Neigungen haben, darüber die Vernunfft keine Gewalt hat, und wo es alſo nur Menſchen gäbe, da wären auch Thorheiten, und zwar eben dieſelben Thorheiten anzutreffen. Hierauf fraget mich Socrates gantz luſtig und geſchwinde: Wie wollt ihr alſo, daß die alten Zeiten beſſer geweſen ſeyn ſollten als die itzigen. In der That, nachdem ich das vorige geſagt habe, iſt nichts mehr übrig, was ich ihm antworten könnte. Ich bin gefangen, und gebähre recht thöricht. Verſichert, wenn ich den Streit noch einmahl von forne anzufangen hätte; ich wollte meiner Hebamme nicht zu ſchaffen machen. Denn da ich ſage, daß die Zeiten ſich verſchlimmert haben; kan ich denn wohl ſogleich ſprechen, daß alle Menſchen dieſelben Neigungen haben? daß überall wo Menſchen ſind, dieſelben Thorheiten im Schwange gehen?

Ich habe mich zwar in meinen moraliſchen Verſuchen eines ſchwachen Gedächtniſſes gerühmet;

aber ſo gar hat es mir daran nicht gefehlet. Socrates triumphiret; ich glaube es wohl: Ein anderer, der lange nicht ſo geſchickt wäre als er, würde eben ſowohl triumphiret haben als er. Meine Niederkunfft ſollte doch ein wenig ſchwerer geweſen ſeyn; zum wenigſten damit Socrates deſto mehr Ehre davon gehabt hätte.

Suchet mich doch nicht in eure Klagen zu miſchen, ſagte dieſer ſpottende Philoſoph, ich bin mit dem Geſpräche ſehr wohl zu frieden; es macht mir mehr Ehre als alles, was man mir zu Lobe jemahls geſagt hat. Wenn ihr mich, voller Bewunderung vor die Alten, aufſuchet, ehe ich noch was davon weiß, ſo frage ich euch nach dem neueſten Zuſtande der Welt. Ihr antwortet, daß ſie ſich ſehr verändert habe, und daß ich ſie nicht mehr kennen würde. Ich, der ich es aus euren Augen leſen konnte, und euch durch eine gantz wiedrige Meynung, als die ich an euch errathen, in Verwunderung ſetzen wollte, ſprache: *Wie erfreut bin ich, über dasjenige, was ich von euch vernehme! das habe ich wohl allezeit gedacht, daß die Welt beſſer und klüger werden würde, als ſie zu meiner Zeit geweſen.* Denn weil dieſes meine rechte Meynung nicht iſt, ſo kan ich keine andre Abſicht haben, als euch zu erſchrecken, indem ich gantz das Gegentheil von eurer Meynung ergreiffe, und bereits anfange euch zu wiederlegen. Iſt das aber nicht eine Geſchicklichkeit, daß ich euren Gedancken

weiß,

weiß, ehe ihr mir denſelben geſagt habt? In den Geſprächen Platons widerlege ich keine Meynung, ohne mir dieſelbe von ihren Vertheidigern etlichemahl und auf mancherley Art wiederholen zu laſſen. In dieſen neuen Geſprächen bin ich witziger; ich errathe dasjenige, was ich wiederlegen ſoll. König der Höllen, ſprach Montagne zum Pluto; Ihr höret ſchon die Sprache Socratis, ſo gelinde beurtheilt er unſern Scribenten. Gantz und gar nicht, verſetzte Socrates allezeit in dem Tone: Ich beurtheile ihn nicht. Der Verfaſſer hat mich zum Propheten gemacht, das iſt wahr; aber in der That thut er ſolches wegen meines Geiſtes, den ich zum Rathgeber hatte.

Pluto, der dieſes im Ernſte annahm, verordnete:

Socrates ſollte ſich in Unterredungen nicht ſeines Geiſtes bedienen, um die Gedancken ſeiner Gegner zu errathen, und Montagne ſollte nicht mehr ſobald niederkommen.

Es waren noch etliche Todten verhanden, die ſich zum reden fertig machten, als Charon in die Verſammlung trat, und zwar mit einem Geſichte, daraus man ſogleich abnehmen konnte, daß er was neues brächte. Es iſt noch nicht aus, ſprach er mit einem Tone, davor alle Welt hätte erſchrecken mögen: Wir ſind von dieſen Geſprächen der Todten noch nicht befreyet.

Hier iſt noch ein andrer Theil davon, den ich einem Todten genommen habe, der in meinem Kahne überſchiffete, und denſelben bey ſich hatte.

Alsbald machte dieſes ein unglaubliches Lermen in der Verſammlung. Alle Todten überfielen den Charon, riſſen ihm das Buch weg, und giengen davon, um miteinander darinnen zu leſen: und dachten nicht daran, daß ſie wieder die Ehre Plutons handelten, indem ſie ihn allein auf dem Throne ſitzen lieſſen.

Plutons Urtheil
über die Geſpräche der Todten.
Andrer Theil.

Es verſammleten ſich noch unzehliche andre Todten, die Hauffenweiſe herzu gelauffen kamen, als ſie nur von dem Nahmen dieſes andern Theiles höreten, indem ein jeder gern wiſſen wollte, ob er nicht auch Theil daran haben würde. Am ſchwerſten fiel es, einen zu finden, der ihn einer ſo zahlreichen Verſammlung vorleſen könnte: denn man muſte der Ungedult aller

der Todten auf einmahl zu ſtatten kommen. Endlich ward Stentor zum Leſer erwehlet: derjenige Stentor, der eine ſo laute Stimme hatte; daß er von einer gantzen Armee verſtanden werden konnte. Sobald er den Heroſtratus und Demetrius Phaleräus nannte; bemerckte man, daß Demetrius froh ward, welcher gewiß Lobſprüche vermuthete; weil er die Staats-Kunſt mit der Weltweißheit zu verknüpffen gewuſt, und eben ſo geſchickt geweſen, in ſeinem Cabinet zu ſpeculiren, als das Ruder der Republic zu führen. Im Gegentheil ſchlug der übelberüchtigte Heroſtratus die Augen nieder; und ſuchte ſich unter dem Hauffen zu verſtecken; weil er nicht zweifelte, daß man ihm wegen des angeſteckten Epheſiſchen Tempels ein Recht nach aller Schärfe würde wiederfahren laſſen. Allein bald im Anfange des Geſpräches faßte er in etwas ein Hertz; als er nehmlich ſahe, daß die Sache vor ihn nicht ſo ſchlimm lief. Endlich erſtaunte er gantz, als er ſich ſolche ſubtile Vernunfft-Schlüſſe machen hörte; daß Demetrius ihm nichts zu antworten wuſte; er ſelbſt aber ſich nicht darein finden konnte. Endlich frolockte er vor Verwunderung und Freude, als er vergewiſſert ward, daß er der Held des Geſpräches wäre; daß man diejenige That, die man ihm hätte verweiſen ſollen, daſelbſt geprieſen; Demetrius aber in Verwirrung wäre gebracht worden.

Der arme Demetrius konnte ſich auch aus ſei-

ner

per Beſtürtzung nicht erholen. Er ſchämte ſich ſo ſehr, daß ihn ſeine Hoffnung betrogen, und fand, daß er in Vergleichung mit dem Heroſtratus, ſo wenig Witz in dem Geſpräche hätte; daß er weder ein einziges Wort aufzubringen wuſte, noch das Hertz hätte, ſolches zu thun. Die Todten lachten bey ſich ſelbſt, über dieſe Verwirrung und Beſtürtzung, darinnen er war: doch nur bey ſich ſelbſt; denn weil kein einziger unter ihnen war, der nicht eben ſo viel Urſache hatte, ſich zu fürchten; ſo dorfften ſie nicht überlaut lachen.

Bey dem andern Geſpräche richtete alles die Augen auf Paulinen; welche aber gantz verſtummet zu ſeyn ſchien. Man bat ſie aus Leichtfertigkeit, ſie möchte die weiſen Männer nahmhafft machen, von welcher ſie gehört hätte; Ein Frauenzimmer müſſe ſelber behülflich ſeyn, ſich zu betrügen, um einige Ergetzlichkeiten zu genieſſen; es müſſe die Gottheit eines Liebhabers nicht gar zu genau prüfen, der in dem Vorhaben ſie zu hintergehen, vor einen Gott angeſehen ſeyn wollte. Der meiſte Theil des verſtorbenen Frauenzimmers ſagte, ſie wären gern bey dieſen Weiſen in die Schule gegangen, wenn ſie dieſelben gekannt hätten, und das lebendige Frauenzimmer würde nicht mehr ſo viel Abſcheu vor der Philoſophie haben, wenn man darinnen dergleichen Regeln vortrüge.

Pauline fieng an mit einem verwirreten Geſichte, zu antworten: daß die treuen Liebhaber nicht häufiger zu finden wären, als die verliebten Götter; indeſſen nähme man es doch nicht übel, daß das Frauenzimmer ſich einbildete, man würde ſie mit einer ewigen Beſtändigkeit lieben: ja ſie gab vor, ſich freywillig in die Arme ihres falſchen Gottes Anubis werfen, das hieſſe eben ſo viel, als wenn ſie ſo einfältig geweſen wäre, ſich auf die Treue eines Buhlers zu verlaſſen.

Dawieder fiengen alle todte Weibsperſonen an zu ſchreyen. Es gab unzehliche unter ihnen, die ſich eingebildet, man müſte ſie getreu lieben; und doch die Thorheit nicht begangen hatten, den Gott Anubis in ſeinem Tempel zu beſuchen. Pauline, die ſich zum Unglücke ſchon anheiſchig gemacht hatte zu behaupten, daß die treuen Liebhaber sehr ſeltſam wären; verwirrte ſich in der Beſchreibung von der Treue, und konnte ſich kaum zurechte finden. Sie hielte nichts auf die Sorgfalt, den Eifer, die Verehrung und den vollkommenen Vorzug, den man ſeiner Gebieterin vor allen übrigen Dingen einräumet. Alles das war ihr nichts; obwohl viele Weiber damit zufrieden ſeyn möchten: Um recht treu zu ſeyn, müſte ein Liebhaber in allem Glück und Unglück aushalten. Allein die gantze Verſammlung ſahe wohl, daß Pauline aufs äuſſerſte gebracht ſeyn müſte, weil ſie genöthiget war, ihre Zuflucht zu einer ſo ſeltſamen

ſeinen Beſchreibung zu nehmen, und man hat vor die armen Sterblichen, die dergleichen Vollkommenheiten, als ſie, von ihnen forderte, nicht erreichen könnten, und Mühe genug haben würden, nur dasjenige zu leiſten, was Pauline faſt vor nichts achtete.

1. Ich glaube, das lebendige Frauenzimmer würde mit den Todten einer Meynung ſeyn. Es iſt gar nicht nöthig, durch einen ſo ſtrengen Begriff von der Treue, den Liebhabern ein Recht zu geben, daß ſie gar an keine Beſtändigkeit gedenken dörfften. Und alles, was Pauline davon ſagte, iſt ſo beſchaffen, daß es weder in dieſer, noch in der andern Welt eingeführet werden kan.

Was Callirheen anlangt, ob ſie gleich in eben den Umſtänden war, als Pauline; ſo gieng man doch nicht ſo ſcharf mit ihr um. Sie war ein artiges unſchuldiges Kind, die alles geſtand, wie es geſchehen war; die nirgends beſchlagen und verſchmitzt war; die ſich auch durch keine ausgekünſtelte Vernunfftſchlüſſe zu vertheidigen ſuchte. Gegen dieſe Art von Leuten iſt man gemeiniglich beſſer geſinnet, als gegen die eingebildeten witzigen Köpfe. Eliſabeth von Engeland war die einzige, ſo Callirheen antaſtete. Dieſe Königin war ſehr mit ſich ſelbſt zufrieden, daß ſie geſagt hätte: Die Ergetzlichkeiten wären einer moraſtigen Erde gleich, worüber man geſchwinde wegläuffen, und die Füſſe nicht

lan-

lange darauf verweilen müſſe. Derowegen verwieß ſie es Callirheen recht kühnlich, daß ſie ſich unterſtanden hätte, nach ihr zu ſagen: Die angenehmſten Dinge wären im Grunde ſo ſeicht, daß ſie uns gar nicht mehr rühren, ſo bald man ſie ein wenig ernſtlich unterſuchete: Die Ergetzungen wären nicht vermögend, eine ſtrenge Prüfung auszuhalten, und man müſſe ihnen täglich tauſend Dinge überſehen, dabey es ſich nicht ſchicken würde, viel Schwürigkeiten zu machen. Callirheea, die einfältig und blöde war, erkühnte ſich nicht, der Eliſabeth zu antworten, und vielleicht hätte auch ſonſt jemand Mühe genug gehabt, ſich zu rechtfertigen.

Candaules ſchien dieſer groſſen Verſammlung der Todten, der geduldigſte Todte von der Welt zu ſeyn. Er hat keine Rachgier gegen den Giges, der ihm ſeine ſo zärtlich geliebte Gemahlin, ja gar das Leben genommen hatte; welches er doch nicht Urſache gehabt hatte, zu haſſen: Er bemühet ſich nur zu errathen, warum ihn Giges umgebracht habe? Er iſt vergnügt, wenn er nur erweiſen kan, daß er eben ſo unrecht nicht gethan, da er ſeine Gemahlin im Bade einem untreuen Lieblinge gewieſen. Er tröſtet ſich, indem er ſich einbildet, es ſey eine unumgängliche Nothwendigkeit, mit ſeinem Glücke zu prahlen, und ſetzet voraus, daß ein gewiſſer Käyſer ſehr böſe geworden

den, als ein gefangener König geruffen: Narrheit, Narrheit! Andern theils fand man, daß Giges ſehr grauſam ſey, indem er alle Vernunfft-Schlüſſe dieſes gutherzigen Königes vernichtet, und ihm nicht einmahl die Gedancken übrig laſſen will, damit er ſich ein wenig ſchmeichelt. Noch mehr erzürnte man ſich über ihn, als man ihn ſagen hörte: Die Natur habe die Gemeinſchafft in der Liebe ſo wohl eingerichtet, daß ſie dem Verdienſte ſehr wenig dabey eingeräumet: Es ſey kein Hertz zu finden, dem ſie nicht ein ander Hertz beſtimmet habe; und die Wahl eines Liebenswürdigen Frauenzimmers beweiſe es entweder gar nicht, oder doch ſehr ſchlecht, daß derjenige, den ſie trifft, was ſonderliches beſitze.

Was? ſagten die Todten, die in ihrem Leben verliebt geweſen waren, hat Giges ſich erkühnet, die Liebe herunter zu machen, und ſie der Welt aus dem Sinne zu reden? Warum will er den Liebhabern das Vergnügen nicht gönnen, welches ſie empfinden, indem ſie andern vorgezogen werden? Würde es wohl ſo ſüß ſeyn, geliebet zu werden, wenn man davor hielte, es geſchehe nur wegen einer gewiſſen Nothwendigkeit der Natur, welche es haben wollen, daß man lieben ſolle? Man könne ſich alſo nicht ſchmeicheln, daß man ſeinen Bemühungen, ſeiner Treue, ſeinen eigenen Verdienſten, das allergeringſte zu verdancken habe?

Und

Und wo bliebe alſo die Liebe? Wenn gleich der Begriff, den Giges davon hätte, gründlich wäre; ſo wäre er doch gar zu hart. Man kan ſolcher unangenehmen Wahrheiten leicht entbehren.

Ach! rief Eliſabeth von Engelland: wenn man den Menſchen ihre Hirngeſpinſte nehmen wollte, was würden ſie vor Vergnügen übrig behalten? Was habe ich dem Giges gethan, daß er gerade das Wiederſpiel von meinen Grundſätzen ausgeübet! Will er den Menſchen die allerangenehmſten Liebes-Phantaſien nur darum aus dem Kopfe bringen, daß er was zu wiederſprechen habe? Dieſen Augenblick gab uns Pauline eine ſo erhabene Abbildung von der Treue, daß kein Menſch dieſelbe erreichen konnte: und ſihe, itzo kommt Giges, und macht uns einen ſo verächtlichen Begriff von der Liebe, daß ich zweifele, ob jemand ſich ſo tief wird erniedrigen wollen, daß er verliebt würde.

Wie ſehr beſtürtzt ward Homerus, als er ſahe, daß er an dem Geſpräche Helenens mit Fulvien, Theil hätte. Dieſer Fürſt aller Poeten beſchwerte ſich ſehr, daß man ihn noch einmahl angegriffen. Was ſoll denn dieſe ſeltſame Frechheit bedeuten, ſprach er gantz erzürnt? Lauter Spöttereyen macht man über mich! Bin ich denn der einzige, auf deſſen Rechnung man die Welt beluſtigen kan? Macht man ſich denn itzo eine Ehre daraus, wenn man mich herunter macht? Muß

man nothwendig übel von mir ſprechen, um vor einen witzigen Kopf angeſehen zu werden? Bringt es denn Ehre, wenn man mich läſtert? Aber welche Stelle meiner Schrifften greifet man an? Vielleicht iſt es die allervernünfftigſte aus meinen zwey Gedichten. Vor dem Pallaſte des Priamus wird Rath gehalten; als man aus einem langen und hitzigen Treffen zurücke gekommen war. Die Meynungen ſind uneins, und man fängt von beyden Theilen an, ſich zu erzürnen; allein wie es eben nicht Zeit war, viel zu zancken, indem Leute, die gantz abgemattet aus der Schlacht kamen, mit einem gar zu langwierigen Krieges-Rathe ſchlecht zufrieden ſeyn würden; ſo verſchiebt Priamus die Uberlegungen bis auf den folgenden Tag, und verordnet, (nicht zur Tafel zu gehen; ſondern) ſich nach Hauſe zu *begeben*, die nöthigen Ruhe zu genieſſen und ſeine Kräffte wieder zu ergäntzen. Der Verfaſſer bedient ſich mit Fleiß der erſten Ausdrückung, hat aber die andern nicht brauchen wollen. Es iſt den Herrn Luſtigmachern nicht gleichviel, was ſie vor Redensarten brauchen, und wer ihnen offt ein eintziges Wort ändert, thut den ſcharfſinnigſten Stellen ihrer Schrifften viel Schaden. Aber gehört denn zur Verſpottung des göttlichen Gedichtes Ilias nichts mehr, als daß man ein Wort ausſinne, welches durch den gemeinen Gebrauch niederträchtig geworden iſt? Sollte das groſſe Anſehen Homeri daſſelbe nicht ſattſam vor der-

glei-

gleichen Anfällen ſchützen können? Mehr ſagte er nicht. Alle Todten traten auf ſeine Seite, und Fulvia muſte ſich alles deſſen begeben, was man ſie in dem Geſpräche hatte ſagen laſſen.

Als Stentor die Nahmen des Parmeniſcus und Theocritus von Chio hören ließ; ſahen ſich alle Todten einander an. Dieſe Nahmen waren ihnen unbekannt, und ſie dreheten ihre Augen nach allen Seiten, um zu ſehen, ob ſich Parmeniſcus und Theocritus nicht wo zeigen würde? Als man ſie nicht zum Vorſchein kommen ſahe, rief Stentor noch etliche mahl: Parmeniſcus und Theocritus von Chio! daß jedes Echo der Höllen davon wiederſchallete. Endlich ſahe man ſie gantz athemlos gelaufen kommen. Sie hatten ſichs nicht vermuthet, daß ſie an den neuen Geſprächen der Todten Theil haben würden, und hatten ſich alſo bey der Verſammlung nicht eingefunden. Sobald Theocritus ſeine Geſchichte hörete, rief er: Hat mich denn der Verfaſſer aus der Dunckelheit ziehen müſſen, darinnen ich verborgen lag, um einen verwünſchten ſpitzigen Einfall wieder hervorzuſuchen, davon ich hoffte, daß er ſchon längſt vergeſſen ſeyn würde. Was hat er vor ein Vergnügen, meine Wunden von neuem aufzureiſſen, ja mir u. andern wieder ins Gedächtniß zu bringen, daß ich ein ſchlimmer Poſſenreiſſer geweſen, und daß mir ſolches den Kopf gekoſtet? Muſte er denn ſeine Zuflucht zu mir nehmen, und ſein Buch mit einem ſo kalten Schertze

und ſie ſind es auch; das iſt kein Wunder: Aber daß eine Göttin ſich lachenswürdig macht; das iſt weit ärger. Ich möchte gern wiſſen, fuhr er fort, warum denn dieſe arme Göttin ſo auslachenswürdig geweſen. Sie war von Holtz, und ſehr übel geſchnitzet. Iſt denn das ſo ſehr lächerlich? Ihr müſſet wohl nicht ſehr melancholiſch geweſen ſeyn. Diejenigen ſchwermüthigen Leute beklage ich nicht, die eine höltzerne Latona wieder luſtig machen kan. Aber wie kam es, daß ihr über ſo viel menſchliche Thorheiten nicht lachen konntet? Weil ſie zum auslachen gemachet ſind, und es alſo kein Wunder iſt, wenn ſie auslachenswürdig ſind. Muß denn die Göttin Latona, ihrem Weſen nach, lauter marmorne Bildſeulen von trefflicher Arbeit haben? Wenn ein ſchlechter Meiſter eine Latona macht, kan man deswegen wohl ſagen: Latona thut etwas, ſo der Natur einer Gottheit zuwieder läufft, und macht ſich lächerlich? Parmeniſcus verſprach auf dieſe Schwürigkeit ſowohl als auf die übrigen zu dencken, und beurlaubte ſich von der Verſammlung.

Bald darauf entſtand ein hefftiges Gezäncke zwiſchen der Käyſerin Fauſtine und der Sultanin Roxelane. Dieſe nahm es ſehr übel, daß Fauſtine ſich unterſtünde zu behaupten: Daß die Männer ihre Herrſchafft über die Weiber, auch ſogar in der Liebe ausüberen; und obgleich das Regiment unter Liebhabern

und Geliebten gleich ausgetheilet ſeyn ſollte; ſo fiele es doch allezeit entweder auf eine oder die andere Seite, und faſt allezeit auf die Seite des Liebhabers. Ich ſehe wohl, ſprach Roxelane, daß man ſich weder meiner Begebenheiten, noch meiner Herzhaftigkeit mehr erinnert, mit welcher ich verſprochen habe: den allerherrſchſüchtigſten Mann von der Welt allezeit nach meinem Kopfe zu regieren; wenn ich nur viel Verſtand, eine zulängliche Schönheit, und ein wenig Liebe hätte. Ich hatte die Ehre alles Frauenzimmers behauptet; und Fauſtina kömmt, und vernichtet ſie wieder. Und wer ſollte es glauben, daß Fauſtine die Gewalt der Männer ſo hoch erheben würde; Sie, die doch mit ihrem Manne alles gemacht hat, was ſie gewollt; Sie, die doch ſo viel Macht über ihn gehabt, daß ſie ſich ſelber deswegen geſchämet; Sie, die doch ſo herrſchſüchtig iſt, daß ſie auch noch itzo wünſchet, daß es keine Ehmänner geben möchte? Muß Sie ſich denn eben beklagen, daß die Männer ſich die Herrſchaft über die Weiber anmaſſen?

Fauſtine blieb ihr die Antwort nicht ſchuldig. Sie fieng an mit ſo vieler Hitze wieder die Männer zu ſchreyen, daß die Weiber ſelbſt es nicht billigten, und Marcus Aurelius, (ihr geweſener Ehherr) aus der Verſammlung entflohe. Roxelane hielte ſie vor eine Schwätzerin, welche davor

erkannt würde, was ſie wäre, weil man ſie in dem Geſpräche zugeben lieſſe: Es wäre nothwendig, daß die Weiber regieret werden müſten: und doch zugleich darüber hätte klagen laſſen; welche Reden ſich vor ein verwirrtes Gehirn ſehr wohl ſchickten. Der Streit zwiſchen beyden Weibsperſonen ward ſehr hitzig, wie es natürlicher Weiſe geſchehen muſte; und zuletzt ward unter allen verſtorbenen Weibern eine entſetzliche Verwirrung. Einige beklagten ſich, daß ihre Männer über ſie tyranniſiret hätten; andre erzehlten, wie leicht ſich ihre Liebhaber von ihnen hätten lencken und führen laſſen. Wäre der Verfaſſer der Geſpräche zugegen geweſen, er würde weder aus noch ein gewuſt haben. Er hätte ſich bemühen müſſen, Fauſtinen und Roxelanen zu vereinigen, die er ſelbſt zum Zancken veranlaſſet hatte: und dieſes wäre nicht gar zu leicht geweſen, er hätte denn einen von beyden recht geben müſſen; wodurch er aber ſich ſelbſt verdammet haben würde. Eine ſo gefährliche Sache wäre nicht ohne alle Schwierigkeit beygeleget worden, wenn man ſie durch ordentliche Urtheile hätte wollen entſcheiden laſſen: Aber die Todten, welche eines Zanckes, der das Anſehen hatte daß er ſobald nicht ein Ende nehmen würde, überdrüßig waren, ſtieſſen Roxelanen und Fauſtinen aus der Verſammlung, ihre Zänckereyen anderwerts zu endigen.

Stentor, der im Leſen fortfahren wollte, nannte

den

den Seneca und Marot; und alsbald zeigte ſich Seneca vor allen Todten. Ich darf, ſprach er, dieſes Geſpräche nicht leſen hören, um ſeinen Innhalt zu wiſſen. Denn weil man mich, einen ſehr ernſthafften Weltweiſen, und wo ich es ſagen darf, einen ſolchen, der unter den Alten in ziemlichem Anſehen ſtehet, mit einem luſtigen Poeten zuſammen bringet: ſo will man andeuten, daß der Poet mich weit übertreffe. Ich erkläre mich von nun an vor überwunden: ich weiche dem Marot in allen Stücken; und bin ſo verwegen nicht, ihm den Vorzug ſtreitig zu machen. Mit dieſen Worten gieng er davon. Aber Marot mit ſeiner luſtigen Mine, ſagte: Er ließe es wohl bleiben, daß er es eben ſo machen ſollte; er hätte gar zu viel Luſt zu hören, wie man ihn zum Weltweiſen machen würde, und er könne ſichs noch gar nicht einbilden. Er fieng alſo an, überaus aufmerckſam zuzuhören; als er aber hörete, wie hoch man die Beſtändigkeit geſchätzet, womit er den Mangel des Glückes, die Landes-Verweiſung, das Gefängniß erduldet hätte; und daß man ihn um deſſen willen dem Seneca, Chryſippus, Zeno und allen Stoickern vorgezogen: Ey, bey dem Fluſſe Styx! rief er, der Verfaſſer dieſer Geſpräche iſt ein braver Mann! Er weiß das Verdienſt der Leute recht zu entdecken. Ich habe mich bisher ſelbſt davor nicht angeſehen, wovor er mich ausgiebt; ich hatte noch gar nicht nachgedacht, daß ich alle mein Unglück ſo Philoſophiſch ausgeſtanden.

Ich

Ich bin über eure neue Abbildung eben ſo wohl beſtürtzt als ihr, antwortete ein Todter von dem Hofe Franciſci des erſten. Man hätte es nicht dencken ſollen, daß eure Verweiſung und Gefangenſchafft euch ſoviel Ehre bringen würde, die ihr doch durch eure Aufführung und freche Lebens-Art ſowohl verdient hattet, und = = Wir wollen davon nicht reden, fiel ihm Marot plötzlich ins Wort: Laßt uns die Leute nicht deſſen erinnern, was ſie ſchon vergeſſen haben. Denn vermuthlich muß meine Geſchicht nicht mehr bekannt ſeyn, weil man einen Philoſophiſchen Helden aus mir macht. Seht nur, wie die Urtheile der Nachwelt ſo fürchterlich nicht ſind, als man dencket. Die Nachkommenſchafft iſt gutherzig und wohlgeſinnet, und ſuchet nur lauter Gutes von den Leuten zu ſagen. Ihr Todten, die ihr mir ähnlich geweſen ſeyd; tröſtet euch damit. Man wird dermahleins Geſpräche ſchreiben, darinnen ihr triumphiren werdet.

Aber wie? ſprach Lucilius, der groſſe Freund und Schüler des Seneca, gantz ernſtlich; wie kommt es, daß dieſer Scribent ſich allezeit wider die Vernunfft auflehnet? Was vor eine Feindſchafft herrſchet denn zwiſchen derſelben und ihm? Seinem Vorgeben nach, ſoll man nichts auf ſie bauen, ſich ihr auch nicht anvertrauen; ſie verdient unſere Hochachtung nicht. Was verdienet denn ſonſt dieſelbe? Wem wird man

trauen

trauen dörfen? Auf wen wird man ſich verlaſſen? Bringet nicht die einzige Vernunfft alle Tugenden hervor? Denn ſo bald ſie Wirckungen des Temperaments ſind, ſogleich hören ſie auf Tugenden zu ſeyn. Das Wort Tugend ſelbſt (vertu), ſchlieſſet den Begriff einer Bemühung in ſich, womit man ſich auf alles dasjenige leget, was ehrbar iſt. Man kan von Natur zur Tugend geneigt ſeyn; aber um tugendhafft zu ſeyn, da muß man ſichs ſauer werden laſſen. Wie lange Zeit her hat man nicht ſchon die guten Eigenſchafften hochgeachtet, die man ſich vermittelſt ſeines Fleißes zuwege gebracht? Iſt denn Socrates deswegen entehret, weil er die böſen Neigungen ſo er von Natur hatte, überwunden, und ſeine Weißheit niemanden anders als ſich ſelbſt zu dancken gehabt?

Als Stentor ſahe, daß Lucilius ſich in eine ernſthaffte Rede vertiefte, fiel er ihm bald ins Wort um das Geſpräch Artemiſiens und Raymund Lulls zu leſen. Dieſes Geſpräch ergetzte eine unzehliche Menge verſtorbener Weibs-Bilder, die ziemlich unkeuſch geweſen waren; und nicht wuſten, daß Artemiſia auch in ihre Rolle gehörete. Sie vergnügten ſich über die Vergleichung der Goldmacher-Kunſt und der ehelichen Treue; aber ſie geſtunden doch, daß ſie ein wenig zu hoch-getrieben wäre, und daß man gar keine Urſache hätte zu behaupten, daß beyde Dinge gleich un-

möglich

möglich wären. Die Wahrheit zu ſagen, ſprach eine unter ihnen, die eheliche Treue iſt ſo unmöglich nicht als die Goldmacher-Kunſt; ſie hat wohl ihre Schwierigkeiten, die faſt unüberwindlich ſind, wenn die Männer ein verdrüßliches Gemüth haben, ſtörrig und herrſchſüchtig ſind. Ich geſtehe es, daß ich mich in ſo viele Liebes-Händel die mich in Nachrede gebracht, nicht geſtecket haben würde, wenn der Meinige durch eine beſtändig anhaltende Liebe es verdient hätte, daß ich mir die Mühe nicht hätte dauren laſſen, mich davor in acht zunehmen. Die Ehmänner ſind unerträgliche Leute. Es iſt ihnen nicht genug, daß ſie zu Hauſe weder Gefälligkeit noch Artigkeit an ſich blicken laſſen; Sie laufen dem ſchönen Frauenzimmer nach, überall wo ſie Gehör finden: und ſo verderben ſie ihre Weiber, die von Natur zur Zucht geneigt ſind; und welche faſt raſend werden möchten, weil ſie ſich genöthiget ſehen die Untreue ihrer Männer, durch die Nachahmung ihrer eignen böſen Exempel zu beſtrafen. [illegible] Frauenzimmer, das derjenigen, ſo dieſes geredet hatte, ähnlich war, fieng an, in die Hände zu klopfen, und fand, daß die Entſchuldigung ſehr treflich wäre, womit ſelbige die Unordnung, ſo ſie in ihrer Aufführung blicken laſſen, vertheidiget hatte.

Daß in der Unterredung des Apicius und Galiläus die Sinne über den Verſtand die Oberhand behielten, das nahm keinen Wunder. Nach den Grund-

Grundſätzen des Verfaſſers konnte dieſes nichts fehlen; allein man wunderte ſich, daß Galiläus ſo witzig und aufgeweckt war, und daß er das allermeiſte Gute, ſo in dieſem Geſpräche ſtehet, zu ſagen hatte. Galiläus war ein treflicher Mathematicus, und hatte ein beſonderes Naturell zur Philoſophie. Er hat, ſo zu reden allen andern den Weg zum Himmel gebahnet, indem er die Fern-Gläſer erfunden und zuerſt gebrauchet. Apicius hingegen hatte ſich niemahls auf was anders, als auf gute Biſſen geleget. Er war in den groben Ergeßlichkeiten des Tiſches erſoffen, und folglich hätte, nach den Regeln, die der Verfaſſer eingeführet hat, Apicius in dem Geſpräche recht klug ſeyn; Galiläus aber nicht einmahl einen gemeinen Verſtand haben ſollen. Denn Galiläus iſt nicht beſſer als Ariſtoteles; Apicius iſt nicht viel ſchlechter als Anacreon; und gleichwohl hatte man geſehen, daß Anacreon weit witziger geweſen als Ariſtoteles.

Alle Todten verdoppelten ihre Aufmerckſamkeit, als ſie höreten, daß Margaretha aus Schottland die gantze Platoniſche Lehre von der Schönheit vortrug. Einige fragten ſie: Wo ſie das alles gelernet hätte? Und dieſe Prinzeßin gab, ohne darüber zu erſchrecken, zur Antwort: daß ſie gewiß nicht in den Büchern, ſondern ohne Zweifel auf den Lippen desjenigen Gelehrten, den ſie geküſſet hätte, dieſe Wiſſenſchafft, müſſe angetroffen haben.

haben. So viel, ſagte ſie, ſo ſehr viel iſt allezeit von gelehrten Leuten zu lernen! Aber Plato nahm die Sache gantz ernſtlich vor. Er leugnete alles, was man ihn hatte ſagen laſſen; er beſchwerte ſich, daß man ſeinen gantzen Character umgekehrt hätte, um ihm Dinge in den Mund zu legen, die ſeinen Meynungen ſchnurſtracks entgegen wären. Margaretha aus Schottland redet Platoniſch, ſprach er, und Plato ſchwatzet, wie Margaretha hätte reden ſollen. In dieſem Geſpräche bin ich nicht mehr der göttliche Plato; oder zum wenigſten bin ich ſehr menſchlich geworden.

Hierauf kam Arqveanaſſe von Colophon herzugetreten. Sie war böſe auf ihn, wegen der Verße, die er auf ſie gemacht hatte, und noch verdrüßlicher darüber, daß man nach zwey tauſend Jahren ſich noch erinnerte, daß ſie alt geweſen wäre; daher behauptete ſie gegen den Plato: Er wäre ſo weiſe nicht geweſen, als er die Welt überreden wollte; man hätte ihm kein Unrecht gethan, indem man ihn auf eine ziemlich freye Manier von der Liebe reden laſſen: ja er hätte dem Verfaſſer der Geſpräche ſelbſt das Recht dazu gegeben, indem er das gottloſe Verßchen der Nachwelt hinterlaſſen, welches doch einem Philoſophen von ſolchem Anſehen nicht anſtünde; und es ſey ihr überaus lieb, daß er dergeſtalt beſtrafet worden.

Plato antwortete, es wäre entſetzlich, daß

man

man von ihm lieber nach ein paar kleinen Uberſchrifften, die er vor die lange Weile gemacht hätte, als nach ſo vielen Philoſophiſchen Büchern, die ſo ernſthafft und gründlich wären, urtheilen wollte. Aus zwey kleinen Uberſchrifften glaubte man, daß er verliebt geweſen: Aber daß er ein Weltweiſer ſey, wolle man allen ſeinen Philoſophiſchen Schrifften nicht glauben. Es fand ſich ein Todter, der zu ſeinem Troſte ſagte, man hätte ihm doch ſeinen Caracter nicht gantz genommen; und wie ſeine Art des Ausdruckes erhaben, ja bisweilen ſehr verſteckt wäre; ſo hätte man ihn dieſe Sprache ſehr wohl reden laſſen: Was ſonſt die Verwirrung der Gedancken und der Redensarten anlangete; ſo müſſe er mit einer gewiſſen Stelle zufrieden ſeyn, wo er vorhätte zu zeigen: wie der Verſtand keine Leidenſchafften erwecke, ſondern nur den Leib in den Stand ſetze, dieſelben zu erregen.

Man fand noch was erhabenes, in dem Geſpräche Stratons und Raphaels von Urbino; Strato welcher davor hielte, daß ſein Nahme längſt vergeſſen wäre, freuete ſich, als er ſich nennen hörete. Er trat auf ſeine Füſſe, und machte ſich fertig, ſehr aufmerckſam zuzuhören; gantz vergnügt, daß man auch ihn erwehlet hätte, eine Perſon abzugeben: Allein ſeine Freude ward bald geſtöret, als er nichts von dem allen verſtehen konnte, was man ihn hatte ſagen laſſen. Er

geſtand

geſtand, daß er nicht wüſte was Vorurtheile wären, und glaubte, es müſte etwan eine neue Erfindung ſeyn; weil man zu ſeiner Zeit nicht davon geredet hätte.

Raphael von Urbino, verſtand nach einem wunderwürdigen Nachſinnen ein wenig, wovon die Frage wäre: Aber er war doch beſtürtzt, daß man ihm kein Wort von ſeiner Kunſt ſagen laſſen, und ihn in die allertiefſte Metaphyſic geſtecket hätte. Man fragte ihn ob er nicht ein ſo groſſer Mann geweſen, daß er auch von gantz andern Dingen als Mahlereyen, und Schnitzwercke reden können? Zum wenigſten wäre dieſes die Abbildung die man ſich von ihm gemacht hätte; Aber er antwortete, gantz ungekünſtelt: Dasjenige, was er am beſten verſtanden hätte, wären dieſe zwey Künſte; und in dieſen Materien wolle er weit beſſer zu rechte kommen, als mit den Vorurtheilen. Ich glaube gar, ſetzte er hinzu, man hat ſich eben deswegen, weil es bekannt iſt, daß ich in der Lehre von Vorurtheilen nicht viel verſtehen könne, die Freyheit genommen, mich davon was ſagen zu laſſen, was nicht gar zu richtig iſt. Strato ſagte zu mir: Man müſſe die Vorurtheile der Gewohnheit beybehalten, um ſo wie andre Menſchen zu handeln, und ſich von den Vorurtheilē des Verſtandes loßmachen, um als ein Weiſer Mann zu dencken: und ich antwortete gantz plötzlich: Es ſey am beſten alle

alle miteinander zu behalten. Ich verſtehe dieſe meine Antwort nicht recht. Habe ich denn ſagen wollen, es ſey am beſten, wenn man alle Vorurtheile ſo wohl des Verſtandes als der Gewohnheit beybehielte? Es iſt ja allezeit gut, die Vorurtheile des Verſtandes zu verbannen, weil ſie uns in Erfindung aller Wahrheiten hindern. Oder habe ich ſagen wollen, es ſey beſſer die Vorurtheile des Verſtandes nicht abzulegen, als dieſelben abzulegen und doch die Vorurtheile der Gewohnheit zu behalten? Aber ein Weiſer würde thöricht ſeyn, wenn er ſich von den Vorurtheilen der Gewohnheit befreyen ſollte, und nicht von auſſen ſo ausſehen möchte, wie andre Leute. Man ſage mir alſo, was ich habe ſagen wollen. Ich glaube, wenn man einen Philoſophen an meine Stelle geſetzt hätte, ſo hätte man ihn weit richtiger davon ſprechen laſſen: Allein man hat gedacht, ein Mahler müſſe es nicht ſo genau nehmen.

Stentor machte ſich fertig zum folgenden Geſpräche zu ſchreiten, als vom Pluto Befehl einlief, ſein Leſen einzuſtellen und ihm ſelbſt das Buch zu bringen. Er gehorchete alsbald, und verließ die Verſammlung. Alle Todten, deren Nahmen unbekannt ſind, (und das ſind die meiſten) waren ſehr böſe, daß man aufhörete zu leſen. Sie lachten über die Todten, die an dieſen Geſprächen Theil hatten. Sie freueten ſich, daß dieſelben darinnen wacker herum genommen wären, und hatten

ihrer Dunckelheit halber, nichts zu befürchten. Sie waren überzeuget, daß der Verfaſſer ſie weder in den Geſchichten, noch in dem Hiſtoriſchen Lexicon finden würde; und daß ſie vor einem ſo gefährlichen Menſchen vollkommen geſichert wären. So lange alſo Stentor laß, waren ſie gleichſam in der Comödie, und zürneten über den Pluto, der ihr Vergnügen ſtörete.

Pluto hatte ſich durch das Bitten unzehliger neuerer Todten, die zu ihm gekommen waren, bewegen laſſen, ihn zu beſchweren, daß er es doch nicht erlauben möchte, diejenigen Geſpräche zu leſen, daran ſie Theil hätten. Sie hatten ihm vorgeſtellet, die Hochachtung der Alten wäre zum wenigſten ſchon auf guten Fuß geſetzt, und das Böſe, ſo man von ihnen ſagte, könne ihnen nicht ſo viel ſchaden: Aber im Abſehen auf die neuern, die noch nicht ſo feſt ſtünden, wäre viel daran gelegen, daß man keine nachtheilige Gedancken von ihnen ſchöpfete, und ihre Ehre, die allererſt in der Wiege läge, wäre noch viel zu ſchwach, allen Spöttereyen zu wiederſtehen. Das war die Urſache, warum Pluto den Stentor ruffen ließ, und ſich ſeines Buches bemächtigte; in dem Vorhaben, es niemahls von jemanden ſehen zu laſſen. Wie aber Stentor neugierig war, ſo hatte er das übrige unter Weges, da er zum Pluto gieng, durchgeleſen, und daher kam es, daß Pluto ihn durch die entſetzlichſten Hölliſchen Eyde zum Stillſchweigen ver-

pflich-

pflichtete. Aber die Wahrheit zu ſagen, alle Endſchwüre in der Höllen, haben nicht viel zu bedeuten: Die Todten fürchten ſich nicht mehr zu ſterben.

Was vor Hochachtung brachte ſich nicht Stentor bey allen neuern Todten zuwege? Sie machten ihm ſehr ſorgfältig ihre Aufwartung; damit er nur ſchweigen ſollte, und das Böſe niemand entdecken möchte, was etwa von ihnen geſagt ſeyn könnte. Einige, welche es zugeſtanden, man müſſe diejenigen nicht einmahl nennen, die im Buche vorkämen, baten ihn nur zu ſagen: Wer nicht darinnen ſtünde? Aber Stentor, der ſie gern alle in Furcht erhalten wollte, ſchwieg gantz und gar. Wenn ſich ein paar Todte mit einander zancketen; ſo behauptete der eine gantz erboßt: Man würde ihn in den Geſprächen nicht vergeſſen haben. Allein die Heimlichkeit währte nicht lange. Eines Tages hatte David Riccio die Verwegenheit, gegen den Achilles zu behaupten, daß ſie beyde Lauteniſten geweſen wären: Doch mit dem Unterſcheide, daß Achilles ſich mit Spielen beluſtiget, da er ſich vielmehr als einen groſſen Feld-Herrn hätte erzeigen ſollen: Er aber hätte ſeine Laute an den Nagel gehangen und ein groſſes Königreich zu regieren angefangen, der Zanck gieng ſo weit, daß die Helden aus der Ilias, welche Nachricht davon bekamen, den Riccio überfielen, deſſen Ubermuth ihnen zu gleicher Zeit Verwunderung

und Verdruß erweckte. Stentor kam eben ſo wohl dazu als die andern, wiewohl ihn bloß ſeine ſtarcke Lunge zum Helden machte. Er fieng ſo entſetzlich und laut an zu ſchreyen, daß man es in der gantzen Hölle hätte hören mögen: Iſt das der Verwegene, der ſo kühn iſt, ſich mit dem Achilles zu vergleichen? Er ſoll wiſſen, daß, ob er gleich ein Staats-Miniſter geweſen, uns dennoch ſein Urſprung nicht unbekannt ſey: und daß man ihm in den neuen Geſprächen einen ſo niederträchtigen Character gegeben, als dem allerelendeſten Fiedler der jemahls gelebt hat.

David Riccio verſtummte gantz und gar. Er hatte gedacht, ſeine ſonderlichen Begebenheiten, und der Rang, den er in der Welt gehabt, würden ihn in den Credit eines hertzhafften Mannes ſetzen: und es war ihm niemahls in den Sinn gekommen, daß man ihn, ungeachtet aller ſeiner ehrgeitzigen Unternehmungen, doch als einen feigen und verzagten Kerl abbilden würde. Achilles ward alſo durch die Verwirrung und Beſtürtzung des David Riccio gerochen, und die Hertzogin von Valentinois welche zugegen war, triumphirte noch über dieſen Unglücklichen, indem ſie ſagte: Nichts ergetze ſie ſo empfindlich, als wenn ſie den Hochmuth der Leute niederſchlagen ſähe, die bey ihrem Glücke ihrer ſchlechten Ankunfft vergeſſen; und wenn es möglich wäre, wollte ſie dem Verfaſſer der Geſpräche gern Danck abſtatten; weil er

den David Riccio ſo herunter gemachet hatte.

Stentor konnte nicht umhin der Hertzogin zu antworten: Würdet ihr denn auch dieſem Scribenten dancken, wenn er alle eure Ehre darinnen beſtehen lieſſe, daß ihr eine alte Buhlerin geweſen? Was meynt ihr damit, verſetzte ſie mit gantz veränderten Geſichte? Ich meyne, gab Stentor zur Antwort; daß ihr in den neuen Geſprächen mit Annen von Boulen um den Vorzug in der Kunſt zu Buhlen ſtreitet, und endlich den Preiß über ſie davon traget; weil ihr auch als eine Großmutter euch in der Liebe habt erhalten können. Rühme ich mich alſo meines Alters, ſagte die Hertzogin? Das iſt gar nicht natürlich. Die Weiber maſſen ſich kein Verdienſt an, welches auf vielen Jahren beruhet. Euer Scribent kennt derowegen das Frauenzimmer nicht, verſetzte Stentor, denn er läſt euch ſehr auf euer Alter trotzen.

Moliere konnte dieſe Gelegenheit nicht vorbey laſſen, die alten Weibsbilder auszulachen, die noch alle ihre verliebte Neigungen beybehalten; und ſich bemühen, ihre Jahre zu verhelen. Er schertzte ſo angenehm von dieſer Materie, daß Stentor ſich darüber entſetzete, und ſprach: Ihr habt ja in den neuen Geſprächen gantz anders geſprochen. Ihr haltet daſelbſt eine Philoſophiſche Unterredung, die lange nicht ſo gut iſt als

was ihr itzt ſaget. Philoſophiſche Unterredungen, ſchrie Moliere! Ihr verſpottet mich. Iſt denn mein Naturell ſo unbekannt, daß man mich nicht von Dingen kan reden laſſen, die ſich vor mich ſchicken? Ich weiß es nicht, ſprach Stentor: Aber ich möchte euch doch lieber von dieſen alten Weibern ſprechen hören, die ihr uns ſo artig abmahlen könnet; als von der Ordnung des Welt-Gebäudes, davon ihr mit Paracelſo ſchwatzet.

Dergeſtalt fieng Stentor an die Heimlichkeiten auszuplaudern; und hernachmahls zwang er ſich gar nicht mehr zum ſchweigen. Carteſius hörte, daß man ihn, als den Vater der Wirbel und ſubtilen Materie des Himmels wieder auf die blinde Kuh, und in die Kindheit zurücke gebracht. Juliette von Gonzaga erfuhr, daß ſie dem Solymann Dinge geſagt hätte, die derjenigen Sprödigkeit, davon ſie ſo viel Weſens machte, zuwieder lieſen: und ihm eine gewiſſe Vergleichung der Weiber mit den Flüſſen gemacht hätte, die zu verſtehen gäbe, daß ſie ſich ſoviel Land wünſche, als die Donau durchfließet. Bloß Montezum war wohl zufrieden. Als dieſer Mexicaniſche König hörete, wie geſchickt man ihn in der Griechiſchen und Römiſchen Hiſtorie gemacht hätte, bildete er ſich ſo viel darauf ein, daß er ſich mit dem Thucidides und Titus Livius in einen Streit einließ. Er wollte auch dem Exempel aller neuern Todten folgen, welche ſich zum Pluto begaben, ihre Kla-

gen

gen demſelben vorzubringen. Diejenigen, deren Geſpräche Stentor geleſen hatte, entſchloſſen ſich ein gleiches zu thun, und der Hauſe ward rings um den Pluto ſo groß als er zum erſtenmahle geweſen war. Es verdroß ihn, daß er von neuem in eine ſo verdrüßliche Unterſuchung verwickelt wurde:- Allein er konnte ſeinen Unterthanen die Gerechtigkeit nicht verſagen. Zum wenigſten, um alle Verwirrungen zu vermeiden, verlangte er, daß ein jeder ſeine Klagen ſchrifftlich abfaſſen ſollte: Und als er ſie alle bekommen hatte; ſo ward er gantz ſtutzig, als er unter andern auch folgendes Bittſchreiben fand:

Bittſchreiben der unpartheyiſchen Todten an den Pluto.

König der Höllen, wir machen den Anfang mit einer Verſicherung, daß man unſer in den neuen Geſprächen auf keine Weiſe gedacht hat. Wir ſind dem Verfaſſer glücklich entgangen: entweder weil er uns nicht gekannt hat; oder weil er uns zu ſeinen Abſichten nicht brauchen können. Dem ungeachtet aber nehmen wir uns doch der geſunden Vernunfft an, welche, wie es

uns ſcheinet in vielen Stellen dieſes Buches verletzet werden. Erlaubet uns nur dieſelben anzuzeigen und eure Gerechtigkeit darüber anzuflehen.

Die Schönheiten gehören vor alle Länder: Könige aber und Helden nicht.

Werden etwa die Schönheiten überall davor erkannt, die Könige und Helden aber nicht? Es komme aber eine ſchöne Chineſerin nach Europa, und ſehe, ob man ſie mit ihrem platten Geſichte, mit ihren kleinen Augen und ihrer breiten Naſe vor ſchön halten wird? Sie wird es bald inne werden, daß die Schönheiten nicht vor alle Länder gehören. Ein Chineſiſcher Held, der nach Europa kommen möchte, würde ſich gewiß weit eher, als einen Helden zu erkennen geben; wenn ihm das Glück nur günſtig wäre: Und wär denn Alexander ſelbſt, von welchem in dem Geſpräche die Rede iſt, nicht ein Schrecken der Indianer? Phryne würde dieſelben nicht zur Liebe gereitzet haben. Ein Grieche konnte ſo gut in Indien Armeen ſchlagen als anderwerts: aber eine Griechin hätte daſelbſt nicht ſo gut Hertzen bezwingen können. Die Nationen haben von der Schönheit verſchiedene Meynungen: aber unter allen Völckern weichet man dem Stärckeſten. So gehören denn die Helden vor alle Länder, die Schönheiten aber nicht.

Das

Das ſind nicht die wahren Lobſprüche, die ſich uns ſelber darbieten; ſondern diejenigen, die wir andern abdringen.

Dieſer Grundſatz ſcheint nicht gar zu richtig zu ſeyn. Wir gebens zu, daß die Lobſprüche, die wir ſo gar den Lippen unſerer Feinde abdringen, wahrhaffte Lobſprüche ſind: aber das ſind auch wahrhaffte Lobſprüche, die uns von Leuten gegeben werden, die ſich ſo viel Gewalt nicht dabey anthun. Es iſt nicht nöthig, daß man eben wieder Willen lobe. Sollte denn Titus, den man die Ergetzlichkeit des menſchlichen Geſchlechts genannt hat, ſich mit dieſem Lobſpruche nicht ſchmeicheln dörfen, weil ſeine Unterthanen ſich ohne allen Zwang vereinigt hatten, daß er deſſelben würdig wäre? Und ward Attila deswegen beſſer gelobet, wenn diejenigen, die ihn eine Peitſche des himmliſchen Zorns nannten, ſich genöthiget ſahen, ihn mit Verdruß vor einen groſſen Krieges-Helden zu erkennen?

Die Natur wircket allezeit ſehr ordentlich: wir urtheilen aber nicht allezeit ſo, wie ſie wircket.

Mit dieſem Spruche nimmt Socrates von dem Montagne Abſcheid: aber hätte ihn Montagne nicht zurücke ruffen, und ſich eine Erklärung davon ausbitten ſollen? Die Natur wir-

ckt allezeit ſehr ordentlich. Das iſt nach Socratis Meynung, und nach dem vorhergehenden, daß die Natur in allen Jahrhunderten das Dutzend vernünfftiger Leute, die ſie auf der gantzen Erde auszubreiten hat, gantz gleich vertheilet. Aber wir urtheilen nicht ſo, wie ſie wircket. Soll das heiſſen, daß wir in unſern Urtheilen nicht derjenigen Gleichheit nachahmen, womit die Natur einem Jahrhunderte eben ſo viel vernünfftige Leute giebt, als dem andern? Was heiſſet das aber, gleich urtheilen? Was heiſſet das, die Gleichheit der Natur in unſerm Urtheile nachahmen, die ſie in dieſer Austheilung beobachtet? Dieſem allem iſt durch das Wort ordentlich abgeholfen, welches aber zweydeutig iſt, und womit zwar das Ohr, aber nicht der Verſtand ſich vergnügen läßt. Denn den Augenblick, wenn dieſer Ausdruck auseinander gewickelt wird, ſo ſieht man, daß man ihn nicht verſteht.

Die Ehrſucht iſt leicht vor ein Werck der Einbildungs-Krafft zu erkennen: Denn ſie hat die Art derſelben an ſich, ſie iſt unruhig, voller phantaſtiſchen Anſchläge, ſie gehet auch weiter, als ſie ſich anfänglich gewünſchet, ſo bald ſie nehmlich daſſelbe erlanget hat.

Sollte man es wohl glauben, daß der Verfaſſer durch alle dieſe Eigenſchafften die Liebe von

der

der Ehrſucht unterſcheiden wollen? Die Liebe muß gewiß ziemlich ruhig geworden ſeyn. Zu der Zeit, als wir lebten, hätte ſie auch ein Werck der Einbildungs-Krafft heiſſen können: Denn ſie war unruhig, und voller ſeltſamer Anſchläge, und ſtellte ſich faſt niemahls zufrieden. Indeſſen glauben wir doch, daß ſie ihre Natur noch nicht gantz geändert haben werde. Der Verfaſſer ſetzet die Liebe der Ehrſucht entgegen; und nachdem er von der letztern ziemlich übel geſprochen, ſo bemercken wir, daß er es nicht wagen dörfen, von der Liebe was zu ſagen. Wenn er die Liebe vor eine ſo ruhige Neigung angeſehen hätte, würde er vermuthlich nicht unterlaſſen haben, dieſen ihren Vorzug vor der Ehrſucht recht klar vor Augen zu ſtellen.

Auf was vor eine Weiſe ſeyd ihr närriſch geworden? Auf eine ſehr vernünfftige Weiſe.

Wir wollten dieſen Einfall gelten laſſen, wenn wir nur denſelben nicht innerhalb zehn Zeilen wieder anträfen: Ich ſtellte ſolche vernünfftige Betrachtungen an, daß ich darüber die Vernunfft verlohr.

Die Raſenden ſind ſo närriſch, daß ſie ſich mehrentheils einander vor Narren halten.

Wenn die Unſinnigen keine andre Merckmahle ihrer Thorheit geben möchten, ſo würden wir keine

keine böſe Meynung von ihnen hegen. Das heißt ja nicht närriſch ſeyn, wenn man diejenigen Narren heißt, die es wircklich ſind.

Siehe, o König der Höllen, dieſes ſind die vornehmſten Stellen, darüber wir uns zu beklagen, verbunden erachtet haben, und zwar aus bloſſer Liebe zur Vernunfft. Es giebt unter uns Todte Sprachlehrer, die euch mit einer ziemlichen Anzahl von Redensarten beſchwerlich fallen wollten, die ſie in den neuen Geſprächen zu tadeln gefunden haben: aber wir ſind nicht einer Meynung mit ihnen geweſen. Die Beurtheilungen, die man in der Höllen macht, müſſen gründlicher ſeyn. Sie müſſen von Sachen, und nicht von Wörtern handeln. Ja, da der Verfaſſer in allen neuen Auflagen die Ausdrückungen ändert, ſo würden wir uns vergebliche Mühe machen. Es iſt beſſer, daß man ihm im Abſehen auf die Gedancken nichts überſehe: weil er ſich darinnen nicht beſſert. Wir erwarten Euren Ausſpruch mit groſſer Ungedult. Zeiget doch, groſſer König, daß ihr der Apollo der Höllen ſeyd, und daß unſer Fluß Styx der Hippocrene nichts nachgebe.

Auf dieſe Klagſchrifft antwortete Pluto aufs allergnädigſte. Er verordnete, daß alles, was darinnen getadelt worden wäre, vor tadelns-würdig gehalten werden ſollte: und wegen der Klagen der übrigen Todten; ſtellte er auf Einrathen des Eacus und Rhadamanthus folgende Verordnungen:

I. Ohn-

I. Ohngeachtet der Verfaſſer der Geſpräche von dem Heroſtratus gutes geſaget; ſollte er doch wiederum in ſeinen vorigen übeln Nahmen gebracht werden.

II. Die treuen Liebhaber ſollten nicht vor ſo ſeltſam, als die verliebten Götter, angeſehen werden: und Pauline ſollte ſich um andre Gründe bemühen, ihre Liebes-Begebenheit zu rechtfertigen.

III. Es ſolle nicht erlaubt ſeyn, den Homer zwey mahl zu verſpotten, und dergleichen Rückfall ſolle nicht frey ſtehen.

IV. Marot ſolle öffentlich geſtehen, daß er auſſer dem Geſpräche, dem Seneca in allen Stücken nachgeben müſſe.

V. Moliere ſolle nicht mehr von der Philoſophie, und Carteſius nicht mehr von der blinden Kuh reden.

VI. Montezum ſolle nichts als die Mexicaniſche Hiſtorie gründlich verſtehen.

VII. Galiläus ſolle in den Geſprächen nicht aufgeweckter reden, als Apicius.

VIII. Das Frauenzimmer ſolle aus der gefährlichen Chymie des Raymund Lullius, keinen Vortheil ziehen.

IX. Candaules ſolle nicht ein ſo friedfertiges Gemüth haben, damit er nicht den Eh-Männern ein böſes Exempel geben möchte; und Giges ſolle von der Liebe edlere Gedancken hegen.

X. Fauſtine ſolle die Roxelane, und Roxelane

die Fauſtine abbitten, daß ſie einander widerſprochen hätten.

XI. Plato ſolle kein Buhler, ſondern bloß ein Philoſoph ſeyn.

XII. Die Hertzogin von Valentinois ſolte nicht verbunden ſeyn, ſich ihres Alters zu rühmen.

XIII. Juliette von Gonzaga ſolle ſich ihrer Gleichniſſe enthalten, oder geſtehen, daß ſie ſich nicht ins Serrail geſchicket hätte.

XIV. David Riccio könnte als ein Staats-Miniſter reden, wenn er wollte; und ſollte nicht genöthiget ſeyn, als ein bloßer Lauteniſt zu ſprechen.

XV. Den Theocritus von Chio ſollte man in dem Fluſſe Lethe baden, damit er ſeine übeln Einfälle vergeſſen möchte, und dem Parmeniſcus ſollte man ein Jahr Zeit geben, ſich deutlicher zu erklären; imgleichen auch dem Raphael von Urbino.

Dieſe Verordnungen wurden in der gantzen Höllen kund gemacht, mit dem ausdrücklichen Verbote an alle Todten, den Pluto nicht mehr wegen dieſer Materien zu übertäuben: Es wäre denn, daß etwa ein Lebendiger ſichs belieben ließe, dieſem Copiſten Lucians, in Verfertigung neuer Geſpräche nachzuahmen, die ebenfalls getadelt zu werden verdieneten.

Regiſter der Titel und Materien dieſer Geſpräche.

Geſpräche der Todten aus der alten Hiſtorie.

I. Alexander und Phryne, welche Naturelle das meiſte Aufſehen verurſachen 3

II. Milo und Smindiride, von der Zärtlichkeit 8

III. Dido und Stratonica, von der Buhlſchafft die Virgil der Dido fälſchlich zugeeignet 11

IV. Anacreon und Ariſtoteles, von der Philoſophie 15

V. Homerus und Eſopus, von den Geheimniſſen in den Schrifften Homeri 20

VI. Athenais und Icaſia, von dem Eigenſinne des Glückes 23

c Geſpräche

Geſpräche
der ältern Todten mit den Neuern.

I. Auguſtus und Petrus Aretinus, von Lob-Sprüchen. 28

II. Sappho und Laura, ob es gut ſey, daß die Männer den Angriff in der Liebe thun, die Weiber hingegen ſich vertheidigen? 34

III. Socrates und Montagne, ob die Alten tugendhaffter ſind als wir? 38

IV. Adrianus und Margaretha von Oeſterreich, welche Todes-Art die großmüthigſte iſt? 44

V. Eraſiſtratus und Hervæus, von was vor Nutzen die Erfindungen der Neuern in der Natur-Wiſſenſchafft und Artzney-Kunſt ſeyn? 52

VI. Berenice und Coſmus von Medices, von der Unſterblichkeit des Nahmens. 56

Geſpräche
der Todten aus neuern Zeiten.

I. Anna von Bretagne und Maria aus Engelland, Vergleichung der Ehrſucht und Liebe. 60

II. Carl der fünfte und Eraſmus; ob man ſich etwas vor eine Ehre ſchätzen könne? 67
III. Eliſabeth von Engelland und der Hertzog von Alençon; von der Eitelkeit aller Beluſtigungen 72
IV. Wilhelm von Cabeſtan und Albrecht Friedrich Marggraf von Brandenburg; von der Unſinnigkeit. 75
V. Agnes Sorel und Roxelane, von der Macht des Frauenzimmers 80
VI. Johanna von Neapolis und Anſelmus, von der Unruhe über das Zukünfftige 85

Titel und Materien aus dem andern Theile.

Geſpräche der Todten aus den alten Zeiten.

I. Heroſtratus und Demetrius Phalereus, daß die Gemüths-Bewegungen nöthig ſind 93
II. Callirhea und Pauline, daß man ſoviel betrogen wird, als mans nöthig hat. 98

III. Candaules und Giges, von der Prahlerey und Unbeſcheidenheit. 104
IV. Helena und Fulvia, von wichtigen Begebenheiten 108
V. Parmeniſcus und Theocritus von Chio; daß die Vernunfft was betrübtes, ja zuweilen was unnützes iſt 112
VI. Brutus und Fauſtine; von der Freyheit 119

Geſpräche der ältern Todten mit Neuern.

I. Seneca und Marot; ob die Weißheit, die aus der Vernunft herrühret, beſſer ſey, als die aus dem Naturelle entſtehet? 123
II. Artemiſia und Raymund Lullius; von der Vollkommenheit, darnach die Menſchen trachten 129
III. Apicius und Galiläus, daß man zwar im Erkenntniſſe, aber nicht in Ergetzlichkeiten was neues erfinden könne 133
IV. Plato und Margaretha von Schottland; ob die Liebe was geiſtliches ſeyn könne? 137
V. Strato und Raphael von Urbino; von Vorurtheilen 145

VI. Lucretia und Barbara Plomberg; daß die Ehre mehr ausrichtet als die Schuldigkeit 152

Geſpräche
der neuern Todten.

I. Solymann und Juliette von Gonzaga; daß in der Pralerey was gutes ſtecken könne 158

II. Paracelſus und Moliere; von der Comödie 162

III. Maria Stuart und David Riccio; ob man durch die Vernunfft glücklich werden könne? 168

IV. Der dritte falſche Demetrius und Carteſius; daß man die Unterſuchung der Wahrheit nicht werde überdrüßig werden, ob ſie gleich fruchtloß iſt 172

V. Anna von Boulen und die Hertzogin von Valentinois; wie groſſe Thaten gethan werden? 178

VI. Ferdinand Cortez und Montezum; wie barbariſche und wohlgeſittete Völcker voneinander unterſchieden ſind 183

Plutons Urtheil über die Geſpräche der Todten.

Uber den erſten Theil 19
Schreiben der Lebendigen an die Todten 222
Uber den andern Theil 234
Bittſchreiben der unpartheyiſchen Todten 263

E N D E.

59604618

[illegible]